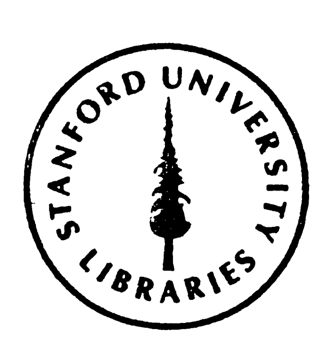
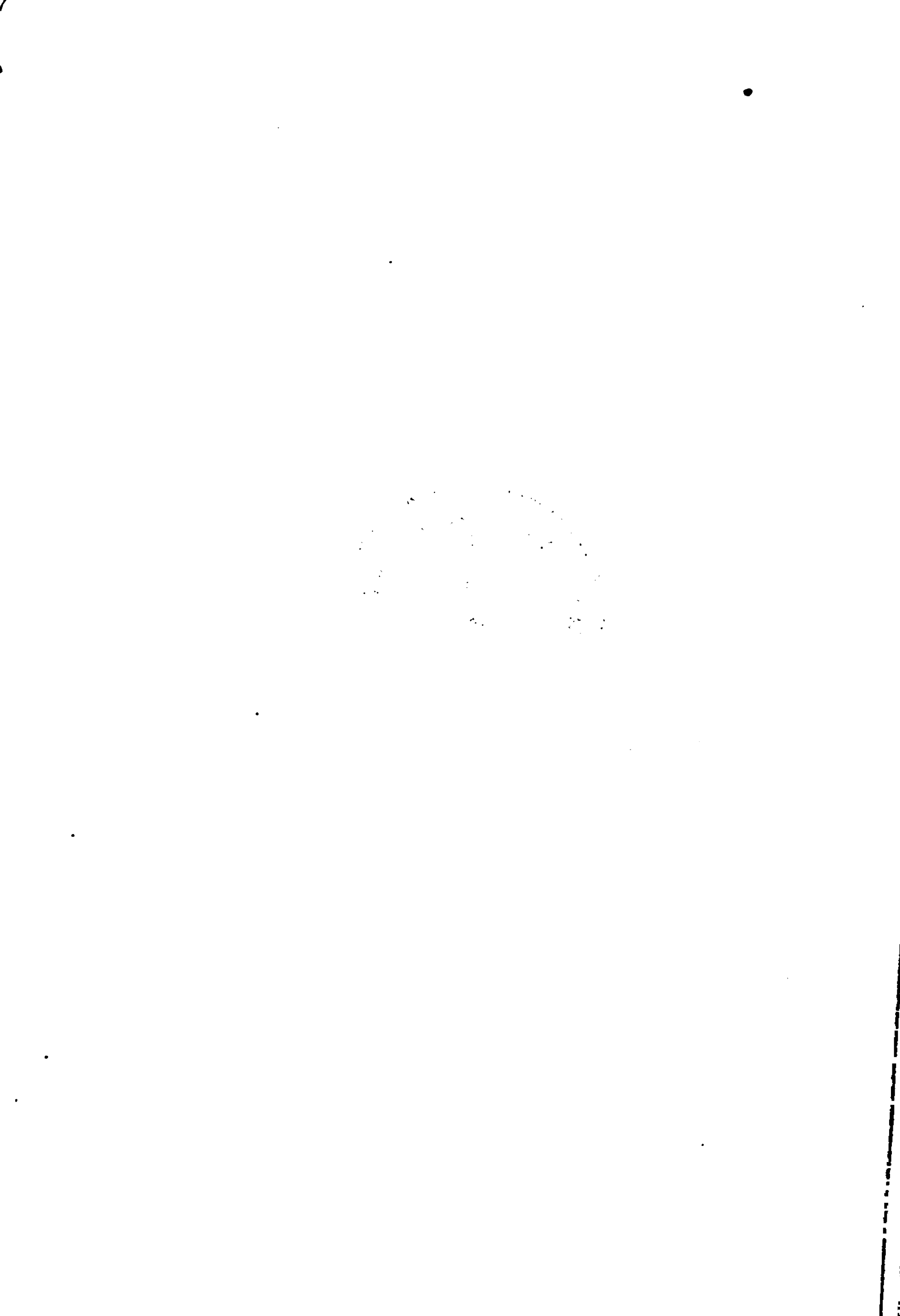
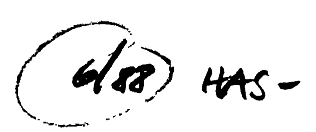

6/88 HAS-






6/88 HAS-



Hierinn wirdt begriffen vnd angezaigt die ordnung der gesellschafft sandt Cristoffs: aufgericht durch die herrn vnd Edlen der hochloblichē Furstenthuem Steyr: Kerndten vnd Crain. Anno. rc. M. D. xvij.



Originaltitelblatt der „Ordnung“ (Statuten) der St. Christophs-Gesellschaft für Steiermark, Kärnten und Krain nach dem Drucke von 1517.

Vier Jahrhunderte deutschen Kulturlebens in Steiermark.

Gesammelte Aufsätze

von

Dr. Anton Schlossar.



Graz und Leipzig 1908.

Verlag Ulrich Mosers Buchhandlung (J. Meyerhoff).

Druckerei „Leykam“, Graz.

Inhaltsverzeichnis.



Vorwort.

Die nachfolgenden Aufsätze und Skizzen sind im Laufe von mehr als 25 Jahren, wenn auch in viel knapperer Form, von mir an verschiedenen Stellen veröffentlicht worden. Auf den Wunsch zahlreicher Freunde habe ich mich entschlossen, dieselben gesammelt vorzulegen. Jedes der Stücke hat aber eine Umänderung, manches eine ganz bedeutende Vermehrung aufzuweisen. Diese Umänderung und reiche Vermehrung wurde namentlich den Aufsätzen über den merkwürdigen „Wunderdoktor“ Spoek, über „Erzherzog Johann und das Kunstleben“ und über den Nachlaß unseres edlen heimischen Dichters Karl Gottfried Ritter von Leitner, des leider heute viel zu wenig gewürdigten, zuteil. Die Erzählung und die Aktenstücke, welche die eigenartige Persönlichkeit Spoeks betreffen, sind einem gleichzeitigen umfassenden handschriftlichen Berichte des ärztlichen Zeitgenossen Dr. Faby entnommen, die Briefe an Leitner den Originalen aus dem Nachlasse unseres Dichters. Was die Mitteilungen betrifft, welche das Einwirken unseres für alle Zeiten unvergeßlichen Erzherzogs Johann auf die Tätigkeit österreichischer Künstler betrifft, so war mir durch die Güte und Liebenswürdigkeit Seiner Exzellenz des Herrn Grafen Johann und namentlich des Herrn Grafen Franz von Mera

erst heuer das herrliche, reiche künstlerische Material zur Anschauung geboten, welches diese Richtung des für jeden Kulturfortschritt so bewunderungswürdig tätigen erlauchten Großvaters der beiden Herren in so glänzender Weise illustriert. Es ist dies dasselbe Material, von dem ein kleiner und doch für Steiermark noch immer außerordentlich bedeutender Teil wieder durch das liebenswürdige Entgegenkommen der beiden Herren Grafen und der gräflich Meranschen Familie überhaupt im April des Jahres 1907 auf der „Ausstellung älterer Kunstwerke aus steirischem Privatbesitz“ in Graz zur Vorführung gelangt, berechtigtes Aufsehen und Interesse erregte. Ich selbst, dem es gegönnt war, auch die übrigen nicht ausgestellt gewesenen Kunstblätter, Zeichnungen, Aquarelle, Stiche, Lithographien genau besichtigen zu können, fühle mich hierfür und auch für die Einsichtnahme in die Tagebuchblätter des Erzherzogs Johann, die so manche wertvolle Erläuterung bieten, Seiner Exzellenz dem Herrn Grafen Johann und dem Herrn Grafen Franz von Meran zu tiefem Danke verpflichtet. Letzterem Herrn Grafen namentlich auch für die Bewilligung, das reizende Aquarellbild M. Loders hier zum erstenmal in der Reproduktion als Zierde und Schmuck meines Buches beigeben zu können. Freilich kann eine, wenn auch sorgfältige schwarze Reproduktion die Zartheit der Farbengebung und die Stimmung des Aquarellbildes Meister Loders kaum annähernd wiedergeben.

Was die übrigen hier vermehrt gebotenen Stücke betrifft, so habe ich das Originalmanuskript von Schnabls Faschingskomödie neuerlich von seiten des hochwürdigen Herrn Archivars unseres berühmten heimischen Benediktinerstiftes Admont dargeliehen erhalten und konnte deshalb auch verschiedene Szenen daraus als bezeichnende Proben des Ganzen wörtlich zum Abdrucke bringen. Auch hierfür statte ich meinen pflichtschuldigen Dank ab.

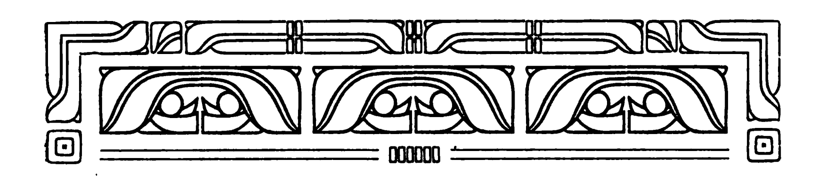
Dieser Dank gebührt überhaupt allen jenen verehrten Persönlichkeiten, welche schon bei der ersten skizzenhaften Veröffentlichung einige der übrigen Aufsätze auch durch Mitteilung von ungedruckten Briefen und dergleichen förderten, so namentlich dem Herrn Grafen Anton von Prokesch-Osten in Gmunden und Herrn Hofrat Baron Heinrich von Hammer-Purgstall in Graz, dem Herrn Grafen Guido von Auersperg in Wien und manchen anderen, die mich durch mündliche und schriftliche Mitteilung in der einen oder anderen Weise unterstützten. Der Vorstehung der steiermärkischen Landesbibliothek danke ich für die Überlassung des seltenen Keplerschen Kalenders und für die Bewilligung, das Titelblatt daraus hier wiederzugeben. In dem Aufsatze über Schröckinger, den begabten, so jung verstorbenen steirischen Dichter, habe ich mich bemüht, eine Reihe seiner am meisten bezeichnenden Gedichte dem Leser vorzuführen, die biographischen Einzelheiten, Schröckinger betreffend, sind dem ungedruckten Vorworte Leitners zu der von ihm beabsichtigten Ausgabe einer Auswahl der Gedichte dieses seines Jugendfreundes entnommen, die leider nie erfolgte. In dem bisher ganz ungedruckten Aufsatze über Joseph Freiherrn von Kalchberg, den jetzt im Jahre des Erscheinens dieser Erinnerungsblätter schon 25 Jahre lang die kühle Erde deckt, wollte ich das Gedenken an den edlen Staatsmann auffrischen, auf den seine engere Heimat Steiermark ebenso stolz sein kann als der Staat Österreich, dem er so bedeutende Dienste geleistet.

Es bleibt mir noch übrig, als Erläuterung des gewählten Titels beizufügen, daß ich dem Leser in diesen Einzelaufsätzen vom XVI. bis in das Ende des XIX. Jahrhunderts eine Art charakteristischer Bilder vorführen wollte, welche teils Sittengeschichtliches aus Steiermark bieten, teils Beiträge zur Lebensgeschichte hervorragender und berühmter Söhne des Landes oder bedeutender Persönlichkeiten, die auf steirischem Boden

mehr oder weniger gewirkt haben. Das XVII. Jahrhundert ist allerdings nur gestreift, das uns zunächst liegende XIX. Jahrhundert besonders reichlich bedacht. Hatte ich doch Gelegenheit, mich der persönlichen Bekanntschaft so mancher der im letzteren gefeierten, aber schon dahingeschiedenen berühmten Männer, die den Vorwurf zu meinen Skizzen bilden, zu erfreuen, jener Männer, deren ich in Wehmut gedenken muß.

Graz, im Herbste 1907.

Dr. Anton Schlossar.



Mäßigkeitsvereine der Vorzeit,

insbesondere die St. Christophs-Gesellschaft für Steiermark, Kärnten und Krain 1517.

Wenn man heute Kunstsammlungen und historische Museen betrachtet, wenn man alte Schlösser durchstreift oder in alten Bürgershäusern von der Urväter Hausrat manches schätzenswerte Stück aufbewahrt sieht, so wird der Beschauer nicht selten noch jene alten riesigen Kannen, Becher, Krüge und Trinkgefäße aller Art finden, welche durch ihren Umfang und ihre Größe in wahres Erstaunen versetzen. Es ist schwer begreiflich, wie die Menschen verflossener Jahrhunderte solche Humpen leeren konnten, ja oft auf einen Zug geleert haben, was ja die Geschichtsbücher und Chroniken jener Zeit häufig genug erwähnen; dabei geht es uns aber wie mit den alten Ritterrüstungen, die zentnerschwer gewesen und ebenfalls heute noch das Staunen des Beschauers erregen, dem es unfaßbar erscheint, wie ein Mensch jemals diese ungeheure Eisenlast auf sich nehmen, sich darin bewegen, ja sogar darin fechten und wacker kämpfen konnte. Genug damit, daß es erwiesenermaßen einstens so gewesen. Die Zeit ist nicht gar so ferne — es dürften zwei-, höchstens dreihundert Jahre seitdem verflossen sein —

daß alle diese Riesenbecher, Kannen und Krüge tüchtig im Gebrauche standen und oft und oft gefüllt und geleert wurden. Jene Zeit — ich habe hier insbesondere das Ende des XV. Jahrhunderts, dann das XVI. und das XVII. Jahrhundert im Auge — war eine große gewaltige, sie hat Reformen auf allen Gebieten des kulturellen Lebens geschaffen, sie hat die mächtigsten Bausteine zu dem Grunde herbeigeschafft, auf dem die Nachkommen bis auf unsere Tage den stolzen Bau ihrer Kultur errichtet, aber freilich, jene Sitten waren rauh, beinahe roh und die Geschichte derselben weist Kapitel auf, die den Begriffen von Anstand und Sitte der heutigen Zeit absolut zuwider sind. Wüste rohe Reden, Schelten und Fluchen, übermäßiges Essen und Trinken, besonders aber allezeit das letztere, galten für mannhaft und ritterlich und eine Mäßigung in diesen verschiedenen Richtungen zu bewahren, hätte der ritterlich gesinnte Mann meist unter seiner Würde gehalten. Als Beitrag zur Sittengeschichte sei hier nur der Bestrebungen gedacht, welche gegen dieses ganze Treiben und insbesondere gegen die immer mehr zunehmende Trunkluft hervortraten. Dieselbe nahm besonders zu Anfang des XVI. Jahrhunderts überhand; zumeist aus jener Zeit stammen auch die vorhandenen riesigen Trinkgefäße. Es kam so weit, daß nicht nur Männer, daß auch züchtigliche und minnigliche Frauen und Jungfrauen, „um den Gast zu ehren“, einen Becher Weines leerten, den wohl von der heutigen Generation selbst Männer mit ehrwürdiger Scheu betrachten dürften; auch war jene Prinzessin Anna von Sachsen, welche 1561 Wilhelm den Schweigsamen von Oranien heiratete und als Ehefrau „ein guedte flasche weins morgens und abermals ein guedte flasche zu abendtszeit mehr dan ein maß haltend“ austrank, keineswegs die einzige vornehme Dame, welche stark dem edlen Rebensafte zusprach. Von den Männern natürlich ganz zu geschweigen. Hans von Schweinichen erzählt in seinen Aufzeichnungen gar merkwürdige Dinge hierüber und auch von

sich selbst, daß er sich mit seinem „Saufen einen großen Namen gemacht“. Gerade unter den Edlen war diese Trinklust verbreitet; viele stunden-, ja tagelanges Zechen war nichts Seltenes, und noch heute weist jene merkwürdige Fensterscheibe auf der Riegersburg in der mittleren Steiermark die mit Diamant eingeritzte Inschrift auf: „Anno 1635 den 6. April hat ßich das ßauffen anghebt Vnd Ale Tag ein Ravsch geben bis Auff den 26. detto.“

Und trotzdem war man Jahrhunderte früher gegen diese enorme Trinklust aufgetreten. Schon auf dem Reichstage zu Worms 1495 wurde der „Abschied“ erlassen, daß die Kurfürsten, Fürsten und andere Mitglieder des Adels ihren „Dienern, auch sunst allen iren Underthanen das Trinken zu gleichen, vollen vnd halben nit zu gestatten, sondern das ernstlich zu strafen“ hätten. Der Abschied des königlichen Tages zu Lindau vom Jahre 1497 verfügte bezüglich der eingerissenen Sitte des Zutrinkens, „daß solich Zutrinken nit gestattet, sondern abgestellt vnd vermitten werde“, insbesondere sollte auch „solich Zutrinken in Veldlegern allen Menschen verbotten“ sein. Ähnliches bestimmte der Reichsabschied von Freiburg i. B. von 1498. Freilich beklagten sich mehrere dieser Reichsabschiede darüber, daß die Verbote wenig „gehalten, vollzogen oder gehandhabt“ werden; so der Augsburger Abschied von 1500, derjenige von Trier 1512 und auch später die Reichspolizeiordnung von 1577; letztere verhielt sogar die Obrigkeiten, daß eine jede „übermäßig Trinken und Zutrinken abstellen und die Überfahrer ernstlich straffen solle“. — „Demnach gebieten wir“, heißt es im § 3 ebendaselbst, „allen und jedem Churfürsten, Fürsten, geistlichen und weltlichen und anderen Ständen, daß sie ihren Unterthanen zum Exempel, und daß sie dieselbigen zu strafen desto mehr Fug und Ursach haben, das übermäßig Trinken und das Zutrinken gänzlich für sich selbst zu meiden, auch an ihren Höfen . . . bei ernstlicher Peen und Straf das

1*

übermäßig Trinken und das Zutrinken, es geschehe in welcherley Weiß, Worten oder Gestalt das erdacht ist, oder werden möcht, zu meiden gebieten und darüber ernstlich halten".

Die Habsburger Regenten wandten ihre Aufmerksamkeit der Abschaffung solcher Unzukömmlichkeiten besonders zu. Zu Otto des Fröhlichen Zeit blühte ein St. Georgs-Ritterorden in Österreich, dessen Tendenz Bewahrung der Mäßigkeit im Essen und insbesondere im Trinken war. Dieser Orden, der in Wien die gotische Kapelle neben der Augustinerkirche von 1337 bis 1379 besaß, hatte auch noch die Bekehrung der heidnischen Preußen zum Zwecke und bei dem Preußenzuge Albrechts III. 1376 zogen deshalb auch 50 Georgenritter mit, unter denen sich steiermärkischer Adel durch vier Liechtensteiner, drei Stubenberger und drei Grafen von Cilli vertreten befand. Kaiser Friedrich III. ließ durch Aeneas Sylvius mündlich und schriftlich die Völlerei verdammen. Der Regent selbst trank nur beim Abendessen Wein. Er war es auch, der 1450 jenen ersten Orden der Mäßigkeit gründete, dessen Mitglieder ein eigenes Abzeichen trugen, das in einem Kranze zusammengefügter Kannen mit einem Marienbild in der Mitte bestand, unter welchem ein Greif eine Tafel mit der Inschrift: „Halt Maß" in seinen Klauen hielt. Die Reichsabschiede Maximilians I., in denen er in scharfen Worten der Trinklust zu Leibe ging, wurden eben erwähnt. Freilich halfen weder die energischen Angriffe der Regenten, noch die Verfügungen der Behörden in den Städten, welche nicht selten ebenfalls dagegen auftraten. Seit jenem ersten Mäßigkeitsvereine von 1450 kam es aber in Deutschland nun öfter zu Verbindungen, welche den gleichen Zweck hatten, deren Gründer von sehr vornehmer Abkunft und deren Mitglieder zumeist dem edlen Stande angehörig waren; es ließ sich also wenigstens erwarten, daß die Gegenströmung eine bedeutendere würde. Der erste unter den späteren Mäßigkeitsvereinen im XVI. Jahrhundert, die



St. Christophs-Gesellschaft, war wieder in Österreich entstanden und ich werde weiter unten auf dieselbe ausführlicher zurückkommen. Nach dieser 1517 gegründeten Vereinigung fand einmal im Jahre 1524 ein Armbrustschießen zu Heidelberg statt, das, mit einem Volksfest verbunden, Gelegenheit genug zum Zechen und „Excediren“ bot. Kurfürst Richard von Trier und Pfalzgraf Ludwig, welche beiwohnten, entsetzten sich über das rohe Benehmen der Männer bei dieser Volksbelustigung, über ihr Fluchen, Schwören, unmäßiges endloses Trinken und infolgedessen ungeberdiges Wesen. Beide verbanden sich mit mehreren Bischöfen und Pfalzgrafen vom Rhein zu einem „Bund der Entsagung“, also zu einem Mäßigkeitsvereine, und sowohl sie als auch ihre Untergebenen beschworen die Satzungen dieses Bundes, zu dem beizutreten alle Ritter im Lande aufgefordert wurden. Leider ist es wahrscheinlich, daß nur wenige dieser Aufforderung Folge leisteten. Trotzdem gründete einer der genannten Pfalzgrafen, Friedrich II., auf Grund dieser Gesellschaft einen eigenen Mäßigkeitsorden zum „Goldenen Ring“, welcher Name mit dem Abzeichen der Verbindung zusammenhing. Auch bei der Gründung dieses Ordens war der Stifter von den besten Absichten beseelt. Daß er keinen durchschlagenden Erfolg erwartete, zeigt schon die reservierte Ausdrucksweise der Statuten, welche den Bund geschlossen wissen wollten, „zugänglicher oder am wenigstens halber Abstellung des greulichen Lästerns, Fluchens und Trinkens“, auch das an die Ritter und Edlen erlassene Schreiben forderte auf, „ahmet uns treulich nach, überlasset euch nicht mehr den Greueln des Lästerns &c. . . . . oder unterlasset es wenigstens fortan zur Hälfte“. In der Tat wurde nach dem Tode des Pfalzgrafen Friedrich II., der den Orden gegründet hatte, nichts mehr über denselben bekannt und er scheint erloschen zu sein. Gegen das Fluchen, Schwören und derartige ärgerliche Äußerungen hatten allerdings 1500 Herzog Friedrich Wilhelm I. von Weir--

und dessen Bruder Herzog Johann von Weimar ebenfalls einen Orden gegründet, als dessen Abzeichen ein „sonderlich hierzu verfertigter Groschen“ am Halse getragen wurde, aber erst im Anfang des XVII. Jahrhunderts gedachte eine ritterliche Verbindung wieder der Mäßigkeit auch in anderen Beziehungen.

Es war dies der 1601 vom Landgrafen Moritz von Hessen nebst einer Zahl hochadeliger Persönlichkeiten zu Heidelberg gestiftete hessische Temperanzorden. Der Inhalt der Statuten, welcher bekannt ist, zeigt uns zugleich ein lebendiges Bild der damals herrschenden Trinklust. Vor allem hatten sich nach diesen Bestimmungen die Mitglieder für ein Jahr, wie sich die Urkunde kräftig genug ausdrückt, „alles Vollsaufens, in was Getränk auch das seyn mögte, zu enthalten“. Es war keinem „Ordensverwanten“ erlaubt, bei einer Mahlzeit mehr als sieben „Ordensbecher“ mit Wein zu trinken; außerhalb der Mahlzeit war überhaupt kein Wein gestattet, man wollte sich denn von den sieben gestatteten Mahlzeitsbechern die Zahl der außerhalb des Mahles getrunkenen abziehen lassen. Da nur eine Morgenmahlzeit und eine Abendmahlzeit gestattet war, so erlaubte die Vorschrift noch immer die respektable Zahl von vierzehn Bechern, also gewiß nicht weniger als vier Liter Wein nach heutigem Maße. Dagegen war es, „damit auch keiner ober Durst zu klagen“ habe, erlaubt, „sowohl zu beiden Mahlzeiten als osserhalb deren Bier, Sauerbrunn, Wasser vnd dergleichen schlecht Getrenk mit zuzutrinken“. Freilich war es dagegen wieder verboten, „seine Ordensbecher mit gebranntem hispanischen, welschen oder anderen starken oder gewürzten Weinen“ auszutrinken, darunter „dan auch starke Meedt vnd trunken machendes Bier, als Hamburger Bier, Breuhan, vnd dergleichen begriffen sein sollen“. Wichtig ist auch die Bestimmung, daß keiner die sieben Becher „of einen oder zwei Trunk oßzutrinken Macht haben, sondern zum wenigsten ober sieben Ordensbechern drei drinke thun“ solle, weiters „daß auch keiner

Macht haben“ solle, „weder einen oder mehr, vielweniger alle Ordensbecher der Abendmalzeit oder hingegen einen, mehr oder alle Ordensbecher der Morgenmalzeit diese zu jenen oder jenen zu diesen zu trinken“. Wenn ein Ordensmitglied gegen diese Bestimmungen verstieß, war jedes andere, das davon Kunde erhielt, verpflichtet, „an des Ordens temperanciae Patron und Stifter“ die Nachricht hievon gelangen zu lassen. Drei „unschuldige Ordensverwandte“ hatten sodann zu erkennen, ob der Ordensverbrecher mit der größeren, mittleren oder geringeren Strafe zu belegen sei. Diese Strafen bestanden in folgendem: Die größte darin, daß der zu bestrafende „von dato seiner Verbrechung bis ober ein Jahr, in keinerlei Ritterspiel zu Roß oder zu Fuß sich gebrauchen zu lassen“ habe; die mittlere Strafe war „von dato seines Verbrechens bis zu Ausgang der verglichenen Ordenszeiten keinen Wein zu trinken“, die geringere, daß zwei seiner besten Pferde dem Orden verfallen seien oder „dreihundert Thaler von dato seines Verbrechens innerhalb Monathsfrist besagtem Orden zu erlegen“. Gegen diese Verfügungen gab es weder eine Appellation, noch waren die Obersten, der Gründer und die übrigen Edlen davon befreit.

Auch gegen das Zutrinken im besonderen richteten sich die Bestimmungen und es sollten die „Ordensverwandte ihren Mit-Ordensverwandten, so zum Trunk genöthigt werden mochten, zu vertheidigen schuldig sein“. Den öfter erwähnten Ordensbecher hatte sich jedes neueingetretene Mitglied auf seine Kosten anfertigen zu lassen, auch erhielt man ein Abzeichen, über das aber die Statuten nichts Näheres enthalten. Aber auch dieser gutgemeinte und von einer großen Zahl von Edlen einige Zeit aufrecht erhaltene Temperanzorden hatte keinen langen Bestand; er ging ein, wie die übrigen Gesellschaften ähnlicher Tendenz, obgleich er der hervorragendste und bedeutendste in der Reihe dieser Mäßigkeitsorden war.

Alle die erwähnten Mäßigkeitsorden und Vereine waren von seiten des Adels gegründet worden oder geradezu durch vorsorglich denkende Fürsten, die für ihr Land und Volk bedacht, eine Untugend abschaffen wollten, welche sich so sehr eingewurzelt hatte.

Die für uns bemerkenswerteste dieser Mäßigkeitsgesellschaften sei hier, obwohl sie der Zeitfolge nach mehreren anderen vorgeht, zuletzt aber ausführlich besprochen, weil sie als österreichische Institution unsere besondere Aufmerksamkeit und eingehendere Betrachtung verdient. Es ist dies die bereits früher angedeutete St. Christophs-Gesellschaft. Gründer derselben war der eben so mannhafte als staatskluge Landeshauptmann von Steiermark Siegmund von Dietrichstein, derselbe, welcher sich bei dem 1515 ausgebrochenen Bauernaufstande sowohl in Kärnten als auch in Steiermark sehr tapfer erwies und bei Rann ein Bauernheer so vollständig aufs Haupt schlug, daß bald darauf die Ruhe in den Ländern wieder hergestellt werden konnte. Dietrichstein hatte schon lange in jenen Ländern, deren Verhältnisse ihm zunächst genau bekannt waren, in Steiermark, Kärnten und Krain mit Unmut die überhandnehmende Roheit und Trunksucht in adeligen und nichtadeligen Kreisen wahrgenommen. Vielleicht war es der durch Friedrich III. gegründete Mäßigkeitsorden, welcher den Landeshauptmann der Steiermark auf die Idee brachte, durch Stiftung einer ähnlichen Vereinigung den Versuch zur Abhilfe zu machen. Er verband sich vor allem mit dem Landeshauptmann von Krain, Hans von Auersperg, und schon zur Zeit der Gründung der Gesellschaft im Juni des Jahres 1517 waren eine Reihe hochangesehener geistlicher und weltlicher Adeliger von Steiermark, Kärnten, Krain und Tirol Mitglieder derselben; namentlich angeführt seien aus den 78 damaligen Teilnehmern: Hans von Auersperg, Landeshauptmann in Krain, Christoph von Scharffenberg, Hans von Reichenburg, Georg von Herberstein, Christoph von Reck-

nitz, Hieronymus von Enndorf, Hans und Georg von Teuffenbach, sowie Bernhardt von Teuffenbach-Mairhofen, Franz von Dietrichstein, der Truchseß Wolf von Dietrichstein, Wilhelm von Villanders, Abt Ulrich zu St. Paul in Kärnten, Veit Weltzer, der Landesverweser in Kärnten Christoph von Windischgrätz, Philipp von Trautmannsdorf, Wilhelm vom Graben, der Marschall Erasmus von Saurau, Christoph von Aichelberg, der niederösterreichische oberste Bergmeister Lamprecht Zach, Hans Wolf von Emershofen, der Chorherr Matthäus Stubenfoll von Straßburg und andere, darunter kaiserliche Räte, Doktoren der Rechte, Pfleger von Herrschaften, kurz eine Zahl sehr hervorragender Persönlichkeiten im Lande.

Die Statuten der Gesellschaft wurden in Druck gelegt. Dieses Druckwerk gehört zu den größten typographischen Seltenheiten, und da sich ein Exemplar desselben auf der Grazer Universitätsbibliothek erhalten hat, ist es möglich, die nachfolgenden Angaben aus und nach demselben hier zu machen.

Das Titelblatt des Büchleins von sechs Blättern in Klein-Quart zeigt den deutschen Reichsaar mit dem Habsburger Wappen in der Mitte und ringsum die Wappen von Österreich, Steiermark, Kärnten und Krain, darüber die Worte:

Hierrinn wirdt begriffen vnd angezaigt
die ordnung der geselschafft sandt Cri-
stoffs: aufgericht durch die Herrn vnd
Edlen der hochloblichen Fürstenthuem
Steyr: Kerndten vnd Crain. Anno. &c.
M. D. xvij.

(1517).

Die einleitenden Worte, welche von Siegmund von Dietrichstein (wie wohl auch der ganze Statutenentwurf) selbst herrühren, lauten genau nach diesem Originale:

Diweyl ich Sigmundt von Dietrichstain Freyherr zu Hollnburg vnd Vinckhenstain, Erbschenkh in Kernndten, Romischer Kay. Ma. &c. vnwirdiger Rat, Silbercamrer, vnnd Lanndtshaubtmann in Steir &c. Wargenomen hab, wie aus erster einbildung, vnd naturlicher erkantnuß greylich ist, das der mensch als ain vernufftig geschaffen Ding seinen schopfer so aller hochsten, grossten, vnd ganntz vnaussprechlichen, nit souil sol in aufmerckhen haben, das Er zum wenigisten sein gotlichen, auch seiner ausserwelten heilig namen, vber all erwirdig. Vnd darumb kains wegs eytel, noch gering neme, wil gesweigen gottes selbs gesetz der zehenpot, so vns zu Freyhait vnnd merern verdienen, als die hochen lerer weisen, gegeben ist. Furter die vrsach meiner ainfelltigen achtung, waraus sollich vnaufmerkhung erstlich am maisten enntstanden, vnd durch beywonung ander vnd andrer menschen, beuor der Jungen sich gebraitt hab, vnd als zu ainer gewonhait, dy natur andrent, angewachsen muess sein, Nemlich die Fullerey so ain verstopferin des Synne, vnd ain verswenderin der gedachtnuß ist Vnd wie poses, aus posem volget: vnd aber weder allen vnsitten die Fullerey, vnd zumal dy vberfullerey das zuetrinckhen am vordersten erscheinet, vnd also dem Adel am maisten wider ist, der doch ein vorgang des gemainen volckhs sein soll, hab ich gedacht: nit pald: sonder laider ganß langsam, vnd treg, nach gespurten weins selbs schaden, wie solhs meins swachen vermugens: nach dem ich kain oder schmalen, gwalt hab, abzubringen, vnd aufzureiten war, Vnd bey mir gefunden, wie etwan der Freywill durch vermittlung ainer geselschaft aus haimlicher wurchung angeborner Adelstugent zu widerbringung guter sitten, als seiner ersten grundvesst wenig mynder, dan durch etwas zwanng zubewegen sey. Nach der alt weysen sprichwort. Das die gueten meyden das vbel aus lieb der tugent. Darumb mit mit zeytigem Rat auch gar vleissigen erwegung Jr vill der wolgebornen Edlen, Strengen, vnd vessten Freye-

herren, Ritterschafft vnnd gemains Adels der löblichen Furstenthumb Steir, Kerendten, vnnd Crain, denen nit allain vor vnd nachgemelt maynung gefallen, sonder sich auch selbst darein gelassen, vnd mit begirlichen willen solh geselschafft zuegesagt, auch aller maß wie dy ordnung begreyst gehalten gelubt haben: dernamen vnd zunamen, wie sy ersten, ond diser hernach weniger teg, darein kunnen am endt begriffen sein. Mit hoch vleissiger ermonung, zu allem Adel das sy wellen bedenckhen Jr ein wenig vorgemelt loblich ankhunfft, die burdt des verstandts: auch grosste notturfft vnnser Zeit, zu wellicher bede graussame lasster fluchens: vnd zuetrinckhens so gar vberhanndt genomen, was zorns, straff von Got, vbel, schaden, vnd verats, an seel, Eer, leibs, vnd guets darauß vilfelltig eruolgt: ist nyemants verborgen. Sonnder teglichs augenscheinig, zdmall beherzigen. Die wenigen in der zall gebot des Almechtigen, Cristlicher versamblung, auch Kayserlicher Rechten, vnd des schonen ebenbildts yets vnnsers Allergenedigisten Herren, vnd Landsfursten, Herren Maximilian, Romischer Khaiser &c. von des person solichs lasster das erst, so voll als das annder, nit allain gannts weit sein, sonnder an der so gar nit gefunden werden, allein. Das es nit vnbillich fur vbermenschllch, vnd als ain zeitlich heyligkhait zu achten ist. Diweyll wir sehen das Fluchen, vnd schelten gleich als menschlichem geschlecht angeboren, bey geistlichen wenig anderst dan weltlichen, vnd bey den iungen oder kynndlen mit ersten worten erscheinet, vnnd doch aines yeden gutig gehort. Darumb das es boß ist zw horn, des vernemens swerlich, in im selbs offendirt, vnd belaidigt, dabey warzunemen wie guetig das sey von vnser khynder wegen so sy aus vnser selbstentwenung von vns, vnd vnseren Eehalten nichts solicher redt, auch zuetrinckhen horen, noch sehn, das sy ye diselben nit nach hin khumen, stamlen, noch thun, vnd souil desstmynder solich greulich lasster an sy wachsen mag.

Demnach hab wir die bildnuß des heilligeu martrer sandt Cristoff vnd als für ain zaichen der geselschafft vnder vnns zutragen furgenomen wie dan hinnach ettlich Artickel begreiffen vnd antzaigen werden.

Ein yeder in diser geselschafft, mag ander, ain, oder mer man Frawen oder Junckfrawen, vom Adel vnuerlaymbt, darein nemen, mit der phlicht nachuolgundt, doch das solhs beschehe in bey sein, vnd mit Rat zwayer ander von der gesellschaft wer auch also darein khumbt der soll seinn namen, wo er schreiben khan sonnst durch gedachter dreyer ein wesentlich aufzaichen, vnd bey ainer, oder doch gewisser vergebner potschafft, zum ersten dem Haubtmann zusenden, Auf das sy all yn ain buech geschriben, vnd behallten mugen werden.

Mit Furpittung sandt Cristoffs vnsers Patrons zu lob der heiligisten vntailberlichen drey / vnd ainhait, auch zu phlanntzung gemainer notturfft, Eer, zucht, vnd nuts seligklich. Amen.

Als Schutzpatron des Bundes wurde St. Christoph aufgestellt und war der Beitrit, wie aus den einleitenden Worten ersichtlich ist, nicht nur den Männern, sondern auch Frauen und Jungfrauen gestattet, ein weiterer Beweis für die bei allen ohne Unterschied des Geschlechtes überhandgenommene Unsitte. Was nun die einzelnen Punkte der Statuten selbst anbelangt, so sollte jedes beitretende Mitglied vor allem an Eidesstatt geloben, dieselben zu befolgen und vollziehen zu helfen. Als Abzeichen hat man St. Christophs Bildnis am Hals, am Hute oder sonst in die Augen fallend zu tragen. Dies war jedoch Pflicht, und wer das Tragen des Abzeichens unterließ und angezeigt wurde, hatte drei Kreuzer für die Armen zu bezahlen. Ebenso mußte jeder, der es unterließ, falls er an einer Kirche vorüberging, an welcher sich St. Christophs Bild befand, ein Vaterunser zu sprechen, einen Pfennig zu gleichem Zwecke bezahlen. Keiner durfte ferner „bei Gottes

Leichnam, Marter, Blut, noch seinem heiligen Leiden“ schwören, der dagegen Handelnde hatte einen Gulden rheinisch Strafe zu zahlen, und, falls es sechsmal geschah, wurde er aus der Gesellschaft ausgeschlossen. Was das Zutrinken betrifft, so war dies besonders hart bestraft; keiner sollte jemandem zutrinken oder auch nur hiezu aufforden, würde er aber selbst dazu aufgefordert, so sollte er es zwar annehmen und mäßig Bescheid tun („aines gwarten“), aber mit den Worten: „Ich gewart sein nach vermugen der gesellschaft.“ Der Übertreter hatte zwei Gulden längstens einen Monat darnach zu bezahlen. Weiters sollte jeder, der sich in einer Gesellschaft befand, wo also geschworen oder zugetrunken wurde, bei seinem Eid es dem Hauptmann anzeigen. Wenn jedoch ein als Übertreter Angezeigter dem Hauptmann an Eidesstatt gelobte, daß er weder bei den Leiden Gottes geschworen noch zugetrunken habe, so war er seiner Strafe ledig. Die Verpflichtung ging noch weiter; es sollte jedes Mitglied, dessen Sohn, Bruder oder Freund sich in dessen Hause aufhielt, auch diesem das Schwören und Zutrinken nicht gestatten, „wo man es aber erfert: er hab das inner oder ausserhalb haws than: dieweil er also in seinem prott ist“, so soll sein Unterhaltgeber einen Gulden Strafe bezahlen. Falls sich aber die Ungebührlichkeit wiederholte, sollte der Mißliebige aus dem Hause geschafft werden, es sollte „in der: so in underhelt, aus seinem Haus in acht tagen darnach vrlauben: vnd darauß thuen“. Kein Mitglied der Gesellschaft durfte einen also Ausgeschlossenen aufnehmen und behausen, derselbe hätte denn zuvor einen Eid geschworen, sich fernerhin anständig zu betragen. Auch sollte kein Mitglied einem offenbaren „Gotschwerer oder zuetrinkher“ im Lande in was immer für einer Angelegenheit Beistand leisten. Jeder Herr hat ferner seinen Dienern mit gutem Beispiele voranzugehen, insbesondere darauf zu sehen, daß sie sich des Zutrinkens enthalten; falls letzteres doch vorkäme, so soll der

betreffende Herr ein Pfund Pfennige erlegen; ob er sie von dem Diener nimmt oder nicht, bleibt ihm überlassen. Übrigens ist er von dieser Strafe befreit, wenn er die Übertreter „drey tag vnd nacht in ain Kercher“ tut. Wer die Strafe, in welche er verfallen ist, in einem Monate nicht erlegt, der ist sie doppelt zu erlegen schuldig; auch hat der Hauptmann das Recht, durch Pfändung oder anderen Zwang diese Summe einzubringen und die ganze Gesellschaft des Landes ist berechtiget und verpflichtet, demselben hierin jeder nach seinen Kräften zu unterstützen und zu helfen.

Es folgt nun eine Reihe von Bestimmungen, welche mit dem Zwecke der Gesellschaft zwar nicht viel gemein haben, aber doch den Charakter derselben bezeichnen. Vor allem sollen die Mitglieder aus Steiermark am ersten Samstag in dem Hoftheiding und am ersten Samstag nach dem St. Michaelstag in Graz, die Mitglieder aus Kärnten aber am Samstag vor dem Hoftheiding in einer zu bestimmenden Stadt („in der statt: da es in Kerndten wird khomen“) zusammenkommen und hat jeder einen Gulden rheinisch dem Hauptmann zu übergeben oder im Verhinderungsfalle zu schicken. Ein solcher Verhinderungsfall, etwa wegen Verhaftung u. dgl., ist jedoch vorher dem Hauptmann brieflich anzuzeigen. Der Sonntag, welcher auf diese Samstage folgte, wurde zuerst mit einer kirchlichen Feier eröffnet; es sollten drei feierliche Messen gelesen („drey Ambter bestellt“) werden: „ains von gotzleichnams, das ander von der schidung vnser lieben fraven, das dritt in der Eer sand Christoffen. Zu dem myttern amt soll der Briester bitten für lebentig vnd todt der gesellschafft“. Bei diesem mittleren Amte sollte die Gesellschaft auch die Kommunion nehmen. Nach dem Gottesdienste folgte ein vom Hauptmann bestelltes Mahl und hierauf die Wahl eines neuen Hauptmanns durch Stimmenmehrheit. Der neue Hauptmann sollte sodann jeden fragen, ob er einen „Schwörer“ oder „Zutrinker“ unter ihnen wüßte, der

noch nicht angezeigt oder gestraft sei. Gottesdienst und Mahl waren aus der gemeinsamen Kasse zu bezahlen. Zu dem neuen Hauptmann wurden außerdem sechs aus der Gesellschaft gewählt, welche Einnahmen und Ausgaben prüften und hierüber die Rechnung verfaßten. Das übriggebliebene Geld wurde in ein Spital gegeben oder an mehrere Spitäler verteilt für Speise und Trank daselbst und für „Seelpad“, das heißt für ein Bad, welches die Spitalbewohner zum Heile ihrer Seele nahmen. Übrigens konnte die Gesellschaft bei dieser Generalversammlung (nach modernem Ausdrucke) Abänderungen der Statuten treffen. Wer nicht in der Gesellschaft bleiben wollte, hatte dies ein Jahr vor dem genannten Sonntag anzuzeigen. Irrige Auffassungen und Mißverständnisse bezüglich der einzelnen Punkte, welche etwa vorkamen, hatte der Hauptmann zu klären und aufzuhellen. Nach dem letzten Absatze dieser Vorschriften folgt die Datierung: „Geschehen vnd geben zu Gretz im Jar vnnsers Cristlichen Hails geburdt. Tausent Funffhundert vnd im Sibentzehenden. Des Monats Junij am xx ij t. oder sandt Achacij vnd seiner gesellschaft tag“.

Nach der Bemerkung am Schlusse: „Hernach folgen aller herren vnd Edlen namen vnd zwenamen so sich yn obbemelte gesellschaft eingelassen: vnd die selb zw halten bewilligt haben“, sind die Seite 8 und 9 erwähnten 78 Namen mit ihren Titeln abgedruckt.

So weit die Satzungen dieser Mäßigkeitsverbindung, welche ebensowenig festen Fuß fassen konnte als die übrigen ähnlichen Vereinigungen, obgleich ihr Gründer, Siegmund von Dietrichstein, von den besten Hoffnungen für die Folge erfüllt war. Es dürfte anzunehmen sein, daß der steirische Landeshauptmann die Gesellschaft St. Christophs vielleicht auf Veranlassung des Kaisers Maximilian selbst gestiftet hat, da, wie schon aus den erwähnten Reichsgesetzen des Regenten hervorging, dieser einen unmäßigen Lebenswandel besonders ver-

dammte und, wo sich die Gelegenheit bot, gegen das Trinken, Zutrinken und die damit zusammenhängenden Unsitten auftrat. Daß Dietrichstein zu denjenigen Männern gehörte, die der Kaiser seines innigsten Vertrauens würdigte, ist bekannt; schon vor der Dämpfung des Bauernaufstandes stand der Landeshauptmann in hoher Gnade bei Maximilian, der ihm im Jahre 1506 um seiner getreuen Dienste willen ein Haus in Wiener-Neustadt schenkte, im Jahre 1510 ihm einen schönen Baugrund nebst Material in dem zerbrochenen Schloß und Gemäuer an der Maut im Fürstentume Steier verehrte, außerdem ihm Rechte und Freiheiten aller Art verlieh, so im Jänner 1514 die Lehenschaft der Marienkirche an der Gail, im April 1518 die Freiheit, Verbrecher aus des Landeshauptmanns Landgerichten durch andere Landgerichte zu führen u. dgl. Maximilian besuchte ja auch Graz nicht selten, wo Dietrichstein seinen Wohnsitz hatte, und das heute noch bestehende sogenannte „gemalte Haus“ in der steirischen Landeshauptstadt erinnert an die Zeit, da der Kaiser darin Lehen erteilte, weshalb dieses Gebäude auch früher „Maximilianshof“ hieß.

Die Gesellschaft scheint nach dem Tode des Landeshauptmanns, der im Jahre 1553 erfolgte, eingegangen zu sein. Aber es liegt von einer Zahl steirischer, Kärntner und Krainer Adeliger gefertigt, datiert von Pettau 13. Februar 1558, ein schriftliches Dokument über eine ähnliche, ebenfalls dem Schutze St. Christophs anheimgestellte „Bruderschaft“ vor, welche vielleicht als eine Fortsetzung des früheren Bundes betrachtet werden kann. Diese Bruderschaft unter der Devise: „Christus fortitudo mea“ ist nach dem Wortlaute des Dokuments ebenfalls gegen das „Laster der Füllerey vnd Fresserey“ errichtet und die Unterfertiger erklären ausdrücklich, davon abzustehen und sich zu enthalten, namentlich auch, daß sie „khainen genossenen Trungkh weder halb noch ganz wellen zuetrinkhen oder pringen vnd dergleichen von Niemanden gewartten oder

beschaidt thuen". Von den Unterzeichnern des Schriftstückes seien etwa die Namen Christ. Ungnad, W. Katzianer, P. von Windischgratz, F. v. Lamberg, J. v. Gallenberg, F. v. Teuffenbach, H. v. Galler genannt. Diese und mehrere andere haben zum Zeichen des Einhaltens dieser Bruderschaftsbestimmungen eigenhändig ihre Namen beigesetzt und ihr Petschaft beigedruckt.

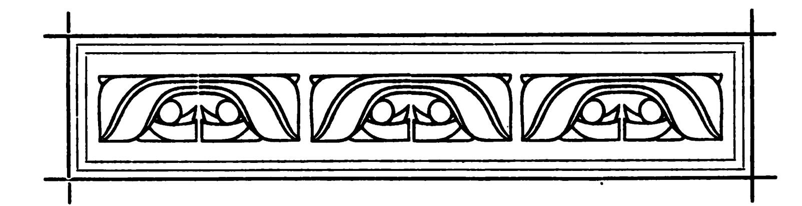
Jedenfalls hat sich wie früher so auch diesmal die Durchführung des Ganzen schließlich doch als unhaltbar erwiesen, wie dies auch bei einer Gesellschaft ähnlicher Tendenz von 1524 und bei späteren solchen vorübergehenden Vereinigungen von 1590 und 1601 der Fall gewesen.

In Deutschland finden sich später vielmehr Gesellschaften für das Trinken, wie jene „Brüderschaft vom Horne", die 1583 auf einem Schlosse bei Zabern sogar ein Bischof (Bischof Johann, Herr von Manderscheid) gestiftet hatte, wo jeder, der in die Gesellschaft aufgenommen werden wollte, stehenden Fußes, ohne abzusetzen, ein Trinkhorn, das etwa zwei Maß Wein enthielt, zu leeren hatte. Ja noch mehr: Zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts entstand in Frankreich der merkwürdige Trinkorden mit der jenem Mäßigkeitsorden entgegengesetzten Tendenz, welcher den Namen „l'ordre de la Boisson de l'étroite Observance" führte und Trinken und Schmausen zum Hauptzweck seiner Tätigkeit machte, sich bald durch Zahl und Ansehen seiner Ordensbrüder besonders auszeichnete und nicht wenige Mitglieder auch unter den deutschen Rittern und Edlen zählte. Bei den Ordensfesten flossen die köstlichsten Weine in Strömen, und es sei als Eigentümlichkeit noch bemerkt, daß die ganze Ordensgesellschaft in Gruppen geteilt war, deren jede eine Quantität ihres besten Weines dem Großmeister für den Ordenskeller zu liefern hatte; nur die deutschen Ritter hatten keinen Beitrag in Wein zu leisten; man muß also damals in den deutschen Wein wenig Vertrauen gesetzt haben. Vielleicht liegt darin auch der Beweis, daß Österreicher im

damaligen Sinne des Wortes diesem „Trinkorden strenger Satzung“ nicht beigetreten waren. Immerhin hörte das starke Pokulieren auch in deutschen Landen nicht auf; die Schrift „Wider den Saufteufel“ von 1552 erzählt sehr merkwürdige Dinge, wie solche Laster „jetzund nicht allein die Mannspersonen, sondern auch die Weiber, nicht allein die Alten, sondern auch die jungen Kinder“ üben, „die können allbereits einander ein Halbes zutrinken. Nu laß sehen, spricht der Vater zum Söhnlein, was du kannst, bringe ihm ein Halbes oder Ganzes“. Zechturniere waren damals nichts Seltenes und das 1616 erschienene „Jus potandi“ von Blasius Multibibus — hinter welchem charakteristischen Pseudonym sich ein ganz tüchtiger Jurist versteckt — war nicht etwa nur für Studenten geschrieben.* So ging es das ganze XVII. Jahrhundert und von Orden und Gesellschaften gegen das Trinken wurde fast nichts mehr gehört, bis mit dem Eintreten der neuen Zeit in Amerika die eigentlichen Mäßigkeitsvereine gegründet wurden und vor wenigen Jahrzehnten auch in Norddeutschland Eingang und Ausbreitung fanden, die freilich keinen so vornehmen und romantischen Anstrich hatten, wie jene ritterlichen Gesellschaften unserer Vorfahren.



* Es wurde neu herausgegeben von Dr. Max Oberbreyer. Heilbronn, 1878.



Johannes Kepler und seine ersten Kalender.

Die eigentümliche, seit einigen Jahrhunderten regelmäßig wiederkehrende Erscheinung des Streites über den wirklichen Anfang des Säculums ließ, da sie vor einigen Jahren über das Jahr 1900, abermals auftauchte, dem Kalenderwesen wieder Beachtung zuwenden. In Kalendersachen hat aber vor mehr als 300 Jahren der berühmte Astronom Johannes Kepler gerade in Österreich eine gewisse Rolle gespielt, da er zu Graz in Steiermark selbst die Tätigkeit eines „Kalendermachers“ ausgeübt und für die Jahre 1595 bis 1599 Kalender herausgegeben hat, die natürlich heute zu den allergrößten literarischen Seltenheiten zählen. Die erwähnten Jahre fallen in eine Zeitperiode, welche überhaupt für unsere Kalenderzählung von einschneidender und in kulturgeschichtlicher Hinsicht merkwürdiger Bedeutung ist. Bis zum Ende des 16. Jahrhunderts galt nämlich der alte, von Julius Cäsar bestimmte, daher sogenannte Julianische Kalender, welcher jedoch mit dem eigentlichen Sonnenjahre nicht übereinstimmte. Der Unterschied zwischen beiden Jahresrechnungen war im Laufe der

Jahrhunderte ein immer größerer geworden, da dieses Sonnenjahr um 11 Minuten und 12 Sekunden weniger enthielt als das Julianische Jahr, welches mit 365 Tagen 6 Stunden berechnet war. Infolgedessen hatte sich im Jahre 1582 eine Differenz von 10 Tagen zwischen der Jahreszählung und dem wirklichen Stande des Sonnenjahres herausgestellt. Nicht erst damals, sondern viel früher schon hatte man in wissenschaftlichen Kreisen die irrtümliche Zählung erkannt und an Verbesserung gedacht, in geistlichen Kreisen namentlich deshalb, weil die Berechnung des Osterfestes vom Frühlings-Vollmond abhängt, dieser am 22. März etwa eintreten sollte, sein Erscheinen nun aber schon um zehn Tage früher eintrat und immer weitere Verwirrung mit dem Laufe der Jahre und Jahrhunderte in Aussicht stand. Da nahm das Oberhaupt der katholischen Kirche Papst Gregor XIII. die Angelegenheit ernstlich vor und machte durch die Bulle vom 24. Februar 1582 eine neue Ordnung des Kalenders bekannt, wonach bestimmt wurde, daß mit Überspringung von zehn Tagen in dem genannten Jahre statt des 5. gleich der 15. Oktober gezählt werde. In den katholischen Ländern wurde diese wirklich notwendige Kalenderreform auch rasch durchgeführt, mannigfaltige Bedenken erhoben sich aber in den protestantischen Gebieten dagegen, und diese Bedenken waren weniger astronomischer als konfessioneller Natur. Waren doch damals noch immer die Wirren nicht behoben, welche, durch die Reformation hervorgebracht, Völker und Fürsten in heftigem Streite sahen, der noch lange nicht zu Ende geführt erschien.

Auch in der Steiermark hatten die reformatorischen Ideen Eingang gefunden, und zwar in solchem Umfange, daß im Jahre 1594, als Kepler in Graz erschien, die Stände und Bürger zumeist der protestantischen Lehre anhingen. Als der Regent Erzherzog Karl von Innerösterreich im September des Jahres 1583 durch ein Patent den neuen Gregorianischen Kalender

einführte, bildete sich gegen diese Kalenderreform daher eine lebhafte Opposition der Landstände, welche zahlreiche Maßnahmen der Regierung und deren energisches Einschreiten notwendig machte, um dem drohenden Ausbruche endloser Verwirrung zu steuern. Schließlich fand sich doch allerseits das bessere Einsehen, und der neue Kalender hatte sich bis zu Ende des Jahrhunderts Bahn gebrochen.

Diese Zustände fallen nicht weiter in den Bereich unserer Betrachtung, doch ist ihre Erwähnung zum Verständnis derselben notwendig. Kepler war damals 23 Jahre alt und hatte an der Universität Tübingen neben mathematischen und astronomischen seine theologischen Studien kaum beendet. Die steiermärkischen Stände aber standen in fortwährender Verbindung mit jener berühmten Hochschule und, da die Stelle eines Lehrers und „Landschafts-Mathematikers“ an der protestantischen Stiftsschule zu Graz zur Besetzung gelangen sollte, ersuchte die steirische Landschaft jene Tübinger Hochschule um Zuwendung einer passenden Kraft für diesen Posten. Verschiedene Gründe bewogen die Tübinger Fakultät, den jungen Gelehrten anzuempfehlen, und dieser reiste im März 1594 nach Graz, wo er seine Stelle antrat und nunmehr den Titel „einer ehrsamen Landschaft des Fürstenthums Steier Mathematiker“ führte. Die seltsame Bezeichnung hängt damit zusammen, daß zu jener Zeit die Landschaft von Steiermark eine Zahl von Beamten und Bediensteten hatte, welche, wenn auch außerhalb des eigentlichen Kanzleiverbandes stehend, den landschaftlichen Titel führten. Es gab auch einen „landschaftlichen“ Buchdrucker und einen „landschaftlichen“ Mathematiker, letzterer lehrte an der Landschaftsschule Astronomie und Mathematik, hatte aber namentlich den ebenfalls von der Landschaft durch deren Buchdrucker hergestellten Kalender zu besorgen; besonders die „Practica“ dieses Kalenders, das heißt die astronomischen und astrologischen Bemerkungen im Anhange, auf welche man große

Jahrhunderte ein immer größerer geworden, da dieses Sonnenjahr um 11 Minuten und 12 Sekunden weniger enthielt als das Julianische Jahr, welches mit 365 Tagen 6 Stunden berechnet war. Infolgedessen hatte sich im Jahre 1582 eine Differenz von 10 Tagen zwischen der Jahreszählung und dem wirklichen Stande des Sonnenjahres herausgestellt. Nicht erst damals, sondern viel früher schon hatte man in wissenschaftlichen Kreisen die irrtümliche Zählung erkannt und an Verbesserung gedacht, in geistlichen Kreisen namentlich deshalb, weil die Berechnung des Osterfestes vom Frühlings-Vollmond abhängt, dieser am 22. März etwa eintreten sollte, sein Erscheinen nun aber schon um zehn Tage früher eintrat und immer weitere Verwirrung mit dem Laufe der Jahre und Jahrhunderte in Aussicht stand. Da nahm das Oberhaupt der katholischen Kirche Papst Gregor XIII. die Angelegenheit ernstlich vor und machte durch die Bulle vom 24. Februar 1582 eine neue Ordnung des Kalenders bekannt, wonach bestimmt wurde, daß mit Überspringung von zehn Tagen in dem genannten Jahre statt des 5. gleich der 15. Oktober gezählt werde. In den katholischen Ländern wurde diese wirklich notwendige Kalenderreform auch rasch durchgeführt, mannigfaltige Bedenken erhoben sich aber in den protestantischen Gebieten dagegen, und diese Bedenken waren weniger astronomischer als konfessioneller Natur. Waren doch damals noch immer die Wirren nicht behoben, welche, durch die Reformation hervorgebracht, Völker und Fürsten in heftigem Streite sahen, der noch lange nicht zu Ende geführt erschien.

Auch in der Steiermark hatten die reformatorischen Ideen Eingang gefunden, und zwar in solchem Umfange, daß im Jahre 1594, als Kepler in Graz erschien, die Stände und Bürger zumeist der protestantischen Lehre anhingen. Als der Regent Erzherzog Karl von Innerösterreich im September des Jahres 1583 durch ein Patent den neuen Gregorianischen Kalender

einführte, bildete sich gegen diese Kalenderreform daher eine lebhafte Opposition der Landstände, welche zahlreiche Maßnahmen der Regierung und deren energisches Einschreiten notwendig machte, um dem drohenden Ausbruche endloser Verwirrung zu steuern. Schließlich fand sich doch allerseits das bessere Einsehen, und der neue Kalender hatte sich bis zu Ende des Jahrhunderts Bahn gebrochen.

Diese Zustände fallen nicht weiter in den Bereich unserer Betrachtung, doch ist ihre Erwähnung zum Verständnis derselben notwendig. Kepler war damals 23 Jahre alt und hatte an der Universität Tübingen neben mathematischen und astronomischen seine theologischen Studien kaum beendet. Die steiermärkischen Stände aber standen in fortwährender Verbindung mit jener berühmten Hochschule und, da die Stelle eines Lehrers und „Landschafts-Mathematikers“ an der protestantischen Stiftsschule zu Graz zur Besetzung gelangen sollte, ersuchte die steirische Landschaft jene Tübinger Hochschule um Zuwendung einer passenden Kraft für diesen Posten. Verschiedene Gründe bewogen die Tübinger Fakultät, den jungen Gelehrten anzuempfehlen, und dieser reiste im März 1594 nach Graz, wo er seine Stelle antrat und nunmehr den Titel „einer ehrsamen Landschaft des Fürstenthums Steier Mathematiker“ führte. Die seltsame Bezeichnung hängt damit zusammen, daß zu jener Zeit die Landschaft von Steiermark eine Zahl von Beamten und Bediensteten hatte, welche, wenn auch außerhalb des eigentlichen Kanzleiverbandes stehend, den landschaftlichen Titel führten. Es gab auch einen „landschaftlichen“ Buchdrucker und einen „landschaftlichen“ Mathematiker, letzterer lehrte an der Landschaftsschule Astronomie und Mathematik, hatte aber namentlich den ebenfalls von der Landschaft durch deren Buchdrucker hergestellten Kalender zu besorgen; besonders die „Practica“ dieses Kalenders, das heißt die astronomischen und astrologischen Bemerkungen im Anhange, auf welche man große

Stücke hielt, waren ihm anvertraut. Der astrologische Teil, welcher von dem Einflusse der Gestirne auf des Menschen Geschick handelte, war nun allerdings für den jungen denkenden Mathematiker keine leicht zu bewältigende Aufgabe, doch mußte Kepler dieselbe lösen, da man sie verlangte. Er übernahm also zunächst die Ausführung des Kalenders für 1594. Selbstverständlich war das Kalendarium desselben nach der Gregorianischen Anordnung abgefaßt, denn Kepler, obwohl Protestant, erschien zu sehr von der Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit der Kalenderreform überzeugt, als daß er derselben hätte entgegentreten sollen, auch waren die Gemüter damals schon in dem Kalenderstreite einigermaßen beruhigt, und eine besonnene Denkart hatte überhaupt in dieser Richtung selbst in der Bevölkerung die Oberhand gewonnen. Schon am 1. August 1594 übersendet Kepler seinen Kalender, der ähnlich ausgearbeitet blieb wie jener seines Vorgängers Georg Stadius, an die steiermärkischen Stände mit einem noch erhaltenen Schreiben, worin er bemerkt: „ob nun wohl ich mich solch hoher Vernunfft und weislicher Bescheidenheit nicht zu berhüemen, als der ich gemeltem seliglich in Gott rhuenden weder in diser Kunst noch dero Gebrauch zu vergleichen“ (bezieht sich auf den Vorgänger Stadius), „also hab ich hierinnen in sein Stadii Fußstapfen tretten und gegenwärttiges mein erstes Calendarium und Prognosticum E. G. und H. zu gehorsamer Dankbarckheit und hiemit dediciren sollen, underthäniger Bitt, E. G. und H. wöllen ihnen diese meine gleichwol ringfüegige, jedoch zur Befürderung gmeines Nutzen fürgenommene Arbeit gnedig gevallen lassen; auch ob sie nicht durchaus zutreffen würde, zum Theil der noch mangelhafften Kunst zuschreiben“. Letztere Bemerkung bezieht sich auf die Vorhersagungen der „Practica“ aber gerade diese wurden für Keplers Ruf in der Steiermark von Bedeutung, seine scharfe Beobachtungsgabe der damaligen Verhältnisse und seine astronomische und meteorologische Berechnung hatte einen

Türkeneinfall, Bauernunruhen und einen kalten Winter vorhergesagt und in der „Practica“ des Kalenders festgestellt. Da dies alles zufällig wirklich eintraf, so gereichte es dem „Landschafts-Mathematiker“ Kepler zu nicht geringem Ruhme und begründete seinen Ruf als Astrologe. Als Besoldung erhielt der Gelehrte von den Ständen jährlich 150 fl. und „für Beschreibung der Calendarien“ jährlich 20 fl., was für jene Zeit kein gar so kleiner Betrag war. Übrigens hatte Kepler seine Vorhersagungen stets mit gewissen, aus seinen Briefen hervorgehenden Zweifeln gegeben und insbesondere z. B. wegen der prophezeiten Kriegsläufte in einem anderen Briefe an die steiermärkischen Stände bemerkt: „Da dergleichen Praedictiones sehr zweiffelhafft und in wüchtigen Sachen Beratschlagung wenig erspriesslich (wie dan auch die heilige göttliche Schrifft verbietet, sich zuvil darauff zu verlassen) daß demnach selbige als Spiegel menschlicher Anschläg und Händeln E. G. zur Verwunderung göttlicher Werckh und mehrerem Lob seines heiligen mechtigen Namens ermuntern und anreitzen mögen.“ Über die wissenschaftlichen Arbeiten hat Kepler während seines Aufenthaltes in Graz ausführlichen Bericht seinem ehemaligen Lehrer und Freunde Mag. Mästlin in Tübingen in einer Reihe von (lateinischen) Briefen geliefert, welche in der von Dr. Ch. Fritsch herausgegebenen Ausgabe: „Joannis Kepleri Opera omnia“ (Francofurti 1870 f.) Vol. 8 enthalten sind. Wir erhalten aus diesen Schriftstücken auch so manchen Einblick in das Privatleben des Gelehrten und in die Abfassung seiner kalendarischen Arbeiten. Mästlin selbst übrigens war ein heftiger Gegner der Gregorianischen Kalenderreform und verteidigte das Ptolomäische Weltsystem, nachdem sein Schüler längst das Kopernikanische als richtig erkannt hatte.

Da sich an dieser Stelle unsere Aufmerksamkeit den von Kepler herausgegebenen Kalendern selbst zuwenden soll, von welchen aus Graz allerdings nur zwei, nämlich jene für 1598

und 1599 vorliegen, so mögen nunmehr einige Mitteilungen über diese seltenen Druckwerke hier ihren Platz finden.*

Von den Kalendern Keplers für 1595, 1596 und 1597 ist kein Exemplar mehr vorhanden, sie haben das Schicksal anderer Kalender erfahren und sind wohl wie so unzählige viel jüngere Kalenderbücher „verbraucht“ worden. Vielleicht gelingt es einem Zufalle, daß noch einer oder der andere dieser Kalender entdeckt wird, vorläufig bleiben sie für uns verloren. Die erhaltenen Jahrgänge aber waren zweifellos Dedikations-exemplare, und dieser Umstand hat sie der Nachwelt in der steiermärkischen Landes-Bibliothek aufbewahrt. Der Titel des einen dieser auf uns gekommenen Kalender lautet:

Schreib Calender

Auff das Jahr nach deß Herren
Christi unsers Erlösers Geburt
M.D.XCVIII.

Gestellt durch M. Joannem Keplerum,
Einer Ersamen Landtschafft deß Her-
zogthumbs Steyr Mathematicum.

(Holzschnitt:
Steirischer Panther.)

Gedruckt zu Grätz in Steyer,
durch Hansen Schmidt.

Eine rohe Holzschnittbordüren-Einfassung umgibt dieses Titelblatt des in demselben Kleinquartformat gehaltenen Kalenders, welches noch heute üblich ist. Die Rückseite des Titelblattes und die Folgeseite enthalten verschiedene allgemeine,

* Die Exemplare lagen dem Herausgeber der „Opera“ Keplers ebenfalls vor und wurden von Dr. Frisch bei der Veranstaltung dieser Gesamtausgabe benützt.



Schreib Calender/
Auff das Jahr nach deß Herꝛen
Christi vnsers Erlösers Geburt.
M·D·XCVIII·
Gestelt durch M. Joannem Kheplerum/
Einer Ersamen Landschafft deß Her-
tzogthumbs Steyr Mathematicum.

Gedruckt zu Grätz in Steyer/
durch Hansen Schmidt.

Titelblatt von Johannes Keplers Grätzer Schreibkalender für 1598.

ebenfalls noch heute vorkommende Kalenderdaten, die sieben Planetenzeichen, „Erklärung etlicher Merckzeichen“, unter denen schon einige astrologischer Natur auffallen, z. B. die Zeichen wann „gut baden vnd schrepffen“, „gut Säen, Pflantzen“ oder „böß Aderlassen oder Artzeney einnemen ausser der Noth“ ist. Es folgt nun das eigentliche Kalendarium, von dem jeder Monat eine Seite füllt, während eine zweite Seite für Notizen freigelassen bleibt. Obgleich die Sonn- und Feiertage in Rotdruck erscheinen, ist doch die Eigentümlichkeit der noch viel älteren Kalender beibehalten, wonach die Sonn- und Wochentage nicht mit ihrem Namen bezeichnet sind, sondern an Stelle der Bezeichnung: „Sonntag“ nur der sogenannte Sonntagsbuchstabe, in diesem Falle D, vorgedruckt ist, und an Stelle der Wochentage die übrigen dem Sonntagsbuchstaben nachfolgenden Buchstaben in Minuskeldruck vorgesetzt sind, also Montag e, Dienstag f, Mittwoch g, Donnerstag a, Freitag b, Samstag c.* In der ersten Kolumne jeder Seite finden sich kleine viereckige Holzschnitte, welche die darüber bezeichneten Sonntagsevangelien illustrieren, die letzte Kolumne enthält die Witterungsangaben für jeden Tag, welche natürlich ebenfalls von Kepler entworfen sind und deren Beifügung gegen seine Überzeugung dem Gelehrten schwer genug gefallen sein dürfte. Auf der letzten Seite nach dem Kalendarium befindet sich das Jahrhunderte hindurch in Kalendern übliche Aderlaßmännchen, eine von den zwölf Zeichen des Tierkreises umgebene menschliche Figur in Holzschnitt, deren Körperteile durch Striche mit jedem dieser Tierkreiszeichen verbunden sind, wobei zwölfmal die Bezeichnungen: Bös, Mittl und Guet bei jedem Zeichen beigedruckt andeuten,

* Der Sonntabsbuchstabe ist bekanntlich jener Buchstabe, welcher auf den ersten Sonntag fällt, wenn man den Neujahrstag mit a bezeichnet und die Buchstabenreihe für sieben Tage fortführt. Im Jahre 1598 begann das Jahr am Donnerstag, also ist der Sonntagsbuchstabe d.

ob das Aderlassen, welches man damals für sanitär außerordentlich wichtig hielt, in dem betreffenden Monate (welcher dem Zeichen dieses Tierkreises entspricht) vorteilhaft, unschädlich oder nachteilig ist. Über dem Aderlaßmännchen stehen die Worte: „In dieser Figur sihet man, in welchem Zeichen zu jedem Glid das Lassen zu meyden sey“ und unter dem Holzschnitte die Verse:

Laß an eim Glid zu kainer Frist,
Wann der Mond in dem zaichen ist,
Das demselben Glid zugehört,
Dann das haben alle Artzt gewert.

Auf acht Blättern folgt nun die „Practica“, mit einem eigenen Titel versehen, welcher lautet:

Practica.

Auff die vier zeiten,
auch andere Bedeutungen der
Planeten vnd Finsternussen.

Gestelt auff das Jahr nach
Christi Geburt
M·D·XCVIII.

Durch M. Johannem Keplerum, einer
Ersamen Landschafft des Hertzogthumbs
Steyer Mathematicum.

(Holzschnitt,
Steirischer Panther in
rautenförmiger Einfassung.)

Gedruckt zu Grätz in Steyer,
durch Hansen Schmidt.

Diese „Practica“ wird durch ein längeres Vorwort Keplers eröffnet, das sich zuwendet „denen Wolgebornen, Edlen vnd Gestrengen Herrn N. N. Einer Ersamen Hochlöblichen Landtschafft des Hertzogthumbs Steyer Herrn Verordneten“ &c. Das Vorwort Keplers zu dieser Practica ist überaus bezeichnend, da es die Ansichten des gelehrten Mannes über bie später folgenden Prognostica enthält und möge hier seinem vollen Wortlaute nach zur Kenntnis gebracht werden:

Denen Wolgebornen, Edlen
vnd Gestrengen Herrn N. N. Einer Ersamen
Hochlöblichen Landschafft des Hertzogthumbs Steyer
Herrn Verordneten, &c Meinen Gnädigen vnd
Gebiettenden Herrn.

Wolgeborn Edl vnd Gestreng, Gnädig vnd Gebiettende Herrn, Demnach die erfahrnus bezeuget, das die schöne Gottesgab vnd edele Kunst von des Himmels lauff vnd würckung nichts mehr in verachtung gebracht, dann das man ihr zuuil zugelegt, vnd durch vnzimlich aberglaubisches berhüemen, die Gelehrte von jhr abwendig gemacht: Alß hab Ich mich in zweyen nechst vergangener Jahr meiner Practiken vnderstanden, sollichen vnmässigen Rhuem der Astrologia zu beschneiden, vnd anzuzeigen, das auff die jährliche Prognostica so man den Calender anhefftet, khaines wegs zubawen, sondern vil mehr zu einer Ehrlichen ergetzlichkeit, vnd sonderlich von gelehrten, verständigen, vnd rhüerigen Leutten sollen gelesen werden: In ansehung, das die Kunst selber kheinen sollichen grund habe, darauß einiger zufall in specie, oder anderst als generaliter könde vorgesagt werden. Dieweil Ich aber wol weiß, daß jhrer vill sich etlicher fürtrefflicher Sternseher exempellirren lassen, wölche nicht allein auff gewisse zeit (die einem Astrologo nicht allerdings abzusprechen) sondern auch in specie vnd mit allen vmbständen solche Ding vorgesagt, darüber man sich

billich vilfältig verwundert: Derowegen dan solche noch deren meinung seind, daß nicht die Kunst, sondern der vnerfahrne künstler solche vngewißheit der Practiken verursache: habe Ich, wie es mit solchen seltzamen vnd gar genawen vorsagungen beschaffen, kurtzen bericht thun wöllen. Vnd seind nach der gelehrten meinung zweyerley weissagungen, Etliche werden genommen auß Natürlichen, vnd den Menschen khundtbaren vrsachen: Etliche aber, vnd deren vil, geschehen, deren kein Mensch, vnd mehrer theils auch der weissager selber keinen Natürlichen grund sihet noch weisset. Vnd damit Ich zu beeden theilen, zuuor aber deren nechst geschribenen etliche exempel gebe: haben vnder denen den Vorzug die Göttliche offenbarungen, die der Patriarchen, Propheten vnd Heilligen Gottes durch Gesicht oder Träme beschehen: Dieselbige nun haben jre gewißheit von Gott dem Herrn, jrem eigentlichen vrheber: vor den billich die gantze Natur vnd alle von dero herfließende khunsten das angesicht deckhen, daß maul zu halten, vnd jre vngewißheit bekennen sollen. Auff solche weiße vnderstehet sich auch der Teuffel, seinen Zauberern etliche sachen zu entdecken: darinnen aber lautterer betrug, vnd keine gewißheit nicht ist, ohn was er etwa auß der Natur abnimpt, welches auch ein Menschen nicht wäre vnmüglich gewest. Darnach finden sich zu allen zeitten, wie auß Ptolomaeo vnd der täglichen erfahrung bekannt, etliche sinverruckte Menschen, die zum offtermahln mit vnbedachtem mueth, vnd mitten in jhrer Narrentaidung, wunderbarliche Ding vorsagen, wölche sich hernach in der that also befinden. Disem vergleichen sich alle die, so mit Hauptwehe behafft, oder jetzt mit dem Tode umbgehen: wölchen offt seltzame vnd gewiße Ding für khommen, da niemand die vrsach bekandt, dann allein das wir muetmassen, Gott selber erwöln jene waz törricht ist für diser welt, solche große ding durch sie zuuerkündigen, vnd seye sein krafft zu den schwachen mächtig.

Auch wöllen sich etlicher Leuth vnfehlbare Träum, davon ein alter Griechischer scribent Artemidorus ein gantzes Buech geschriben, nicht vnbequem hieher füegen. Dan vnd damit Ich zu meinem fürhaben khomme, so begibt sich offt, das ein Sternseher in fürhabender Practic oder Natiuitet, vnd derselben etlicher puncten, sich auch an den Astrologischen wolgegründten general reguln beniegen lasset, sondern auß betrachtung anderer Politischer vrsachen, ausser den schrancken tritt, vnd etwas in specie setzet: oder aber den aller vngereimbtisten reguln, so die aberglaubische Araber jemals erdenken könden, schlecht nachgehet, vnd also auch ad speciem khommet. Wer nun dis dings vil in seiner Practiken setzt, dem khans nicht wohl fehlen, es muß jene einmal eins gerhaten, vnd mehrertheils vil weniger die Natur, sondern allein das glück also geschickhet, das er also in specie geschrieben, wie es hernach in warheit ergangen. Wie dann das glück in allen dergleichen vngegründten Dingen, als Geomantischem würfffel fall Alphabeth Aristotelis Judischer Cabala &c ein wunderlicher meister ist, vnd beneben der Menschen aberglauben, den warsager selten steckhen lasset. Wofer sich aber dergleichen mit einem Sternseher offt, oder gemeinglich, oder auch nur einmahl in einer hochwüchtigen sach zutrüege, das jene seine vngegründte gedancken so gar in specie war würden: da müeste man ja bekhennen, das jene auch, ja massen den oberzelten, seine gedanken vnd Feder von einer verborgenen gewalt geregiert würde: wie dan solche ding offtermahl vmb der Person, deren man etwas vorsagt, vnd nicht umb des weissagers willen, vor Gott verhengt werden. Es folgt aber nicht, dez darumb auch ein anderer Astrologus solche gewisse zufäll haben, oder die kunst so hoch bringen könde. Dan hinneben vnd sonderlich wol zu bedencken, das solcher verrhümten Practiken, wan wirs recht erwegen, sehr wenig: der mehrer theil aber an jenen selbst nicht also beschaffen, wie sie ein ansehen haben, sondern offter mahl eben sobald für war

gehalten würden, wen sie gleich in etlichen stuckhen das gegenspill sagten. Vrsach dessen ist, dieweil was menschen alles das, Getroffen, heist, was nicht allerdings gefehlet ist, vnd so bald man der grossen menige täglicher Fehlschüß pflegt zu vergessen, weil solches nichts seltzams: so vil dest lenger ist mans eingedenck, wan einmahl einer etlicher massen trift. Daher manichem warsager seine aussag, wie weit sie auch fehlet, durch anderer leuth außlegung ohn sein begehrn war gemacht würdt. Was aber die Natürliche weissagungen betrifft, seind derselben neben der Astrologia vil vnd mancherley, welche alle auff einen hauffen sich in rebus contingentibus bemühen: Da auff das, so vorher gegangen, gmeinglich einerley erfolgt, aber doch auch fehlen vnd anderst ergehen kan. Auch ist keine darunder weniger zuschätzen, als eben die Astrologia: sintemahl ob wol diese jre starcke vnuerhinderliche vrsachen der mancherley zufällen, auß der Natur vnd des Himmels lauff hernimet, jedoch kan sie dern anderen natürlichen warsagungen so gar nit entrathen, das wofer sie sich von allen andern absondern, vnd der Astrologus nichts als was seine kunst vermag, verkünden wolte: Er nicht allein von niemanden verstanden, sondern auch mit jme selber nicht vill mehr, als er in Astronomia gelehrnet, reden würde. Sie seind auch gewisser, als Astrologia, dieweil sie auß jrdischen vnd benachbarten Vrsachen genommen, derowegen sie näher ad speciem kommen khönden. Auff dise weiß wisset ein Kriegs verständiger von künfftigem glück oder vnglück, ein rechts erfahrner von außgang, seiner sachen, ein Weltweiser von veränderung der regiment, ein alter betagter Man von künfftigem zustand seiner kinder, ein Artzt von außgang der kranckheit, ein baursman von verhoffter Fruchtbarkheit oder von dem morgen künfftigen regen wetter, ein jeder von seiner fürhabenden materi vil besser zu sagen, als kein Astrologus: die weil jnen die nechst verwante vrsachen, Als beeder Feldherrn volck, Proviant, Munition, sin vnd gewonheit, des

Richters brauch, des Landes guette oder böse ordnungen, der Jungen weise geberden, vnd gestalt des Angesichts, des Patienten natürliche krafft, die Winterwitterung, des grundes Artt, die abend vnd morgenrött, oder das bergriechen wol bekandt: da hingegen dem Astrologo nur die einige general & universal vrsach, des Himmels künfftiger lauff zu besichtigen vorstehet. Es begäbe sich dan das ein guetter Astrologus in allen zeitlichen Händeln, so wol erfharn vnd geübt, das er den besten zuuergleichen, vnd hatte darneben aller fürnämisten Fürsten vnd Herrn gewisse geburtsstunde, da Ich wol zugebe, das ein solcher, wie wol nicht allerdings specialia & individua, jedoch solche ding versehen köndte, die in alle weg dem vleissigen auffmercker zu grossen nutzen gereicheten, Aber hingegen zu bedencken, das in erstgesetzten kurtzen worten eine solliche weitleuffigkeit begriffen, darinnen nicht bald ein mensch in seinem gantzen leben, zu zihmlichen theil, niemand aber zu end gereicht, als villeicht der nun mehr sechsthalb tausendjärige Teuffel: dem dannoch dieß alles noch nit gnueg ist, gar ad speciem zu kommen, vnd also zu Prognosticion, das es im nimmer mehr fehle, oder Er sich allerdings darauff verlassen dürffe: sintemahl ausser der natürlichen vrsachen, auch noch der Menschen, guetter vnd böser Geister, ja Gottes selber freyer vil fürhanden, Wölche neben der Natur würcken, vnd auch zu täglich fürlauffenden fällen krefftig seind, aber von keiner Creatur, sonder allein von Gott vorgesehen werden khönden. Dann ob wol der menschen will mehrer theils peraccidens an die Natur, alle Geister aber an Gottes verhengnuß gebunden, vnd Gott ob der Natur haltet: jedoch ist solche verbindung general, vnd gehet in specie die einzeln geschicht auff erden (außgenommen Gottes fürsehung) nichts an: auch geths nicht alweg also der ordnung nach: sondern es schafft vnd verhengt Gott, vnd regiert in der Menschen hertzen wie er wil, verhindert auch vnderweilen (wiewol meines erachtens nicht offt) durch ein

wunderwerckh die Himlische würckungen selbsten, das etwas wider alle natur entsteht, vnd von keiner Creatur mehr kan fürgesehen werden, dan waß sich darneben auß natürlichen vrsachen zutregt. Derwegen dan dis noch bestehet, das in der gantzen Natur kein so gewisse specificirte vorsorgung künfftiger Dinge, als etliche von der Astrologi erfordern, zu finden, vnd darumb sich auff die Praktiken nit zuuerlassen seye. Demnach aber Gnedig und Gebiettende Herrn, in einem wolbestellten regiment nicht alles kan noch sol auff gewin vnd nutzen gericht werden, sondern man auch, was sonsten zu Gottes ehr vnd des Menschen wolgefallen taugt, vnd den Frieden zieret, handhaben mueß: vnd dise löbliche anmuettung, so auß der Astrologia vnd betrachtung Göttlicher jn die Natur eingeführter ordnung herfliesset, diser einer Er: La: für andern nationen sonderlich beliebet, Auch Eur G. vnd H. noch alwegen solche järliche Practiken zu besondern Gnaden auffgenommen: Hab Ichs auch auff dißmahl an disem theil meines berueffs nicht erwinden lassen, vnd gegenwärtiges mein Viertes Prognosticum E. G. vnd H. in Vnderthänigkeit zuschreiben, vnd bester Hoffnung praesentirn sollen. Vnd thue mich hirmit denselben vnterthänig befehlen. Actum Grätz den 1. Septembris, Anno 97.

E. G. vnd H.

vnderthäniger Gehorsamer

M. Johannes Keplerus.

Die nun folgende eigentliche „Practica“ enthält drei Kapitel, welche nach der Überschrift handeln: „Von der Witterung, Früchten und Krankheiten“, „Von Finsternussen“, endlich „Von Bedeüttung der Finsternussen vnd anderer Aspecten“.

Das erste Kapitel ist allgemein genug gehalten und meldet in der Hauptsache, daß der Winter nach Weihnacht mehrerteils warm, windig und naß, der März neblig und kalt, der April natürlich, Mai, Juni und Juli hitzig, „dampf-

echt" und zu Erdbeben geneigt, August neblig und „melancholisch", September naß, Oktober und November gelind, Dezember wieder unnatürlich warm erscheinen dürfte. Genau ist dagegen die Angabe der Finsternisse, welche der Gelehrte durch „Astronomische raittung" (Berechnung) bestimmt hat. Er beschreibt die zwei erfolgenden Mond- und eine Sonnenfinsternis und erklärt dieselben dem wißbegierigen Leser. Überaus vorsichtig erscheint die Ausdrucksweise in dem eigentlichen prophezeienden dritten Kapitel, worin sich Kepler insbesondere auf die heilige Schrift beruft, wonach, wenn Sonne und Mond am Himmel verfinstert erscheinen, geschlossen werden könne, daß im nächstfolgenden Jahre „König und Fürsten entweder durch abfal der Underthanen oder feindlichen gewalt oder den zeitlichen Todt von irer regierung hinweggestossen, guete ordnung zu Boden gerissen, Policey verstöret, Religion verändert oder angefochten werden. — — So das nicht geschehen, so hat doch zum wenigisten eine solche grosse verfinsterung der Sonnen vbermässige Hitz, vnd darbei Erdbidem (Erdbeben) an andern orten langwüriges regenwetter, neben beyden verhinderung der Früchten vnd Tewrung, auch Pestilentzische seuch zu bedeutten gehabt". Man ersieht aus diesen Sätzen, in welcher Weise Kepler seine Vorhersagungen einrichtet und daß dieselben natürlich auf die leichteste Weise zutreffen können. Als Beispiel führt er sogar an, daß im Jahre 1544 auf vier große Finsternisse der Schmalkaldische Krieg begann und 1579 „auf eine Finsternis König Heinrich von Portugal gestorben und das Reich an Spanien gekommen war". In ähnlicher Weise richtet der Astrologe auch die übrigen Prophezeiungen des Kapitels ein und schließt mit dem frommen Wunsche: „Gott der Allmechtig wölle vns ein sollich gnadenreich new Jahr verleihen, darinnen wir zur mässigkeit, nüchternheit, dapfferkeit, fürsichtigkeit vnd allen tugenden gedrungen, vnd vns nicht die maß vnserer sünden zu erfüllen raum gelassen werde".

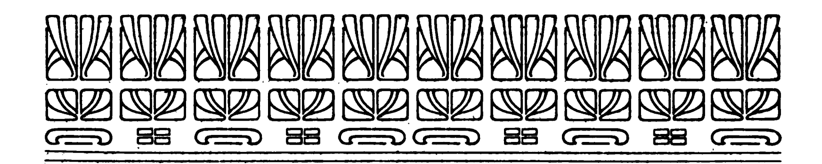
In derselben Weise ist Keplers Kalender für das Jahr 1599 abgefaßt, die „Practica“ natürlich entsprechend geändert und ein eigener Bericht „von der verflossenen Sonnenfinsternuß den 7. Martij des verschinen 1598. Jahrs“ beigefügt. Eine weiter eingehende Beschreibung dieses zweiten, von dem Landschafts-Mathematiker herausgegebenen und der Nachwelt erhaltenen Kalenders erscheint daher überflüssig. Dagegen ist über Kepler während seines Aufenthaltes in Steiermark noch anzuführen, daß sein in Graz verfaßtes Werk: „Prodromus dissertationum cosmographicarum“ über das Geheimnis des Weltbaues 1596 erschien, seinen Namen berühmt und den Verfasser mit Tycho de Brahe in Prag bekanntgemacht hat.

Die Berufung des gelehrten Astronomen nach Graz als Landschafts-Mathematiker und Kalendermacher hat ihm zwar infolge der ausgebrochenen religiösen Wirren manche trübe Stunde bereitet, aber auch sein Lebensglück begründet, denn er lernte die junge Witwe Barbara Müller von Mühleck kennen und ehelichte dieselbe am 27. April 1597; am 12. April desselben Jahres meldete er in einer Zuschrift an die Steirer Stände, „das ich mich aus sonderer schickhung des Allmechtigen, auch mit Rath meiner befreundten, zu der Erntugenthafften Frauen Barbara, weiland des Ernvesten Herrn Marxen Müllers, eines Er. Landsch. in Steier gewesten Pauzalmeisters seeligen hinterlassener wittib bis aufs Priesters Band versprochen“. Es wurde ihm auf sein Ansuchen infolgedessen auch außer der schon innegehabten freien Wohnung „samt der Beholzung“ noch eine Zulage von 50 Gulden per Jahr bewilligt. Drei Jahre darauf ertrug der gelehrte Mann religiöse Streitigkeiten. Dann verließ er Graz und, durch Tycho de Brahe unterstützt, fand er bei Kaiser Rudolph II., welcher die astronomischen Wissenschaften hochschätzte, in Prag Aufnahme und Anstellung. Aber nicht lange sollte auch hier sein Aufenthalt sein, die Gattin starb, ebenso einige Kinder, schon machten sich Anzeichen

des kommenden großen Krieges bemerkbar und störten den Niedergedrückten in seinen ernsten Arbeiten. 1611 übernahm er die Professur der Mathematik an der Landschaftsschule zu Linz, wo er eine längere Reihe von Jahren wirkte.

Auch in Prag und Linz war ihm die Abfassung von Kalendern und des „Prognosticum“ als Beigabe derselben übertragen, es haben sich nur die Jahrgänge 1605 (Prag) und 1619 (Linz) dieser Kalender, soweit bekannt, erhalten, und die „Prognostica“ derselben weisen den gleichen Charakter und dieselbe Durchführung auf wie die Grazer Kalender. Es sei also, da dieselben auch schon außerhalb des Rahmens dieser Skizze fallen, nur hievon Erwähnung getan. 1609 erschien Keplers Hauptwerk, die „Astronomia nova“, welche das Gesetz der Planetenbewegung enthielt und des Mannes unsterblichen Ruhm begründete. Eine glänzende Leuchte der astronomischen Wissenschaft aller Zeiten ging unter, als Kepler am 12. November 1630 zu Regensburg starb, wo er auf dem Reichstage seine Forderung wegen hoher Gehaltsrückstände geltend machen wollte.





Ein österreichischer Komödienzettel aus der Zeit der „Wandertruppen“.

Wie unscheinbar dünken uns heutzutage im gewöhnlichen Leben die Theaterzettel, welche wir an den Straßenecken sehen oder in den Händen der Theaterbesucher finden, die sie sogleich nach der Vorstellung achtlos verwerfen, und welche Wichtigkeit haben diese bescheidenen Blätter für die Geschichte unseres Bühnenwesens, wenn wir uns eine geschlossene Sammlung derselben aus der Zeit vor etwa hundert und mehr Jahren denken. Der Spielplan der Bühne, die Darsteller, der Bühnenleiter, der Tag der Aufführung eines Bühnenwerkes und die Bedeutung desselben für jene Zeit durch die Zahl der Aufführungen gekennzeichnet, die Preise der Plätze, kurz eine Menge von Angaben werden hier durch förmliche Original-Urkunde nachgewiesen, und zwar sind dies Angaben, welche oft gar nicht von anderwärts erbracht werden können, die aber dennoch von großer theater- und kulturgeschichtlicher Wichtigkeit sind. Blicken wir noch weiter zurück, etwa in die ersten Jahrzehnte des XVIII. Jahrhunderts, so bieten, abgesehen von handschriftlichen Berichten, Theaterzettel überhaupt die einzige Nachricht

über das Schauspiel, denn jene Zeit entbehrt gänzlich der Kritik, welche uns später nach der besseren Entwicklung der periodischen Presse die Mitteilungen des Zettels häufig ersetzt, ja dessen dürre Angaben durch eingehende Besprechung mitunter — keineswegs jedoch immer — überflüssig macht. Wie oft kommt es ja noch heutzutage vor, daß selbstverständliche Dinge, der Name des Direktors, der Autor des Stückes, Namen von Nebenpersonen, überhaupt von der Kritik gar nicht erwähnt werden, und gerade diese Namen sind vielleicht in der Folge berühmte, gefeierte geworden, deren erstes Vorkommen nachzuweisen mitunter geradezu unmöglich wird, wenn nicht der Original-Theaterzettel vorliegt. Solche Zettel erhält oder erhielt wenigstens in früherer Zeit nur der Zufall, als Umschlag irgend eines von den Urgroßeltern herrührenden wohlgehüteten Gegenstandes, als zufällige Einlage in einem alten Buche, worin das Blatt vergessen wurde, als Makulaturpapier vom Buchbinder zu Decken u. dgl. verwendet, finden sich hie und da derartige Theaterzettel vor und werden von dem Verständigen als große Seltenheit betrachtet, von dem minder Verständigen auch heute noch verworfen und so ganz dem Untergange geweiht. Aus dem Ende des XVIII. Jahrhunderts besitzen wir auch wohl noch etwa Sammlungen von Theaterzetteln in öffentlichen oder besonders hervorragenden Theater-Bibliotheken oder Archiven oder es werden wenigstens einzelne dieser Blätter pietätvoll aufbewahrt. Aber auch dies ist selten der Fall und meistens nur in Orten, wo ständige hervorragende Bühnen oder wohl gar Hofbühnen zu jener Zeit schon bestanden. Verschiedene solcher Zettel wurden hie und da veröffentlicht und gewähren manch interessanten Einblick in das Wesen der betreffenden Bühne, wie aus dem oben Gesagten schon hervorgeht. Noch viel seltener aber sind Theater- oder nach der einstigen Bezeichnung „Komödien“zettel aus der Zeit, in welcher es noch gar keine eigentliche ständige Bühne gab, aus der

Epoche der bescheidenen, damals noch beinahe verächtlich behandelten dramatischen Kunst der Wandertruppen, welche zu Ende des XVII. oder zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts von einer größeren Stadt zur anderen zogen und häufig jene Stücke aufführten, die unter dem Namen der „Haupt- und Staatsaktionen“ zu der Gattung der „extemporierten Schauspiele“ gehörig, zumeist dem Schauspieler seine Rede nur in gewissen Punkten vorschrieben und deren Verfasser gewöhnlich gar nicht bekannt geworden sind.* Wer hätte sich auch damals der Mühe unterzogen, solche Zettel zu sammeln oder aufzubewahren. Eduard Devrient bringt in seiner (vor kurzem in neuer, dankenswert vermehrter Auflage erschienenen) „Geschichte der deutschen Schauspielkunst“ (Leipzig, 1848, Bd. 1) einige, aber nur ganz vereinzelte solcher Zettel zum Abdrucke. Daß auf die betreffenden Darsteller damals kein besonderes Gewicht gelegt wurde, beweist der Abgang jeglicher Namensnennung in jedem dieser erhaltenen Komödienzettel. Dagegen enthalten dieselben zumeist eine Art Szenarium oder wenigstens die Inhaltsangabe der einzelnen Akte.

Einem Zufalle habe ich die Erlangung eines solchen Zettels über eine Komödie, welche etwa zwischen 1710 und 1720 in Graz zur Aufführung kam, zu verdanken, leider sind weder das Jahr, noch der Monatstag beigefügt, und ich bin nur auf Vermutungen angewiesen, worüber nach dem Abdrucke, welcher hier wort- und buchstabengetreu erfolgt, einige Andeutungen sich anschließen. Der Zettel lautet wortgetreu:

---

* Über die Wiener Haupt- und Staatsaktionen vergleiche die Arbeit von Karl Weiß: „Die Wiener Haupt- und Staatsaktionen.“ (Wien, 1854.) Unter den Aufsätzen zur Geschichte des Grazer Theaters in meinen „Österreichischen Kultur- und Literaturbildern“ (Wien, 1879) habe ich einiges über Zieglers „Asiatische Banise“, welche als Schauspiel dieser Gattung auf die Bühne gebracht wurde, mitgeteilt. S. 65 ff. daselbst.

Mit Gnädigster Erlaubnuß Einer Hochlöbl.
J. Oe. Regierung und Hoff-Cammer

Wird heute Sambstags eine unvergleichliche Action vorgestellet werden | Betitult:

Der Grosse Christoph

Oder

Der gröste Herr der Welt gesucht und gefunden durch den Heydnischen Rephabum, hernach genannt

Christophorus.

Agierende Persohnen.

Cosroy König in Persien.
Haselroy dessen Sohn.
Clariena dessen Tochter.
Gothofrid von Bouillon, Christlicher König von Jerusalem.
Rephabus, hernach Christophorus, ein streitbahrer Ritter.
Hanß-Wurst dessen Diener.
Heracleus Römischer Kayser.
Ein Eremite.
Pluto.
Proserpina.
Lincks | Recht | 2 Höllische Geister. Persische Soldaten, Römische Soldaten.

Prologus.

Stellet vor den schlaffenden Rephabum, welchem sein künfftiges Verhängnus geweissaget wird.

Lucifer mit seinem Anhang berathschlagen, wie Cosroy zu verführen | und die Christenheit zu verfolgen seye.

Actus I.

Stellet vor den Triumph deß Königs in Persien Cosroy über den gefangenen Christlichen König Gottfrid von Bouillon,

dessen grausame Verfolgung gegen die Christen / und ungemeine Anstalt dieselbigen außzurotten; Rephabus wegen der ihme geschehenen Prophecenung will sich in die Frembde begeben / den grösten Herrn der Welt zu suchen; Hannß-Wurst mit curieuser Lustigkeit wird zum Reyß-Gefährten angenohmen. Haselroy mit dem Persischen Kriegs-Heer ist im Anmarsch begriffen Jerusalem zu verwüsten; Rephabus und Hannß-Wurst nehmen bey ihme Dienste an.

Actus II.

Heracles dem Römischen Kayser werden schümpffliche Puncta vorgetragen / welche er aber nicht eingehet; dannenhero Ordnung zur Schlacht gemachet wird. NB. Hier wird die Schlacht zu Land zwischen den Persiern und Römern vorgestellet / worinnen die Römer triumphiren, und Haselroy selbst gefangen wird. Rephabus indeme er den Kayser Heracleum vor den grösten Herrn schützet, gehet mit Hannß-Wurst zum Römischen Lager über; Hannß-Wurst wird von etlichen Geistern erschröcket, Heracleus mit seinen Bedienten, auch Rephabus kommen darzu, nehmen bey Erblückung der Geister die Flucht; worauß Rephabus schliesset, Heracleus könne auch nicht der gröste Herr seyn, begehret, die Geister sollen ihme zu ihren Herrn den Fürsten der Nider-Welt bringen. Hier praesentiret sich die Hölle, worin Pluto und Proserpina mit ihrer höllischen Hofstadt; dem Hannß-Wurst wird von der Proserpina alle Ehr erwisen; Rephabo aber werden 2 Geister als Gefährten mit auf die Ober-Welt gegeben, welcher die Christen als abgesagter Feind deß Plutonis verfolgen soll. Ein Eremit in seiner Zelle rühmet die Vergnügungen seiner Einsambkeit, Rephabus mit denen Geistern kommet ungefähr in dise Gegend, die Geister aber bey Anschauung deß Creutzes verschwinden mit einem graußlichen Geschrey. Rephabus sihet den Einsidler vor den grösten Herrn

an, diser aber gibet ihme rechte Erläuterung seiner Weissagung, rathet ihm sich nach den Jordan zu begeben, und die nach Jerusalem reysende Wahlfahrter mit Übertragung zn bedienen.

Actus III.

Hier praesentiret sich der Jordan; ein schöner junger Knab wird von Rephabo übergetragen, wobey der Jordan gantz unbeweglich bleibet; Rephabus, nachdeme er das Miracul sihet, daß der dürre Stock in seinen Händen in einen Augenblick gantz grün wird, empfanget den Nahmen Christophorus, entschliesset den verfolgten Christen beyzustehen, und ihren Glauben zu verfechten, wird aber vom König Cosroy gefangen, bey welchen er auch mit höchsten Freuden (nachdem er durch den in hellen Wolcken erscheinenden Engel der ewigen Herrlichkeit versicheret worden) die Cron der Martyrer erlanget, und stranguliret worden; Cosroy aber wird wegen seiner Gottslästerungen von dem Blitz berühret.

Die am Kopfe dieses Zettels erwähnte Bewilligung der innerösterreichischen Regierung und Hofkammer, welche in Graz ihren Sitz hatte, sowie die Vergleichung des Zettels mit den Druckwerken der Grazer Druckereifirma „Widmanstätters Erben“, welche Jahrhunderte hindurch allein in der Hauptstadt Steiermarks ihre Offizin besaß, weist die beiläufige Entstehung dieses Zetteldruckes in die Zeit zwischen 1710 und 1720, insbesondere deuten die Majuskeln D, G, C in den Worten „Der Grosse Christoph“ auf die Typen der erwähnten Druckerei in der genannten Zeitperiode. Die Anführung des Prologus, der Inhaltsangabe der einzelnen Akte und die sprachliche Darstellung dieses Inhaltes sind weitere Beweise für das angedeutete Alter des Zettels, welcher, auf grobem Papier gedruckt, 31 Zentimeter lang und 19½ Zentimeter breit ist. Das Stück behandelt, wie die Inhaltsangabe zeigt, die Bekehrung des

Rephabus zum Christentum und dessen Märtyrertod, der Stoff ist also der Heiligenlegende entnommen, allerdings nur für die Hauptzüge der Handlung, die meisten Personen sind erfunden, wie auch der größte Teil der Fabel sich nicht an wirkliche historische Begebenheiten anlehnt, wenngleich Gottfried von Bouillon, die Belagerung von Jerusalem und Ähnliches dem Zuschauer vorgeführt wurden. Es war wohl den Darstellern darum zu tun, einige berühmte Personen und Taten vor das Publikum zu bringen und mit möglichstem Aufwande von Kostümen und Dekorationen zu prunken, wie dies in der Zeit der „Hof- und Staatsaktionen“ unerläßlich erschien. Deshalb jedenfalls ist auch die Hölle (Unterwelt) mit Pluto und Proserpina als passendes Schauobjekt im zweiten Akte eingefügt worden. Von hohem Interesse ist das Vorkommen der lustigen Figur, des Hanswurstes, welcher in der Rolle eines Reisebegleiters, vermutlich in der üblichen Weise als Diener, zur Erheiterung des Publikums genug beigetragen haben mag. Die ganze „Aktion“ gehört jedenfalls den eingangs erwähnten „extemporierten Komödien“ an, in welchen dem Spieler nur gewisse Hauptsätze der Rede vorgeschrieben waren, die er nach Belieben ergänzen und nach Gutdünken ausschmücken konnte. Es ergibt sich dies aus der ganzen Fassung der Inhaltsangabe, welche übrigens von Clariena, der Tochter des persischen Königs, gar nichts berichtet, die doch offenbar auch mit einer nicht unbedeutenden Rolle bedacht war. Man wird also nicht fehlgehen, wenn man in dem „Christophorus“-Stücke unseres Zettels eine extemporierte Komödie annimmt, die prunkvoll nach Art der Haupt- und Staatsaktionen dargestellt wurde, wie deren zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts üblich waren, und die Zeit der Aufführung mit Berücksichtigung der erwähnten Umstände in die obige Periode setzt.

Es entsteht noch die Frage, durch was für Schauspieler diese „Aktion“ dargestellt wurde. Allerdings waren in dem

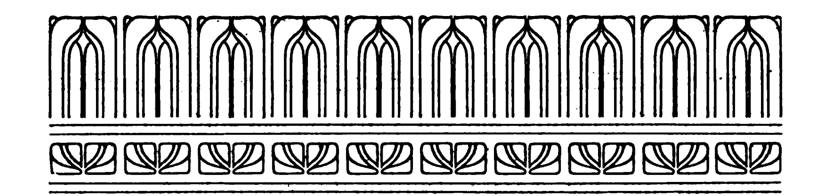
erwähnten Zeitraume die gelehrten Jesuiten-Dramen zu festlichen Zeiten nicht selten. Die Grazer Jesuiten-Universität hatte ihre eigene Bühne, und die Studierenden unter Leitung der Lehrer brachten oft großartige Komödien zur Darstellung, insbesondere wurden gern Stoffe aus der römischen oder aus der Heiligengeschichte für dieselben bearbeitet. An eine solche Vorstellung ist jedoch mit Bezug auf unseren Theaterzettel nicht zu denken. Für die Jesuiten-Komödien wurden Büchelchen ausgegeben, welche allerdings den Titel und den Inhalt des Stückes, jedoch stets in lateinischer Sprache und nur später mit beigefügter deutscher Übersetzung eines Teiles enthielten, auch wohl die stets sehr zahlreichen Darsteller aus dem Kreise der Studenten anführten. Zu solchen Aufführungen bedurfte die Universität jedoch keiner besonderen Bewilligung der Behörde, eigentliche Zettel waren nie üblich, und die Possenfigur des Hanswurst kommt in dem ohnehin lateinischen Texte solcher Stücke niemals vor. Es handelt sich also hier um das öffentliche Schauspiel einer der Wandertruppen, die seit dem Ende des XVII. Jahrhunderts auch nach Graz zu kommen pflegten und in eigenen Theaterbuden oder im Landhause, selbst in Privathäusern ihre Stücke aufführten.

So finden wir schon im Jahre 1674 Andreas Elenson, der auch als Mitglied des für die Bühnengeschichte so wichtigen gebildeten „Theaterprincipals“ Johann Velthen erscheint, als selbständigen Theaterleiter in Graz. Insbesondere aber tritt in den Zwanziger-Jahren des achtzehnten Jahrhunderts die Gesellschaft des „churfürstlich pfälzischen Hof-Commoedianten-Principals“ Johann Heinrich Brunius (auch Prunius) öfter in Graz auf, so nachgewiesenermaßen* 1722, 1727 und 1729,

* Vergl. E. Kümmel: „Kunst und Künstler in ihrer Förderung durch die steirische Landschaft“ in den „Beiträgen zur Kunde steirischer Geschichtsquellen“, 16. Jahrg., S. 124 f., sowie meinen früher zitierten Aufsatz über die „Asiatische Banise“.

wahrscheinlich aber auch schon in früheren Jahren, denn Brunius, den Teuber („Geschichte des Prager Theaters" I., S. 103), „einen der bekanntesten Theaterprincipale Österreichs" nennt, spielte schon 1715 in Wien, 1718 wahrscheinlich, später aber jedenfalls auch in Prag und scheint allüberall sehr beliebt gewesen zu sein. In Graz dürfte er sich ganz besonderen Beifalles erfreut haben, über die Aufführung seiner Hof- und Staatsaktionen: „Die siegende Unschuld in der Persohn der Asiatischen Banise" und „Kayser Nero in denen ersten 5 Jahren seiner Regierung" vom Jahre 1722 liegen gleichzeitig bei „Widmanstätters Erben" gedruckte Inhaltsangaben mit Dedikationen des Prinzipals an die „i. oestr. Regierung" und an die „hochlöbl. Landschaft" vor, welche Drucke in Satz und Anordnung manche Ähnlichkeit mit unserem Theaterzettel aufweisen. Es erscheint mir daher wahrscheinlich, daß dieser „Komödienzettel" von einem Stücke herrührt, das unter der Leitung des Johann Heinrich Brunius aufgeführt wurde, welcher insbesondere durch prunkhaft ausgestattete Stücke das Publikum anzog und sich geneigt machte, auch fast jedesmal dem Hanswurst zu seinem lustigen Rechte verhalf. Die Ausstattung des „Christophorus" aber war, nach der Inhaltsangabe zu schließen, jedenfalls eine prunkhafte zu nennen. Unser Zettel gehört demnach zu einer der größten Seltenheiten eines österreichischen Theaters in den ersten Jahrzehnten des XVIII. Jahrhunderts.





Eine Grazer Faschingskomödie aus dem Jahre 1764.

Eine recht traurige Periode der deutschen Theatergeschichte bildet die Zeit um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Die Geltung der hochtrabenden Haupt- und Staatsaktionen, der italienischen Oper und der steifen Ballette war noch nicht vorüber, jene der „klassischen“ Stücke unserer Repertoires war noch nicht angebrochen, und so führten außer den großen Residenzstädten, wo wenigstens (z. B. in Wien, Dresden &c.) die Pracht in der Ausstattung der italienischen Oper einigen Ersatz für das Auge bot, die etwa bestehenden kleineren Bühnen ein recht klägliches Dasein. Auch die Landeshauptstadt Graz, welche damals etwa 20.000 Einwohner zählte, bot in ihrem kleinen, aus Holz erbauten Theater auf dem Tummelplatze, an der Bastion gelegen, nur bescheidene theatralische Genüsse. Vorübergehende „Entrepreneurs“ führten die beliebten „wälschen“ Opern in italienischer Sprache auf oder einzelne jener erwähnten Haupt- und Staatsaktionen, in denen das Extempore der auftretenden Personen vorwaltet, allerdings was die Ausstattung betraf, mit Rücksicht auf den kleinen Raum, welchen die Bühne aufwies. Dafür aber fanden an verschiedenen

Orten dramatische Darstellungen statt, wo wir sie heute vergebens suchen, nämlich auf den Privatbühnen einzelner Klöster. Daß in den früheren Zeiten sowohl die sogenannten Schulkomödien auf der Grazer Jesuiten-Universität vorkamen als auch in den großen steiermärkischen Herrenklöstern, z. B. in Admont, Schauspiele agiert wurden, ist eine schon mehrfach besprochene Tatsache. Es dürfte jedoch kaum bekannt sein, daß auch andere Konvente in der Stadt selbst und sogar in späterer Zeit dramatische Produktionen allerdings für einen engeren Kreis in den klösterlichen Räumen veranstalteten. Insbesondere war dies in dem Kloster der Minoriten (Mariahilf) der Fall, wo die letzten Faschingstage Veranlassung zu derartigen dramatischen Vorführungen boten, welche dort in Szene gesetzt wurden.

Die zur Aufführung gelangten Stücke waren bei den meisten dieser Komödien von einem Klosterkonventualen verfaßt, und ein Zufall bietet mir Gelegenheit, den Leser mit einem solchen Schwanke bekanntzumachen, der überdies literarhistorisch interessant ist und einen Autor nachweist, von dem man bisher kaum mehr gewußt, als daß er in Steiermark gelebt und eine Zahl von Predigten verfaßt hat. Mit den Vorarbeiten für das mir zur Bearbeitung anvertraute Kapitel: „Literatur und Theater in Steiermark“ für das Werk: „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“ beschäftigt, kam mir seinerzeit ein handschriftlich in der Admonter Bibliothek aufbewahrtes Theaterstück in die Hände, welches auf dem Titel die geschriebene Bezeichnung führte:

„Comoedia, welche im Fasching A. 1764 bey denen R. R. P. P. Minoritis in Gräz zu zwey mahlen mit gröstem Vergnügen deren Zuesecher producirt und von Ro Patre Magistro Alexandro Schnabl componirt worden.“

Da ich in jener knappen Darstellung, zu deren Abfassung meine Untersuchungen angestellt wurden, nicht näher auf dieses bisher vollständig unbekannte dramatische Werk eingehen konnte,

dürfte es nicht ohne Interesse sein, an dieser Stelle unserer klösterlichen Faschingskomödie ausführlicher zu gedenken.

Der Verfasser Alexander Schnabel ist selbst dem Biographen Winklern, welcher 1810 seine „Biographischen und literarischen Nachrichten“ denkwürdiger Steirer herausgab, nur als Minoriten-Ordenspriester und Verfasser einiger (wohl ungedruckter) Predigten und theologischer Traktate bekannt. Es kann hier beigefügt werden, daß er um 1764 dem Grazer Minoriten-Konvente angehörte, das Baccalaureat erworben hatte so wie Lektor der heil. Schrift und Sonntagsprediger an der Kirche „zu Mariahilf“ war. P. Schnabel zeigt sich aber auch als ein sprachenkundiger, belesener Mann, dem die schöne Literatur der Zeit nicht fremd gewesen und der über einen ganz frischen, wenn auch etwas derben Humor verfügte, wie aus seiner Komödie hervorgeht. Was übrigens die Derbheiten in dem zur Erregung der Heiterkeit abgefaßten Schwanke betrifft, so entsprechen dieselben dem Charakter der Zeit, welche in den dramatischen Mitteln für die Erweckung der Lachlust ja nicht sehr wählerisch gewesen.

Die Komödie zerfällt in drei Akte, wird mit einem gereimten Prologe eröffnet, welcher an die alten geistlichen Schauspiele gemahnt, woselbst er nie fehlte, und mit einer Art musikalischen Epiloges geschlossen. Auch im Stücke selbst kommen einige scherzhafte Lieder vor, hauptsächlich finden sich solche in den zweimal eingeschobenen „Interludien“. Unter den Personen sind weibliche nicht vertreten, dafür ist die Handlung, obgleich einfach und in drastischer Schwankart, doch streng durchgeführt, und man kann allerdings von einer Fabel des Stückes sprechen, die bekanntlich bei unseren modernen Possen so häufig in der Episodenfülle verschwindet. Die Hanswurstpossen, welche damals an der Tagesordnung waren, fehlen nicht, und ein einfältiger Bedienter Jaggl erscheint als Träger der insbesondere denselben gewidmeten Rolle. Der Abkömmling

eines alten Adelsgeschlechtes Adrian Hans Dampf von Klafterdegen bildet die hauptsächlich in den Vordergrund tretende Figur. Der Dichter will in ihm einen herabgekommenen Vertreter des Adels darstellen, welcher kaum noch einige Kleidungsstücke von mehr als fragwürdigem Aussehen besitzt, trotzdem aber auf seinen Titel und auf seine vornehme Abkunft stolz ist. Die Sucht, sich bei jeder Gelegenheit vornehm zeigen zu wollen, bringt den adelsstolzen Ritter von Klafterdegen in die verschiedensten fatalen Situationen. Daß auch er als komische Figur zu wirken berufen ist und jedenfalls von dem Darsteller stark karrikiert vorgeführt wurde, zeigt schon der Name Hans Dampf, eine Bezeichnung, welche derjenigen des Hanswurst ganz gleich kommt und die seit dem vorigen Jahrhunderte bis in die ersten Dezennien unseres Säkulums in dieser Weise nicht selten Possenfiguren beigelegt wurde. Die eigentliche Handlung, in welcher die beiden erwähnten Possengestalten häufig auftreten, besteht kurz darin, daß zwei Abenteurer Orlando und Cleantes, „reisende Passagiers", wie sie im Personenverzeichnisse genannt werden, eine weitere Reise unternehmen wollen, da sie jedoch das nötige Geld nicht mehr besitzen, sich verabreden, Sosthenes, den Sohn des wohlhabenden Bürgers Pandolphus, zum Mitreisen zu bewegen, und von diesem die Deckung der Reiseauslagen für ihn und sich erwarten. Sosthenes steht aber unter der Aufsicht des Hofmeisters Zechwurzen, welche um so strenger wird, als Pandolphus von dem Vorhaben seines bereits mit den Genannten im Einverständnisse stehenden Sohnes Kunde erhält. Trotzdem gelingt eine Verabredung, infolge welcher sich Sosthenes plötzlich stumm stellt, Ritter Hans Dampf wird bewogen, im Kleide und in der Maske eines Arztes die Heilung des scheinbar Stummen zu vollziehen, welchem es hierauf wirklich gelingt, mit einer Summe Geldes in Gesellschaft der beiden Freunde das Weite zu finden. Das Spiel schließt eine possen-

hafte Szene, in der Pandolphus erklärt, seinen Sohn in der Welt aufsuchen zu wollen, den sich tot stellenden Hans Dampf aber in ein Leintuch wickeln und davontragen läßt, worauf vollständig in der Art der Hanswurststücke dieser plötzlich aufspringt und die ganze Gesellschaft auseinanderjagt. Darauf folgt noch der von vier Stimmen gesungene Epilog.

Da dem Spiele vermutlich vom Verfasser des Stückes selbst herrührend eine Art Szenarium beigelegt erscheint, in welchem außer einem „Proemium“ und den Angaben über den knappen Inhalt der einzelnen Szenen auch noch mehrere der zugehörigen Liedertexte enthalten sind, so dürfte es von Interesse erscheinen, diesen Auszug aus unserer Komödie sowie aus den Einleitungsversen und einige Liederstrophen kennen zu lernen, welche nicht ihres etwas fraglichen poetischen Wertes wegen, sondern um deren Eigenart zu zeigen hier folgen. Es ist dabei der Wortlaut des alten Originals möglichst beibehalten.

Proemium.

Willkomm geneigter Hörer! ein Lustspiel sich heunt weist.
Ein Alter und Krachdürrer sein Schematismum preist:
Hans Dampf von Klafterdegen ist sein Titulatur,
Er zeigt in vielen Bögen den Adel in Fractur.

Sein Bauch ist voll des Nagens, das Geld dün angesat,
Doch ’s Zwicken seines Magens ersetzt das Prädicat:
Die Schuldner* in ihn dringen und räumen Alles aus,
Durchs Gricht sie’s dahin bringen, daß plündert wird sein Haus.

Aus Armut notgedrungen wird er zu einem Thor:
Durch List und Schläg bezwungen stellt er ein Arzten vor;
Doch als er wird ertappet stellt er sich maustodt an,
Ins Grab man ihn verpappet, dort jagt er Alls davon. u. s. w.

---

* Offenbar „Gläubiger“ gemeint, wohl Schreibversehen.

Es folgt nun der Inhalt der einzelnen Szenen mit den Worten des Verfassers nebst den von ihm miteingefügten Liedertexten.

Actus I^i.

Scena I.

Es bereden sich Orlando und Cleantes, wie sie ihre Reis ferner anstellen könnten, und da sie auf Sosthenen geraten, bestechen sie des Hans Dampf Bedienten, welcher viele Klagen vorbringt und endlich den Hunger berührt mit dieser

Aria.

Da rumpelts erschrecklich, i bild mir's leicht ein,
Weils Brod nit erklecklich, der Hunger wird's sein;
Es zwickt mi, es beißt mi,
Es juckt mi, es reißt mi
Und ist mir so rar:
Als wann halt a Regiment Mäus drina war.

Es kizlen ein d'Därm, der Bauch leidet Noth,
I sollt mi schier härmen vor Hunger zu Todt
Es zwickt mi, es beißt mi,
Es juckt mi, es reißt mi
Und ist mir so rar:
Als wann halt a Stubn voll Husarn drina war. u. s. w.

Scena II.

Hans Dampf weiset seinen genealogischen Stammbaum auf u. gestehet seinem Bedienten, daß ihn der Hunger plage; welcher kaum als er was zu bereiten gegangen, den alten Pantolpho ansaget.

Scena III.

Pantolpho wird vorgelassen, fordert seine Schulden und da solchen Hans Dampf mit leren Verheißungen abgewiesen kommt der Jaggl u. saget Stellander, den Vettern u. Sempronium den Bruder des Hans Dampf an.

Scena IV.

Stellander und Sempronius befragen sich um das Wohlsein des Hans Dampf und weil er ihnen die Zeit des Essens vorschützet geht Sempronius um Leut aufzutreiben; Stellander aber beredet den Jaggl, daß er Alle vorlassen solle, damit der Ritter vom Essen abgehalten werde.

Scena V.

Hier kommt der Hans Jörg, der Post Knecht, der Murfilitier-Kramer, der Schuster und endlich der Lipperl, welche alle den Hans Dampf am Essen verhindern.

Scena VI.

Nun endlich wird es zum Essen bereit, nachdem der Herr Hans Dampf mit seinem Bedienten ziemlich laut geredet hat; kaum aber, daß sich der Ritter zu Tisch setzet, kommt eine Bande von vazierenden Studenten, welche ihm die Tafl-Musique auf diese Art machen.

Aria.

1.

Guten Appetitt! Guten Appetitt!
Herr Hans von Klafterdegen:
Jagl geh halt mit, Jagl geh halt mit
Thu ihms Kraut recht aussa legen.
  Schneid ihm d'Suppen auf,
  Schütt ihm's Brod darauf,
Ach, was bringt der Sporn zuwegen.

2.

Guten Appetitt! Guten Appetitt!
Herr Hans Dampf, du edler Ritter!
Nimm den Stockfisch mit, nimm den Stockfisch mit:
Iß dein bruder, also erzitter,
  Dein gehörnter Stamm
  Und der Ritter Nam
Wird dir machen viel Gewitter.

3.

Guten Appetitt! Guten Appetitt!
Herr Hans Dampf, du armer Häuter!
Zahlst die Schulden nit, zahlst die Schulden nit,
Kommst gewiß noch auf die Leiter;
  Deine Schulden Last
  Gönnt dir keine Rast
Und wird heißen: Kerl! Scher dich weiter!

Actus IIdi

Scena 1.

Pantolpho widersetzet sich der Reise Sosthenis, allwo der Hofmeister seine weisen Sprüche beisetzet. Jaggl überbringet den Brief, welchen der alte Pantolpho mit List überkommt und setzet derowegn Sosthenen in Haus Arrest.

Scena 2.

Stellander, Orlando und Cleantes versuchen neue Anschläg zu machen, nachdem Jaggl den üblen Verlauf mit dem Brief erzählet hat.

Scena 3.

Jaggl erzürnet seinen Herrn, welchen er mit Trutz wiedrum besänftiget, da er ihm seine Strümpf verschmiert; Sempronius rathet dem Hans Dampf eine ehrliche Hantierung zu ergreifen, welcher es abschlaget.

Scena 4.

Der Herr Hansjörg beraubet den Hans Dampf des Kleides, singen hernach ein jeder seine Arien.

1.

Hans Jörg.

Das ist mein Handwerksbrauch, d' Leut anzufallen
Wann sie nicht allsogleich d'Schulden wolln zahlen.
  Da geht es auf das Gwand,
  So sonst nix an der Wand:
Das ist die allergrößte Freud
A Schuldnern ausziehen das Kleid.

2.

Hans Dampf.

Das ist ein' schöne Ehr vor meinen Adel,
Wär sonst ein braver Herr fast ohne Tadel,
Jetzt hab' ich gar kein' Rock.
D' Einrichtung ist ein Stock.
Und ein zerfetztes Kamisol,
Teufl! Die Schergen alle hol.

3.

Hans Jörg.

Da hilft kein Stammenbaum, noch das Geblüte,
Da heißt's Gerechtigkeit nicht mehr die Güte,
Wer nicht zahlt Alles g'schwind
Wird zu ein' Schergen Kind:
Und heißt s: Herr Hans Jörg komm her!
Mach deinem Handwerk ein' Ehr.

4.

Hans Dampf.

Wann dies mein Stammenhaus thäte erfahren,
Da wär schon Alles aus mit meinen Jahren
Stund Alles von der Erd
Und ergriff schnell das Schwert
Stellte sich, als ob es toll.
Teufl! Die Schergen alle hol.

Duetto.

Hans Jörg.

Nun, weil's in Frieden geschicht
Spar ich Dir bündl
Schuldig bist, das weiß ich
Du bist von ein' Ritters Helm.

Hans Dampf.

Pack Dich von meinem Gsicht
Du loses G'sindl!
Vor wen denn haltest mich?
Du bist ein jüdischer Schelm.

Scena 5.

Orlando und Cleantes suchen umsonst Sosthenen zu bestechen, welches aber aus Dumheit des Hofmeisters Zechwurz dem Jaggl gelinget.

Scena 6.

Pantolpho verweiset dem Zechwurz seine schlechte Wachtbarkeit, gehet mit selbem den Jaggl zu vertreiben, der eben dem Stellander erzählet wie es es ihm ergangen; schweiget, da er seinen Herrn mit dem Schuster ankommen sieht.

Actus IIIii

Scena 1.

Orontes deklarirt sich vor Sosthenes und trachtet die List Sosthenes beizubringen, welche er von Stellander erlernet, der beinebens dem Orlando und Cleantes den Unterricht ertheilet wie sie den Hans Dampf zu einem Arzte machen können.

Scena 2.

Orlando und Cleantes bezwingen den Hans Dampf mit Schlägen zu einem Arzte.

Scena 3.

Orontes bringet Sosteni die List bei, welcher sich stumm stellet, darüber Stellander den Rath giebt, man solle den Doktor herbeirufen u. als es geschehen befragen sich Orlando und Cleantes bei Stellandern wie die Sach gehe.

Duetto.

1.

Jagl.

Wer, wer, wer kommt schon wieder
her um mich zu plagen
Was hast denn für a Gschrei,
Nix, nix, i han nit Zeit.

Lippl.

I, i, i bins mein lieber Herr
han auch was z'klagen
Han a Beul wie a Ei
Nu, i mein du wärst a Dokta
für d' Leut.

2.

Jagl.

Nu! Was? Du mach mir keine
Mäus,
Mi nit verachte
Wo fehlt's dir denn mein Kind?
Was du bäurische Sau!

Lippl.

Na, nix ich mach Dir kein Gesäus
D' Übel betrachte
Weng unters Bukl hint:
Nit so grob, sondern das Beulerl
anschau.

3.

Pack Di und laß mi ohngeschorn
Was? Mich vezirest?
I hau Dir ab den Kopf:
Still! still es bleibt nit gut.

Nu! i main du hast a an Sporn.
Weil'st phantasirst.
Ast nahm i di beim Schopf:
Steck ein, der Bummerl in der Scheid, Dir's anthut.

Scena 4.

Hans Dampf proscribirt den Kranken eine Kur, wozu der Jaggl viel beitraget.

Scena 5.

Es inkommodiren den Hans Dampf viele Patienten, er nimmt Orlando u. Cleantes vor Praktikanten an.

Scena 6.

Sosthenes redet, wird entführet, Hans Dampf retirirt, wird vom Hofmeister ertappt und getödtet; worauf eine Leich-Predigt und der Schluß folget.

So weit mit des Verfassers eigenen Worten der kurze Inhalt dieser Faschingskomödie, welche durch eine große Zahl komischer Szenen überaus erheiternd wirkt. Solche bilden zu Anfang insbesondere die Auftritte zwischen Hans Dampf, der trotz seiner Armut stets auf die Taten seiner vornehmen Ahnen hinweist, und seinem einfältigen Diener Jaggl, der auf die Erwähnung des Ritters von seinem Stammbaum die Seitenbemerkung nicht unterdrücken kann: „Ja, ja, an dem Stammbaum meines Herrn sind schöne Früchte zu sehen, Armut und Prahlerei, Hunger und Durst." Mit den Verhältnissen des edlen Ritters machen uns auch die Szenen zwischen ihm und seinen Gläubigern, welche das schuldige Geld verlangen, zwischen dem Ritter, seinem Bruder und seinem Vetter Stellander, die den Hungrigen fortwährend zu dessen Verdrusse vom Essen abhalten, bekannt. Einer Szene zwischen Stellander, welcher oft französische Sätze

seiner Rede einfügt, und dem Bedienten, der sie mißversteht und z. B. auf die Ansprache mon cher bemerkt: „Mir scheint, er stichelt auf mich, weil ich der Schneider Jaggl bin“, folgen recht komisch wirkende Auftritte eines gebrochen deutsch sprechenden Italieners, eines Kochs, der dem Ritter in „windisch-deutscher“ Sprache von seiner Kochkunst erzählt (Jes snam nudl kuchat no bratl petscht no Eingemachts naret) u. dgl. Die Haupthandlung findet im zweiten und dritten Akte ihren Fortgang, und das Auftreten des Ritters als Arzt, den auch verschiedene Patienten konsultieren, gibt oft Gelegenheit zu den verschiedensten Scherzen. Daß es dabei mitunter zu Prügelszenen kommt, ist um so erklärlicher, als eine wirklich lustige Komödie ohne dieselben zu jener Zeit gar nicht gedacht werden konnte.

Zur Probe des Dialoges und des drastischen vom Verfasser angewendeten Humors folgen hier einige Szenen aus dem zweiten Akte der Komödie:

Scena 3tia

Hans Dampf, Jacob, Sempronius, Taschenbrod.

Hans Dampf. Blitz, Höll, Donner, Pechfackeln, Mord und Eisen.

Jaggl. Bley, Pulver, Hanaf, Sauerkraut und Kartätschen.

Hans Dampf. Du infame Canalia, henken, rädern, köpfen und schinden möcht ich Dich vor Zorn und Rach. Heist dies treu gedient, wenn man das Haus in Stich last und so lang ausbleibt? Kerl, du sollst mir mehr von der Seiten kommen.

Jaggl. Bitt den gnädigen Herrn unterthänigst, thuen Sie sich wegen an solchen Pagatell nicht alteriren, dies ist ja aller Bedienten schon ihr Brauch, daß sie bei jeder Commission eine Stund zur Zuwag zu gebrauchen wissen. Und aus dem Haus wird ja Niemdt nichts wegtragen, kann man doch mit allem und jedem, was da ist, nicht a mal a Baroggenschachtel anfüllen.

Hans Dampf. Erden, verschling dieses Ungeheuer, der da meiner Ehre so nahe redet. Kerl! Ich will Dir Dein Pelz ausstauben, daß du gewiß Respect und Gehorsam lernen sollst.

Jaggl. Au weh, jetzt verdrießt mich das Leben; überall kommt einer so an. Ach du süßer Ofner Wein, wärst du mir nur nit so theuer, ich wollt aus lauter Desperation durch Dich meinen Tod hinein saufen.

Hans Dampf. Diesmal seie es dir verziehen. Was Teufel macht der Schuester, daß er mir den andern Stiefl nicht bringt?

Jaggl. Gnädiger Herr, ich will ihn gleich holen.

Hans Dampf. Na, na, Du bleibst mir wieder eine Stund aus.

Jaggl. Es ist a Schand mit einem Stiefl und es seind ja Löcher in Strümpfen.

Hans Dampf. Nimm etwas Dinten Jakob u. schmiere sie über die Löcher her, so sieht man sie nicht.

Jaggl. Glei, glei, gnädiger Herr, aber ich förcht, es möcht das ganze Dintenfaß drauf gehen (geht und bringt ein Dintenfaß.)

Hans Dampf. Komm und thu, was ich Dir sage, de externis judicat omnis. Genueg ist's, wan die Aparität netto ist.

Jaggl. Soll ich den Schuech a mit Dinten schmieren, denn auch im Schuech sein ziemlich große Löcher.

Hans Dampf. Nein das gehet nicht an, ich kann sagen, daß ich in den Schuechen mit Fleiß Löcher lasse wegen den Hüneraugen.

Jaggl. Aber aus dem Rock ist auch hinten ein Stück ausgeschnitten, davon laßt es sich ja nicht sagen, daß es wegen den Hüneraugen geschehe.

Hans Dampf. Du Einfalt, das Kleid zeigt die Distinction, daß ich kein gemeine Budlhund bin, aber — was thut mein Bruder Sempronius allhier? (Sempronius kommt und der Taschenbrod.)

Sempronius. Salveat Herr Bruder. Na wie befinden wir uns? Und ganz allein?

Hans Dampf. Ach ja allein, es laufen einem ja die Leut alleweil übern Hals, daß einer kaum einen Löffel Suppen mit Ruhe essen kann. Wer ist der Herr dort?

Sempron. Das ist ein galanter Bürger, der Herr Taschenbrod, und er hat sich angetragen dem Herrn Brudern aus der Noth zu helfen.

Hans Dampf. Was Noth? Wir befinden uns in solchen Umständen, daß wir mit unserm Zustand zufrieden sind.

Sempron. Um Himmelswillen, Herr Bruder, nur nicht Wind gemacht. Wir haben ja beide einen Adel und ich hab mein Auskommen. Der Herr Bruder aber ist voller Schulden.

Jaggl. (Der pfeift ziemlich hoch, beide sind von Adel, aner a Ritter von Birkfeld, der Andere ein Degenwetzer beim Mur Thor.)

Hans Dampf. Sei es wie es wolle, so arm ich bin, so gib ich nicht einen einzigen Buchstaben von meinem Geschlechtsnamen vor das beste Capital her.

Sempron. Dieser Herr Taschenbrod führet ein Strümpfnegotium nacher Mailand, wollt der Herr Bruder bei ihm keinen Wochenschreiber abgeben?

Hans Dampf. Was? Wie? Ein Ritter Hans Dampf von Klafterdegen ein Schreiber? Ist der Herr Bruder denn von Sinnen kommen?

Taschenbrod. Ich obligiere mich davor allwochentlich einen Gulden, das ist 15 Batzen zu bezahlen. Das ist ja resonabl.

Hans Dampf. (Ei ich mach Dir noch drei Dutzend darzue) und solls mir gehen wie es will, so will ich mich nicht so weit erniedrigen, einem gemeinen Bürger, einem Dolänzenhändler einen Schreiber abzugeben. Ich ein Ritter von Klafterdegen.

Taschenbrod. Noch dazu verobligire ich mich, daß Sie allzeit so oft Sie wollen sich auch meiner Tischlad bedienen und alldort Brod vor Sie abschneiden können.

Hans Dampf. A was, ich sättige mich nicht wie andre gemeine Leut, die alleweil den Kropf müssen vollhaben. Ich begnüge mich mit der Glori meiner Familie. Und das Brod Pampfen macht Wind im Leib.

Sempron. Hernach kommen die Schuldner, plündern den Herrn Brudern und nehmen alle Habschaften weg; das ist eine schöne Ehre unserer Familie.

Hans Dampf. Ehre genug, wenn man nur standhaft ist im Leiden.

Sempron. Es thut mir in Wahrheit leid, daß ich so gute Vorschläg gemacht; Bruder, dein Verderbnis ist nahe. Dies thut mir wehe.

Hans Dampf (lacht) ha, ha, ha, du unwürdiger Sprosse unsers so berühmten Ritters Helms.

Taschenbrod. Wir verlieren umsonst die Mühe, Herr Sempronius. Ihr Bruder muß ehender übern Tölpl fallen als Sie ihn zur Räson bringen werden.

Hans Dampf. Ihr Herrn, eure Verträg seind null und nichts. Es ist wahr, ich hab kein Stückl Brod im Haus, aber ich brauch a keins. Die Heldenthaten meiner Vorfahren, die seind mir süßer als die besten Piskoten.

Sempron. Wie werd ich lachen, wenn ich meinen Bruder im Karzer oder wohl gar im Narren Häusel werd erblicken.

Hans Dampf. Wanns auch gschicht, so gschichts aus rittermäßiger Demuth.

Taschenbrod. No leben Sie wohl und ich werde noch die Ehre haben Ihnen bei der armen Leut Theilung einen Zehrpfennig mitzutheilen.

Hans Dampf. (Ja, ja, da kannst du lang warten.)

Sempron. Viel Glück zum Bettelstab; so gehts wenn man der Faulheit allzuweit anhenget, auf die letzt kommt es zur Armuth und Verzweiflung. Adieu Herr Bruder. Gehen wir, Herr Taschenbrod.

Taschenbrod. A das ist keine Art, Ihr Herr Bruder hätte dieses Glück nicht ausschlagen sollen. (Gehen beide fort.)

Hans Dampf. Jakob geh, begleits, komm aber glei wieder zurück.

Jaggl. Ich bin früh und spat fertig. (Geht auch hinweg.)

Hans Dampf. Das ging mir noch ab, einen Dintenlecker bei einem einem gemeinen Burger abzugeben. Ein Ritter Hans Dampf von Klafterdegen bei dem Herrn Taschenbrod sich der Schublad zu bedienen, Brod abzuschneiden, die Wochen 15 Batzen zu verdienen. Ei das wär a Makulatur meiner Familie, die niemals auszubringen wäre.

Diese Andeutungen und Proben, welche das Faschingsstück P. Schnabels betreffen, erweisen den Charakter und die Anlage des Ganzen. Eine besonders verwickelte Handlung ist in dem Scherzspiele allerdings nicht zu finden, es bleibt jedoch schon beachtenswert, daß der Gang desselben streng eingehalten wird und dem Zuseher, besonders bei guter Darstellung der komischen Rollen, gewiß Gelegenheit zu ununterbrochener Heiterkeit gegeben hat. Verschiedene lokale und provinzielle Anspielungen dürften noch mehr hiezu beigetragen haben, Jaggl spricht in der Mundart des Landes, und es wirkt recht komisch, wenn der Bediente seine schäbige Livree schildert

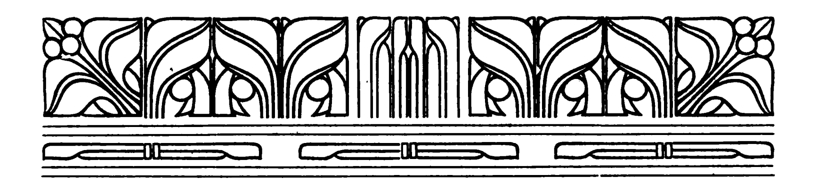
und erklärt: „Die Hosen stammen in grader Linie von einem Stainzerischen Öltrager ab, das Jankerl is von ein' alten Tischteppich und der Brustfleck vom Vorhang einer alten Bücher Stell entsprossen.“ Ein Bürger, Gläubiger des Ritters, von diesem um seine „Hantierung“ befragt, erklärt: „Ich war Großverleger von Schwefelkerzeln und Feuersteinen und hatte meine Korrespondenten in allen vier Teilen der Welt, da droben der Plabutsch Hiesel, da draußt der Premstetter Anderl, zu Hausmanstetten der Speck Simmerl und in Steinbruch der alte Beischl Mörtl, o die wissen noch gut, wie ich gstanden.“

Noch ein besonderer Umstand lenkt aber die Aufmerksamkeit auf unsere Komödie. Die Figur des Ritters, des Dieners, ja selbst einzelner Nebenpersonen ist nicht Erfindung des genannten Autors, sondern wir haben es hier mit Gestalten aus des dänischen Dichters L. Holberg Lustspiele: „Don Ranudo de Colibrados“ zu tun. Ja P. Schnabl hat ganze Szenen aus dem erwähnten Lustspiele entlehnt. Hans Dampf ist kein anderer als der adelsstolze arme Ritter Don Ranudo, Jaggl der Diener Pedro aus dem erwähnten Stücke, zahlreiche Reden beider, Dialoge, Szenen voll drolliger Komik, sind fast wortgetreue Übersetzungen aus dem dänischen Originale, wie dies z. B. die vierte Szene des 2. Aktes in Schnabls Komödie, zwischen Hans Dampf und dem Bauer, welchem derselbe seinen mitgebrachten Mundvorrat an Brot und Käse aufißt, am besten nachweist. Eine ganz ähnliche Szene zwischen Ranudo und einem Bauer findet sich in der 6. Szene des 3. Aktes von Holbergs Lustspiele. Allerdings hat um diese Gestalten der Grazer Dichter eine andere Handlung gruppiert und noch immer viele Späße selbst erfunden. Interessant bleibt immerhin die Tatsache, daß Holbergs allerdings rasch berühmt gewordenes Lustspiel, welches im Jahre 1748 zuerst in Dänemark zur Aufführung gelangte, hier schon im Jahre 1764 den Vorwurf zu einem ähnlichen Spiele gegeben. Diese Tatsache zeigt uns

auch die Belesenheit des Grazer Autors, der Holberg wohl aus der im Jahre 1748 erschienenen deutschen Übersetzung kannte. Schnabel scheint überhaupt ein nicht bloß witziger, sondern auch sprachenkundiger Mann gewesen zu sein.

Über den Tag der Aufführung des „Hans Dampf von Klafterdegen“ ist mir trotz aller Nachforschung keine Mitteilung zugekommen, zweifellos fand dieselbe an einem der letzten Faschingstage statt, und diese Skizze über das Grazer Faschingsspiel vor beinahe 150 Jahren möge einen kleinen Beitrag bieten zu dem Fastnachtsleben und zur österreichischen Theaterliteratur aus einer Zeit, aus welcher so wenige Nachrichten sich erhalten haben.





Ein steirischer Wunderdoktor im XVIII. Jahrhundert.

In der schönen Landeshauptstadt der Steiermark, Graz, steht außerhalb der alten inneren Stadt, eingerückt zwischen der Häuserreihe des Glacis, ein uraltes gotisches Kirchlein mit zwei Türmen. Es ist dies die Kirche der deutschen Ritterorden-Kommende am Leech, und geht die Sage, die älteste Pfarrkirche der Stadt habe sich hier befunden. Tatsächlich bestand dieses Gotteshaus, in dem noch Fahnen und Paniere aus der Zeit der Kreuzzüge an der Wand prangen, schon zur Zeit Rudolphs von Habsburg, welcher ritterliche Fürst es selbst betreten haben soll, und ist wohl eines der ältesten Bauwerke der Stadt. In dem kleinen Kirchenschiffe finden sich mehrere Grabdenkmäler an der Wand, darunter eines, das aus einer einfachen spitzen Steinpyramide besteht. In die Mitte der Pyramide ist ein Metallmedaillon mit einem bartlosen Porträtkopfe, der charakteristische Züge aufweist, eingelassen, darunter erblickt man aus demselben Metalle geformte Insignien: Meßbuch und Sanduhr, auch einen Kelch mit einer Schlange, während die einfache Unterschrift meldet: „Fortunatus Spoek obiit XI. Septembris MDCCCXIII“, also nur den Namen und Todestag des Dahingeschiedenen.

Über die Persönlichkeit des durch dieses Denkmal Verewigten weiß die lokale Chronik nicht mehr zu berichten, als daß Fortunat Spoek Geistlicher und Arzt war, keine weitere Nachricht über ihn ist in neuerer Zeit in die Öffentlichkeit gedrungen und erst der Fund umfassender Aufzeichnungen aus dem vorigen Jahrhundert, welchen der Verfasser dieser Zeilen einem Zufalle verdankt, weist die Tatsache nach, daß man es in dem genannten Manne mit einer seltsamen, rätselhaften Persönlichkeit von weit mehr als lokaler Bedeutung zu tun hat, mit einer Persönlichkeit, die von hervorragenden Männern in Steiermark hochgeschätzt und gepriesen, andererseits wieder von gelehrten Ärzten verspottet und verunglimpft wurde, mit einer Persönlichkeit, die still wirkte und doch einen wahren Sturm unter der Bevölkerung der Stadt hervorrief und welche schon durch ihre Beziehungen zu dem unter Josef II. Regierung zur Öffentlichkeit und Kräftigung gelangten Freimaurertum ein besonderes Interesse in Anspruch nimmt. Die Geschichte dieses Mannes und seiner merkwürdigen Heilerfolge bietet überhaupt einen Beitrag zur Charakteristik von österreichischen Zuständen und Verhältnissen am Schlusse des vorigen Jahrhunderts und möge als ein solcher hier in Kürze ihren Platz finden.

Fortunat Spoek war ursprünglich Franziskaner des Klosters Maria-Nazareth in Untersteiermark, woselbst er, ohne eigentlich Medizin studiert zu haben, die Heilwissenschaft ausübte und gleichzeitig als Klosterapotheker fungierte. Aus unbekannten Ursachen verließ er dieses Kloster und wir finden ihn schon vor 1788 als Benefiziat der Kirche zu St. Kunigund am Leech zu Graz angestellt. Der „Exfranziskaner“, also wird Spoek stets in Akten und Eingaben genannt, machte aber bald in der Stadt von sich in seltsamer Weise reden. Obgleich er nicht die Bewilligung zur Ausübung ärztlicher Praxis besaß, welche hiezu unbedingt notwendig war, erfuhr man von ganz eigentümlichen merkwürdigen Kuren, die Spoek, allerdings nur

an Leidenden, welche bereits von den Ärzten aufgegeben waren und nur auf besonderes eindringliches Bitten dieser Kranken oder der Angehörigen derselben vornahm und die nach der Aussage der Behandelten stets von dem besten, wahrhaft wunderbaren Erfolge begleitet waren. Die Ärzte der Stadt, die von diesen Kuren natürlich auch vernahmen, machten schließlich gegen Spoek die Anzeige an das Kreisamt, welche wirklich zur Folge hatte, daß der Mann mit Abnahme seiner „Arcanen“ und mit der Verurteilung zur Erlegung eines Geldbetrages im Jahre 1788 bestraft wurde. Das „Hauptarcanum“, welches Spoek benützte, war ein braunrotes Pulver, dessen Bereitungsweise er allein zu kennen behauptete und mit dem er tatsächlich Heilerfolge erzielte, welche das größte Aufsehen erregten.

Es liegt eine ganze Reihe von Originalzeugnissen aus der späteren Zeit, in welcher Spoek sein Heilverfahren also trotzdem wieder aufnahm, vor, welche die Geschicklichkeit des Heilkünstlers bestätigen; in den meisten dieser Zeugnisse wird zugleich bestätigt, daß der geistliche Arzt stets nur auf dringendste und wiederholte Bitten, nachdem gelehrte Ärzte der Stadt, die stets mit Namen genannt sind, nicht mehr helfen zu können erklärten, die Kuren aufnahm und zahlreiche Personen dadurch vor dem sicheren Tode errettete. „Gott sei ewig Dank gesagt“, heißt es in einem Zeugnisse des Ingenieurs Josef Prechtl vom Jahre 1793, welcher seit 1781 an schwerer Wassersucht litt, „daß er mich durch seine göttliche Gnade in die Hände des Herrn Benefiziaten Fortunat Spoek übergeben, als einen wahren, menschenfreundlichen Naturkenner; er hat mich ganz unentgeltlich dergestalt hergestellet, daß ich in meinem 58. Jahre vermög meiner Gesundheit und hiedurch erlangten Kräften mit keinem 36jährigen Mann zu tauschen verlange“; ähnlich bestätigt Gubernialrat R. v. Richtenburg, daß seine durch Jahre von Ärzten vergeblich behandelte

Gattin ebenfalls von einer Art Wassersucht durch diesen geistlichen Herrn befreit wurde.

Da diese Zeugnisse und Bestätigungen über Spoeks Kuren auch für die weitere Darstellung hier von Bedeutung sind, so folgen einige derselben in ihrem vollen Wortlaute, und zwar sind die drei angeführten Schriftstücke eigens drei Vertretern der verschiedensten Stände entnommen:

No 1.

Endesgefertigte sehen sich im Gewissen durch die Kränkung eines um sie verdienstvollen Mannes aufgefordert, der reinsten Wahrheit zu zollen und dem löblichen Kreisamt dieses eidesbündige Zeugniß in betreff des Geistlichen Herrn Spoek über die von demselben an meinem (sic!) Kind Leopold glücklich gemachte Kur gehorsambst vorzulegen.

Wir verloren 6 unserer Kinder, die in einem Alter von 2, 3 bis 4 oder 5 Jahren fast in einer und der nehmlichen Krankheit nach allen von graduirten Herren Ärzten versuchten vorgeschriebenen und angewandten Medikamenten ein Opfer ihrer hülfslosen Wissenschaft wurden und in der zartesten Blüte ihrer Jugend zu unseren fast unverlöschlichen Schmerzen der Verwesung überliefert worden sind.

Unser Kind Leopold erkrankte am zweiten Fasten Sonntag in einem Alter von 2½ Jahren an einer denen vorigen sehr ähnlichen, wo nicht ganz gleichen Krankheit. Durch die traurige Erfahrung mißtrauisch auf die Hülfe der Hh. Doktoren nahmen wir Zuflucht zum Geistlichen Herrn Spök, der uns allgemein angerühmt wurde und dessen Ruf die gefährlichsten doch glücklich gemachten Kuren überall ausgestreuet hat.

Dieser benannte geistliche Herr liesse sich nur durch das dringendeste und wiederholte Bitten erst bewegen so oft schon unglücklich gewordenen Eltern seinen Beistand nicht zu versagen, befreiete das Kind von einer Krankheit, in der uns

vorher schon sechs, die seiner Hülfe entbehrten, starben und stellte es glücklich und vollkommen in die Gesundheit her.

Dieses bezeugen wir beide wohlbedächtig und erbötig die Wa'rheit der hier angeführten glücklichen von Hh. Spök gemachten Kur mit einem körperlichen Eid zu bestätigen.

Graz den 25 Aprilis 1793.

Karl Rökenzein. Konstanzia Rökenzeinin.
burgerl. Braumeister.

Unsere vorige Herrn Ärzte waren:

Hh. Dr. Verhowiz
— v. Plappart der Ältere
— Sartori
— Staabschirurgus Odenkirchen.

No. 2.

Kraft gegenwärtigen Zeugniß bekenne ich Endesgefertigter hiermit zur Steuer der Wahrheit und Besten der Menschheit, daß ich durch die von dem Geistlichen Hern Spök bestverdienten Hern Benefiziaten am Kommenda Leech mir gütig angewandte Medikamenten von einer langwierigen sowohl als kostspieligen Krankheit geheilt worden, ich sage langwierig, da ich aus dieser Rücksicht in dem 41. Jahr meines Alters die würklichen Dienste habe verlassen u. um meine Pension einschreiten müssen; eben aber auch kostspieligen, da mich die von zwei Herren Doktoren einigen Herren Stabs- u. Regimentschirurgen fruchtlos verordenten Medikamente über 200 fl. gekostet haben. Gegeben Graz den 23. April 1793.

Josef Graf Liechtenberg
Pensionirter Hauptmann.

Die zu meiner Genesung fruchtlos zu Rath gezogenen Herren Doktoren und Chirurgen sind HH. Doktor Brietto in Ofen u. d. Herr Kreisphysikus in Judenburg, HH. Stabschirurgus Zimmermann in Belgrad, HH. Regimentschirurgus Stanzky von Lattermann u. Lufft von Terzki.

No 3.

Ich Endesgefertigter bezeuge hiemit, daß ich als meine Gemahlin vor zwei Jahren krank geworden ist die der hierorts in großem Ruf stehende u. geschickteste Herren Ärzte zu ihr berufen habe, nämlich HH. Dr Verhowiz, HH. Dr Sartori, HH. Protomedikus v. Plappart, welche sie wechselweise ohne Erfolg kurirten. Weil sie sich so lange Zeit nicht besserte u. ich in Gefahr stand sie ohne thätige Hülf zu verlieren so verwendete ich mich um diese Hülf an Herrn Fortunat Spök Weltpriester, der durch seine chemische Arzneimittel hier schon so viele der glücklichsten Kuren gemacht und sich damit den wohlverdienten Ruhm eines in der Arzneiwissenschaft sehr erfahrenen Mannes erworben hat, der auch meiner Gemalin die zu ihrer aufgehabten schweren Krankheit noch die für erwachsene Personen todesgefährlichen Blattern bekam, die ihr das rechte Aug mit einem Fell überzogen und auf demselben ihr das Licht ganz benahmen, daß jedermann an dessen Heilung verzweifelte, mit so gutem Erfolg kurirte, daß sie sich von Zeit zu Zeit besser befand, das Aug ganz hergestellet ist und sie nun überhaupt auf dem Punkt steht ehestens vollkommen zu genesen.

Graz d. 24. April 1790.

Johann Terglanschnigg.
Der Rechte Doktor.

Außer diesen angeführten Erklärungen liegen noch solche von Personen aller Gesellschaftskreise vor, welche von schweren

Brustleiden, Verletzungen, Entzündungen, Gliedergicht, langwieriger gefährlicher Kolik durch Spoek geheilt worden zu sein schriftlich erklären. Die meisten Krankheitsfälle betrafen jahrelange veraltete Leiden, in denen die gelehrten Ärzte den Kranken keine Hilfe mehr bieten zu können erklärten. Die Kur des Geistlichen war stets eine einfache und rasche, auch nahm er für dieselbe keine Geldentschädigung an. Unter den Doktoren der Medizin jedoch, welche in diesen Fällen vergeblich ihre Kunst anstrengten, werden die hervorragendsten Namen der Stadt, an der Spitze der Kreisphysikus, genannt.

Fünf Jahre lang hatte auf diese Weise der einfache geistliche Helfer im Stillen unbehelligt gewirkt, als zwei Todesfälle eintraten, welche dem Gremium der Grazer Doktoren die Handhabe gaben, Fortunat Spoek einer neuerlichen Untersuchung auszusetzen. Die gelehrten Ärzte behaupteten nach der vorgenommenen Sektion in beiden Fällen, daß die Art des Todes eine Vernachlässigung der gehörigen Hilfsmittel erweise, daß Spoek seine Kur hier übel angewendet habe, und drangen im April 1793 bei dem k. k. Kreisamte auf Untersuchung und strenge Ahndung wegen „Kurpfuscherei“. Es wurde in der Tat eine solche Untersuchung durch den Kreishauptmann Gubernialrat Christoph Freiherrn von Schwizen eingeleitet, welcher das Sanitätsreferat innehatte und als Vorsitzender der Untersuchungskommission fungierte. Die Kunde hievon aber brachte in allen Kreisen der Stadt große Aufregung hervor, und datiert vom 22. April 1793 überreichte eine große Zahl unterfertigter Bürger, Beamten und Geistlichen ein Schriftstück bei dem Kreisamte mit der Bitte: den Beklagten gegen die unrechtmäßige Verfolgung und Bedrückung zu schützen und ihm die Fortführung seiner Kuren zu gestatten.

Diese Eingabe an das Kreisamt folgt hier ihrem vollen Wortlaute nach und mit den Namen aller derjenigen, welche dasselbe unterfertigt haben. Sie lautet:

Rubrum: An ein wohllöbliches Kreisamt:

überreichen innen benannte Bürger, Beamte u. Geistliche das gehorsame Ansuchen

um Schutz für den Geistlichen Fortunat Spoek gegen einige Klagen der Herren Ärzte, und um Einleitung, daß den Bittwerbern des ersteren Beistand in ihren körperlichen Leiden ungehindert gegönnt werde.

Wohllöbliches k. k. Kreisamt!

Unterzeichnete Bürger, Beamte und Geistliche haben durch den allgemeinen Ruf in Erfahrung gebracht, daß einige der hiesigen Herren Ärzte wegen des jüngst verstorbenen Herrn H . . . den Geistlichen Fortunat Spek allhier bei einer löblichen Kreisstelle belanget haben und diesem dahero eine Untersuchung bevorstehe.

Sie sind durch so viele glänzende Merkmale überzeugt, daß eine löbl. Kreisstelle in allen Amtshandlungen immer von dem Geist unpartheilicher Gerechtigkeit geleitet werde, daß wohlselbe des allgemeinen Wohl mit jenem der einzelnen Menschen, wo es immer nur möglich auf das engste zu verbinden suche u. daß folglich auch in der gegenwärtigen Klage ein auf so erhabene Grundsätze gegründetes Urtheil gefällt werden wird.

Allein da sie aus dem Umstand, daß einige der Herren Ärzte wider den Beklagten aufgetreten sind und der vernünftigere größere Theil ihnen nicht beigetreten ist, mit Grund vermuthen müssen, daß die Herren Kläger bei ihrer Klage nicht die Sorge für den allgemeinen Gesundheitsstand, sondern ihre eigene Privatabsichten zum Gegenstand haben dürfften, daß vielleicht Neid u. Verfolgungsgeist die wahre Ursach seye, sie den Todfall des Herrn H . . . nur zum Vorwande genommen

und dahero auch hier die wahren Umstände verschwiegen haben möchten: so sehe es denen Unterzeichneten erlaubt sich mit ihrer ehrfurchtsvollen Vorstellung an eine löbl. Kreisstelle zu verwenden und dringendst bitten zu dürffen, daß man den Beklagten gegen die Verfolg- und Bedrückung der Herren Kläger in Schutz nehme, daß man denen Unterzeichneten die Erlaubniß sich bei zustoßenden Krankheiten der sicheren Hülf des Beklagten ohngehindert bedienen zu dürffen gütigst ertheilen u. wann diese Bitte etwan aus dem Grund nicht bewilligt werden könnte, weil in solchen Fällen die Herren Ärzte meistens zu gleich Kläger und Richter sind, daß diese gemeinschaftliche Vorstellung zur unmittelbaren Entscheidung Sr. Majestät unserm allergnädigsten Landesfürsten und Herrn einbegleitet werde.

Die Bittsteller würden die mehr als väterliche Vorsorge Sr. Majestät für das physisch und moralische Wohl ihrer unglücklichen Unterthanen auf die strafwürdigste Art zu beleidigen mit Grund befürchten, wenn diese ihre unterthänigste Bitte Vorurtheil, Aberglauben oder sonst eine andere mit der Denkungsart edler getreuer Bürger u. Unterthanen unverträgliche Absicht zum Grund hätte; allein da sie zu dieser Bitte bloß durch eigenen Erfahrung bewogen werden, da sie so wie sehr viele andere ihnen unbekannte Personen ihre Zuflucht erst damals zu dem Beklagten nahmen, nachdem sie sich der Hilffe der öffentlich aufgestellten Ärzte Wochen, Monate oft Jahre lang fruchtlos bedient hatten, da (sie) nicht bei diesen, sondern bei dem von ihnen verfolgten Beklagten sicherer u. dauerhafter nicht bloß eine zeitweise Hülfe für die körperlichen Leiden ihrer selbst, dann ihrer Weiber, ihrer Kinder u. ihrer Freunde fanden; da der Beklagte selbst ein Mann ist, der nicht zufrieden ungeheure Namen Register von Krankheiten und Rezepten auswendig gelernt zu haben, sich schon durch viele Jahr der praktischen Arznei und der von dieser unzertrenn-

lichen Chemie und Naturkunde widmet, sie durch viele Jahre schon im Kloster unter dem Schutz der Gesetze glücklich ausübte, der den reichen wie den armen Kranken mit gleicher Sorgfalt u. Eifer behandlet und letztere mit Arznei u. Lebensmittel unentgeltlich versorget, der die Krankheiten jedes Leidenden mit entscheidender Gewißheit anzugeben und der Natur derselben angemessene wirksame Heilmittel dagegen zu gebrauchen weiß, der nicht glaubt, daß die Kranke dazu da sind um der Unwissenheit des Arztes zum Probierstein zu dienen, der also in keiner Rücksicht weder unter die unwissenden Empiriker noch unter die mit ihrer auswendig erlernten Kunst prahlenden Theoretiker gezählt werden kann; da es endlich stadtkundig ist, daß der Beklagte fast durchaus nur solche Kranke zur Heilung übernimmt, welche mit denen hartnäckigsten Krankheiten behaftet sind, und meistens erst damals, wenn die HH. Ärzte ihre Kunst schon erschöpft und den Leidenden alle Hoffnung zur Genesung abgesprochen hatten; da die Unterzeichnete selbst in dem letztern Falle waren und demnach durch die mehr vermögende Wissenschaft des Beklagten glücklich hergestellt wurden, so können sie unmöglich zweifeln, daß diese von dem innersten Gefühl der Dankbarkeit für die Erhaltung ihres Lebens erzeigte unterthänigste Bitte vor den Throne unseres allgeliebten Monarchen gebracht nicht um so gewisser erhört werden wird als sie durchaus der wohlthätigen Absicht der höchsten Gesetze in Gesundheitssachen entspricht. Denn wenn diese höchsten Gesetze denen Herren Ärzten so viele Gerechtsamen ertheilen so kann ihre Absicht nur die Sorge für den allgemeinen Gesundheits Stand, folglich ein Wohlthätigkeit sein. Die Unterzeichneten erkennen diese wohlthätige Absicht des höchsten Gesetzgebers mit dankbarstem Herzen, aber wenigstens sie u. ihre Familie waren nicht so glücklich diese erhabene Absicht durch die Herren Ärzte an sich erfüllet zu sehen, viel mehr sahen sie sich gezwungen nach fruchtlos verschwendeten vielen Kosten u. in ihrer Kur

aufgeopferten Kräften endlich ihre Zuflucht zu dem Beklagten zu nehmen und hier fanden sie in kurzer Zeit, was sie von denen Herren Ärzten mit Grund durch lange Zeit aber leider umsonst erwarteten, Leben und Gesundheit wieder. Sie können sich daher auch das Besorgnis nicht erlauben, daß der gütigste Urheber u. Beschützer dieser wohlthätigen Gesetze ihnen eine Wohlthat aufdringen wird, die sie mit Verlust ihres Vermögens, ihrer Gesundheit und Lebens zu erkauffen wirklich schon in Gefahr waren. Mit freudigem Herzen leisten sie hiermit feierlich Verzicht auf die medizinische Hülf aller Herren Ärzte, welche einen Mann verfolgen, von dem nur zu bedauern ist, daß der Staat nicht mehrere dergleichen Männer zählt, es würde ungleich besser mit dem Gesundheitsstand der Bürger u. Unterthanen stehen.

Übrigens halten die Unterzeichneten zu ihrer und des Beklagten Sicherheit zu wiederholen nöthig, daß die gegenwärtige Bitte lediglich Dankbarkeit für erhaltenes Leben u. Gesundheit, dann das Besorgnis des Beklagten künftigen Beistand in ihren körperlichen Leiden einzubüßen zu ihrem Urheber habe, daß der Beklagte als ein Mann, der jeden krumm- u. hinterlistigen Weg verabscheut, von dieser Bitte gar keine Wissenschaft habe und daß sie dieses im Erforderungsfall mit einem körperlichen Eid zu bekräftigen stündlich bereit sind.

Graz den 20. Aprilis 1793.

Johann Stiegliz, Kaufmann.
Hans Kaspar Dobler, Kaufm.
Martin Droker, Kaufm.
Dr v. Heillinger, Burgermeister.
Stephan Moffredat (recte Mafreda) Bibliothek Scriptor.
Ignaz Tieffenbacher, Braumeister.
Joseph Pauer, Advokat.
Franz Tieffenbacher, Braumeister.
Catharina Tedeßkin, Kaufmannin.
Anna Kalcheggerin, Kaufmannin.
Wilhelm Klein, Kaufm.

Mathias Zibelka, Musikus.
Anton Gadolla, Kaufmann.
Terglanschnigg, Advokat.
Augustin Edler von Leon.
Graf v. Wagensperg.
Gräfin Attems geborene Wildenstein.
Graf Liechtenberg, Hauptmann.
Catherine Pillerin, Kaffeesiederin.
Franz Klarr, Kammerdiener.
Josef Holler, Lebzelter und Wirth.
Anton Kiker, Färbermeister.
Josepha Bratengayerin, Lederin.
Josef Prechtl, Landschafts-Ingenieur.
Robert v. Richterburg, Bancal-Administrator.
Eleonora Strenaerin.
Ignaz Carlon.
Grafhowitz, Advokat.
Basulko, Raitoffizier.
Müller, Buchbinder.
Leykam, Buchdrucker.
Kargel, Verwalter.
Anton v. Rattafia.
Theresia v. Haller.
Carl Michalowitz, pens. Proviant Verwalter.
Aldobrand Teicher, Bannrichter.
Dismas v. Ramschüssel.
Aloysius Petz, Advokat.
Antonie v. Richterburg.
Theodor Reichenberg, Ex Lambrechter.
P. Konrad Krieger, Superior v. Maria Zell.
P. Johann Bucher, Vicarius vom Graben.
Joseph Rottenbacher, Gubernial Sekretär.
P. Joseph Ordthaber, Caplan.
Carl Juwanschiz, Bancal Offizier.
Frau v. Reissner.
Victoria Pfefferin, Bäckin.
P. Franz Basulko, Local Kurat zu Allerheiligen.

Diese ohne Wissen Spoeks abgefaßte Schrift wurde durch sechs Deputierte dem Freiherrn von Schwizen überreicht.

Die erwähnte Untersuchungskommission, der auch einige Ärzte beigezogen waren und bei welcher Spoek eingehend über seine Vergangenheit, seine medizinischen Kenntnisse und seine wunderbaren Heilmittel befragt wurde, wobei Gubernial-Sekretär von Rottenbacher die Verteidigung des Beklagten führte, hatte

in der Tat nicht die von den erregten Ärzten der Stadt gewünschte Wirkung zustande gebracht, es wurde gegen Spoek nichts Nachteiliges unternommen. Dagegen richtete sich nun die Erbitterung des ärztlichen Gremiums gegen den Kreishauptmann, welcher in so offenbarer Weise den nicht gelehrten Arzt beschützte, und die Grazer Ärzte reichten gegen die zu milde Entscheidung über Spoek eine Beschwerde an das k. k. Gubernium ein, welche hauptsächlich gegen den Freiherrn von Schwizen gerichtet war, die derselbe aber auch in klarer und scharfer Weise beantwortete. Gubernialrat Freiherr von Schwizen ist eine merkwürdige Persönlichkeit im Beamtenleben des vorigen Jahrhunderts und verdient hier noch besondere Aufmerksamkeit, zumal man ihn in dieser Angelegenheit von ärztlicher Seite der Parteilichkeit für Spoek beschuldigte.

Schwizen war in Graz 1754 geboren und lieferte schon in seiner Jugend treffliche Beweise ausgezeichneten Talentes, er wurde nach Absolvierung seiner Studien zuvörderst zum Kreiskommissär beim k. k. Kreisamte zu Marburg befördert, wo er neben anderen Referaten auch die Schulangelegenheiten überwiesen erhielt und auf diesem Gebiete besonders Tüchtiges leistete. So erzählt man, daß er die Bevölkerung in solcher Weise zum Schulbesuche der Kinder aneiferte, daß viele Eltern ihre Kinder auf Wagen und Schlitten in die weit entfernten Schulen und zurückführten, ja sogar dahin trugen; Schwizen ließ diese Szenen in Kupfer stechen, und der Bericht hierüber gelangte bis an den Kaiser Joseph II., welcher mehrere der beteiligten Eltern durch besondere Auszeichnungen ehrte.

Im Jahre 1786 wurde Freiherr von Schwizen zum Kreishauptmanne des Grazer Kreises befördert. Er hatte als solcher die Leitung des Geschäftsganges auf den verschiedensten Gebieten. Schwizen war ein Mann von heller Denkungsart, Freund und Beförderer der Aufklärung, Bekämpfer des Aberglaubens und der Vorurteile, wie sein Erwirken einer Verordnung nachweist,

welche die Übung des Wetterläutens in den Gemeinden abschaffte. Er war auch ein Schützer der Wissenschaften und besaß einen eisernen Willen, der allerdings mitunter fast in Eigensinn ausartete. Auch als Schriftsteller war er in einem Werkchen über „Die Hauptgegenstände der Herrschaftsverwaltung“ (1777) aufgetreten. Schon 1796 raffte ihn der Tod hinweg.

Aus dem eben Erwähnten wird es nicht Wunder nehmen, daß Freiherr von Schwizen auch Mitglied des zu jener Zeit so außerordentlich beliebten Freimaurerbundes war. Gerade diesen Umstand machten aber die Grazer Doktoren der Medizin dem Kreishauptmann zum besonderen Vorwurfe, da auch Spoek, mehrere andere Persönlichkeiten, welche für letzteren auftraten, selbst Beamte des Guberniums, wie Rottenbacher, Sekretär Wimmer u. a. m., dem Maurerbunde angehörten. Aus Steiermark waren schon früher verschiedene hervorragende Männer der Wiener „Loge zur wahren Eintracht“ beigetreten; als im Jahre 1781 die Grazer Johannisloge „zu den drei vereinigten Herzen“ gegründet wurde, finden wir Vertreter aller gebildeten Volksklassen in dieselbe aufgenommen, und es ist zweifellos, daß auch die Grazer Loge Beiträge zu dem „Freimaurer-Journal“ geliefert hatte, das 1784 bis 1786 in Wien erschien. Schwizen selbst ist wahrscheinlich den Gründern der Loge in Graz beizuzählen und erscheint in den noch heute erhaltenen Aufnahmsdiplomen, deren älteste datiert sind: „Im Orient zu Gratz im Jahre des Lichtes 5784“ (1784) als „Meister vom Stuhl“ unterfertigt, jedenfalls spielte er deshalb wie in der Gesellschaft, so auch als Maurer eine hervorragende Rolle, da der „Meister vom Stuhl“ die höchste Würde in jeder Loge einnimmt.

Nachdem die Ärzte der Stadt ihre neuerliche Beschwerde überreicht hatten, erwirkten sie allerdings eine vom 5. Juli 1793 datierte Hofresolution, welche darauf hinwies, daß nur geprüften Ärzten das Kurieren gestattet sei, und in der es hieß: „Wenn

etwa dieser Franziskaner glaubt, besondere medizinische Arcanen zu besitzen, so wäre derselbe anzugehen, daß er über die Wirkungen seiner angeblichen Arzneimittel und Kurart eine Beschreibung verfasse und der medizinischen Fakultät vorlege", eine weitere Benachteiligung für den geistlichen Arzt war aber damit nicht verbunden.

Unter den zahlreichen Verehrern Spoeks befand sich auch ein Mann, der durch seinen Eifer, mit dem er für Spoek wirkte, besonders hervortrat, es war dies der Regierungsrat August Edler von Leon, der auch als Poet eine Sammlung von Gedichten veröffentlicht und eine seinerzeit viel besprochene Broschüre verfaßt hatte. Leon gehörte zu den von Spoek wunderbar Geheilten und auch dem Freimaurerbunde an, Grund genug, daß einer der gegnerischen Ärzte über ihn schreibt, er gelte als „Schwärmer und Arcanenhascher" und sei „als Maurer und Rosenkreuzer ein ex offizio-Gönner und Schutzpatron aller Arcanisten, Adepten, Geisterseher, Schatzgräber und Magnetisten". Leon, erwähnt der genannte Arzt auch, habe in der Stadt verbreitet, er sei von Spoek auf einfache Weise von schwerem Leiden geheilt worden, und habe insbesondere die Vorzüglichkeit des braunroten Pulvers gerühmt, das er sich auch in größerer Menge zu verschaffen gewußt. Die Kenntnis von diesem Pulver aber, wie hier gleich bemerkt werden kann, hatte Spoek von einem Minoriten namens Carastella erlangt, welcher sich eine Reihe von Jahren zuvor als Alchimist einen geheimnisvollen Namen zu verschaffen wußte. Das Mittel selbst erklären die Ärzte für eine Komposition aus Spießglanz, Salpeter und Schwefel, aus welchen Bestandteilen durch einen Erhitzungsprozeß dieses vielgerühmte und besprochene Pulver hervorgebracht werden kann.

Zu derselben Zeit hatte die Teilnahme der Bevölkerung der Stadt für Spoek schon einen hohen Grad erreicht, es wurden Unterschriften auf einem Schriftstücke gesammelt, welches

um Schutz für den Mann beim Kaiser selbst ersuchte; wegen der Sammlung dieser Unterschriften kam es in den Kaffee- und Schankhäusern zu aufgeregten Szenen, auf den Straßen fanden aus demselben Grunde Ansammlungen von Leuten statt, und man hörte vielfach in offener Rede erbittert von gekränkter Freiheit, von verletzten Menschenrechten, von Tyrannei, Zwang und Despotismus sprechen. Zuletzt begab sich Leon „auf allgemeines Verlangen des Grazer Publikums“ nach Wien zum Hofe, um persönlich den Schutz für Spoek vom Kaiser zu erbitten und diesem vorzustellen, die Stimmung der Bevölkerung in dieser Sache sei eine solche, daß man einen Aufstand besorgen müßte. Und in der Tat hatten die Reise so wie die Vorstellungen der Bevölkerung an den Stufen des Thrones einen Erfolg zustande gebracht, welcher mit Rücksicht auf damalige Verhältnisse ein bedeutender und besonders überraschender genannt werden muß. Allerdings war auch der Landesgouverneur Graf Welsperg-Raitenau selbst als Schützer Spoeks tätig.

Nicht lange darauf erschien unter dem Datum des 16. Oktober 1793 infolge dieser verschiedenen Aktionen eine kaiserliche Verordnung an das Grazer Protomedikat, in welcher die Bestimmung Sr. Majestät mitgeteilt wurde.

Diese Verordnung lautete wörtlich:

An das Grazerische Protomedikat.

Se. Majestät haben laut hoher General Direktorial Verordnung vom 4.ten eingelangt 11.ten dieses Monaths aus den in Betreff dem Exfranziskaner und Benefiziaten bei der Kirche am Leech Fortunat Spoek von den hiesigen Ärzten angefochtenen und eingestellten Heilungsart zu entschließen geruht: Es habe überhaupt bei der festgesetzten Regel fortan zu verbleiben, daß nämlich jenen, welche nicht vorschriftmäßig geprüft und graduirt sind, die Heilung der Kranken nicht zu gestatten seyr,

weswegen auch in Zukunfft die Ärzte und auf deren Anzeige die Landesstellen bedacht seyn sollen derlei ungelehrten Ärzten die Ausübung ihrer Wissenschaft in Heilung der Kranken sogleich einzustellen, damit sie niemals dieses Vertrauen noch den Ruhm wie Spoek zu erwerben imstande seyen.

Indessen haben Se. Majestät in diesem besonderen Fall und wegen des großen Zutrauen, welches sich dieser Spoek erworben hat von dieser Regel abzugehen und zu gestatten geruhet, daß jene Pazienten, welche sich der Hilff eines geprüften Arztes obschon gebraucht durch diesen aber die Heilung nicht erlangt haben sich sohin an diesen Exfranziskaner wenden und von ihm in die Kur genommen werden können.

Welches dem Landes Protomedikat zur eigenen Benehmungswissenschaft und weiteren Verständigung der hiesigen Mediker bedeutet wird.

Graz den 16. Oktober 1793.

Welsperg. Wimmer.

Daß dieser Erfolg in ärztlichen Kreisen sehr übel aufgenommen wurde, braucht wohl hier nicht weiter bemerkt zu werden, insbesondere richtete sich die Feindseligkeit der Ärzte gegen den Regierungsrat von Leon, wie schon früher gegen den Freiherrn von Schwizen. Als der letztere in Graz schon im 42. Jahre seines Alters im Jahre 1796 starb, gaben die erwähnten Ärzte allgemein als Hauptursache seines Todes den Gebrauch von Spoek'schen Arcanen an, Leon erklärten sie für einen Mann, dessen Vernunft gestört sei und der vor kurzem noch im Irrenhause gewesen.

Dagegen machte sich allgemein die Freude bei der Grazer Bevölkerung über die jedenfalls bisher einzig dastehende Entscheidung des Monarchen bemerkbar, welche den nicht gelehrten Arzt in solchen Schutz nahm.

Es fand wegen des „errungenen Sieges“ ein großes Festbankett in dem größten Lokale der Stadt, in dem sogenannten Schwaadtschen Saale statt. Unter rauschenden Musikklängen, mit Trompeten- und Paukenschall wurde dieses merkwürdige Fest gefeiert, bei dem übrigens der Gefeierte nicht selbst zugegen war; die Mitglieder der Grazer Loge waren jedoch dabei zahlreich vertreten, und Regierungsrat Edler von Leon hielt eine begeisterte Ansprache, in welcher er auf die Verdienste Spoeks und auf die Anerkennung hinwies, welche einem solchen Wohltäter der Menschheit die Bürger der Stadt schuldig seien und die demselben nun auch durch den Monarchen geworden. Die Begeisterung der zahlreichen, aus allen Ständen der Bevölkerung bestehenden Gesellschaft hatte womöglich noch mehr eine von Leon selbst gedichtete Kantate unter dem Titel: „Der Sieg der Wahrheit“ erhöht, welche mit Musikbegleitung abgesungen und auch gedruckt verteilt wurde.

Die vorhandenen Aufzeichnungen gestatten auch einen Abdruck dieses Dichtwerkes, das zugleich einen kleinen Beitrag zur Grazer Poesie jener Zeit bieten möge:

Kantate.

Der Sieg der Wahrheit.

Ein allegorisches Gemälde

von A. v. L.

abgesungen in Graz in einer Versammlung getreuer Unterthanen und Menschenfreunde am 15.ten October 1793 als dem Namensfest Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin.

Singende Stimmen.

1. Die wahre Weisheit. 2. Die falsche Weisheit. 3. Der Genius der Menschheit. 4. Die Parze Atropos. 5. Mehrere Menschenstimmen.

Die Parze Atropos.

Sag, Genius der Menschheit, sage mir,
Woher es kommt, daß oft die Fäserchen
Des Lebensfadens mancher Sterblichen
Seit kurzer Zeit so dicht, so fest sich weben,
Daß ich selbst mit dem mächtigsten Bestreben
Sie öffters nicht durchschneiden kann,
Sag, ich beschwöre dich, sag an,
Die neue Macht, wer gab sie dir?

Der Genius der Menschheit.

Sei ruhig Atropos, siehst du nicht hier
Die Weisheit der Natur? Dem schönsten Sterne
Am reinsten Lichte gleich glänzt sie von ferne,
Ihr Werk ist es, die Wahrheit hat durch sie gesiegt.

Die falsche Weisheit.

Frohlocke nicht zu früh, wer heute unterliegt
Kann morgen oft doch wieder kämpfen und auch siegen.

Die wahre Weisheit.

Schweig Thörin, was du ahndend sagst, sind Lügen,
Der beste Fürst erkennt dein falsches Licht
Und auch das wahre, drum läßt er sich nicht
Durch bloßen Schein, den du erborgst, betrügen!

Der Genius der Menschheit und die wahre Weisheit.

Er ist zwar jung, allein er liebt
Die Tugend, seht in seinem Bilde
Das hier der Lichter Glanz umgiebt*
Die seltenen Züge seiner Milde.

* Bei Absingung dieser Strophe wird das mit einer Menge Lampen ringsum beleuchtete Bildnis des allgeliebten Monarchen Franz des Zweiten sichtbar.

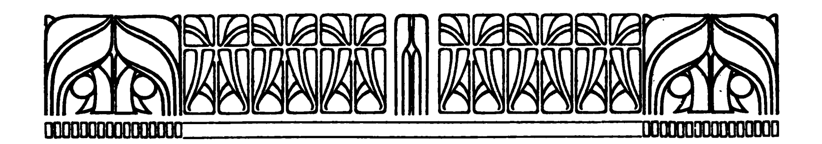
Chor.

Dank dir Vater, unser Leben
Eiffern wir für dich zu geben,
Jetzt ists nur von dir geborgt
Du erfülltest unsre Bitte
Väterlich hat deine Güte
Für das unsrige gesorgt.

Im Verlaufe des Festes gedachte man auch der Verdienste Leons, welcher selbst vor dem Throne des Monarchen für Spoek eingetreten war, und es wurde der Antrag gestellt, dem Regierungsrate Leon das Grazer Bürgerrecht zu verleihen, eine Ehre, welche derselbe jedoch nur anzunehmen erklärte, wenn er hierüber die Genehmigung des Landesfürsten eingeholt. Übrigens hatte die ganze Angelegenheit für Leon noch unangenehme Folgen; er erhielt Drohbriefe, welche mit der Unterschrift „Die Grazer Ärzte" unterzeichnet waren, und verließ bald darauf die Landeshauptstadt; als er wieder zurückkehrte, soll er sich selbst mit magnetischen Kuren und anderen magnetischen Experimenten, wie sie damals an der Tagesordnung waren, beschäftigt haben.

Spoek aber genoß fortwährend großes Ansehen als Heilkünstler bis zu seinem am 11. September 1813 erfolgten Tode, was schon der Umstand zu Genüge beweist, daß einige Jahre später, am 5. November 1816, in feierlicher Weise die Enthüllung des Eingangs erwähnten Denkmals in der Leechkirche erfolgte, zu welcher Feier durch gedruckte an den Stadttoren angebrachte Ankündigungen alle Freunde „dieses so geschickten und menschenfreundlichen Arztes" eingeladen wurden.





Ludwig Napoleon Bonaparte in Steiermark.

Unter den Brüdern des ersten Napoleon sticht der Charakter Ludwigs, des einstigen Königs von Holland, seltsam ab von demjenigen seiner übrigen Geschwister; seine Ruhe und Leidenschaftslosigkeit steht im geraden Gegensatze vor allem zu dem leidenschaftlichen, aufbrausenden und hochfahrenden Wesen des freilich genialen, berühmten, kaiserlichen Bruders, dann aber auch zu den unterwürfigen Charakteren Josephs, Lucians und des Königs Hieronymus von Westfalen; Ludwigs Stolz bestand eben nur darin, Holland, das Land, über welches ihn ein günstiger Zufall als König gesetzt hatte, zu beglücken. An staatsmännischer Begabung hat es diesem Napoleoniden nun freilich gefehlt, nicht aber an Ehrlichkeit, an gutem Willen, nicht an Liebe vor allem zu den Bewohnern eines Reiches, das er nun regieren sollte und das er mit dem festen Vorsatze betrat, so weit dies in seinen Kräften stand, es glücklich zu machen. Ludwig Bonaparte war also kein Herrscher, begabt mit hervorragenden Geisteseigenschaften eines solchen; seine Ängstlichkeit allein, vielleicht eine Folge physisch krankhaften Wesens, machte ihn als König unmöglich, seine Gutmütigkeit spielte ihm manchen bösen Streich; trotzdem hatte er aber

sein Ziel, für das Glück des Königreichs Holland alles zu tun, immer im Auge, und in dieser Beziehung achtete er kein scharfes Auftreten selbst seines gewaltigen Bruders. Die ganze etwa vierjährige Regierungszeit Ludwig Napoleons als König von Holland war deshalb auch ein Kampf gegen die strengen Vorschriften, die ihm der Franzosenkaiser diktieren zu müssen glaubte, und vom Jahre 1806 an, in welchem er die Regierung antrat, widerstand er den Weisungen desselben, welche nach des Königs Ansicht nicht zum besten des Landes und Volkes waren, auf das kräftigste. Der Kaiser aber hatte mit Holland bekanntlich seine eigenen Pläne, die keineswegs dem Wohle des Landes förderlich sein sollten, und er war heftig erbittert, als er in seinem Bruder, den er auf den Königsthron gesetzt, nicht das gefügige Werkzeug sah, welches er erwartet hatte. So kam es denn im Jahre 1810 zur Abdankung Ludwigs, es kam dazu, daß der König, der sein Volk liebte, wie dieses ihn, das Reich in der Nacht des 2. Juli 1810 verließ und nicht mehr dahin zurückkehrte.

Nicht das öffentliche Wirken des Königs von Holland als Herrscher bietet den Stoff zu der nachfolgenden Darstellung; aber der mehrjährige Aufenthalt desselben in Österreich, insbesondere in Steiermark, wo der gutmütige und ohne Frage geistvolle Monarch zum lieben Gaste geworden war, dürfte es nicht uninteressant erscheinen lassen, einige Schilderungen seines ruhigen Privatlebens daselbst zu entwerfen, die insbesondere dadurch das Interesse des österreichischen Kulturhistorikers erwecken könnten, weil Ludwig Bonaparte einige literarische Werke veröffentlichte, die gerade während seiner Anwesenheit in Steiermark entstanden waren. Der Exkönig war nämlich — und dies ist wenig bekannt — auch Schriftsteller, insbesondere Romanschriftsteller, und seine Arbeiten auf literarischem Gebiete zählen nicht zu den unbedeutendsten der zeitgenössischen Literatur.

Saint Leu hieß ein Landsitz Ludwig Napoleons in Frankreich, den er in früheren Zeiten oft und gerne bewohnt hatte; von seiner Abreise aus Holland im Juli 1810 an nahm er mit Bezug darauf den Namen eines Grafen (später Herzogs) von Saint Leu an und legte denselben nicht mehr ab, denn sein einstiges Königtum suchte er nun, wenn auch schmerzbewegt, ganz und gar zu vergessen. Der Kaiser war nicht wenig erbittert, als er von der Abdankung seines Bruders vernommen; dieser aber betrat noch in demselben Monate, in welchem sein Rücktritt erfolgt war, österreichischen Boden. Er hatte eine besondere Vorliebe für Österreich, die er auch in seinen Schriften ausspricht. Zuvörderst war es der Badeort Teplitz, den er wirklich nur um die Kur zu gebrauchen aufsuchte; denn sein Leiden war keineswegs vorgeschützt, wie dies der kaiserliche Bruder, an den er öfter vor demselben erwähnte, glaubte, sondern er war wirklich krank: ein Sturz vom Pferde hatte ihm den Fuß beschädigt und auch seine rechte Hand gelähmt. Einigermaßen gestärkt, insbesondere wieder fähig, seine Hand zu gebrauchen, verließ er im Oktober 1810 Teplitz und begab sich nach Graz in Steiermark, mit dem festen Vorsatze, in Österreich seinen bleibenden Wohnsitz zu nehmen. Ob die bekannte schöne Lage der Stadt, über welche die Franzosen damals schon das Wortspiel von der Ville des grâces gemacht hatten, und die Ruhe, welche er gerade dort erwartete, die einzigen Gründe bildeten, welche den Exkönig bewogen, dahin zu übersiedeln, ist nicht bekannt; ob er mit Österreichs Hilfe den holländischen Thron wieder zu erhalten hoffte und deshalb sich auf österreichischen Boden begab, nicht gewiß; jedenfalls war er in der Hauptstadt Steiermarks ein körperlich gebrochener Mann, der, von jeher hochfahrendem Wesen abhold, keineswegs nur deshalb dort geweilt haben mag, um auf den Zeitpunkt zu lauern, welcher ihm sein verlorenes Königtum wiederbrächte. Ludwig Napoleon zeigte seine Neigung,

in der Steiermark verbleiben zu wollen, bald auf die deutlichste Weise. Er kaufte vor allem ein großes Gebäude in Graz, in dem damals sogenannten Viertel Geidorf gelegen, nahe an dem durch seine prächtigen Spaziergänge bekannten Rosenberge, von dem sich so schöne Blicke auf die Alpenketten des Nordens und Westens darbieten. Das Haus lag mitten im Grünen, ein ausgedehnter Garten grenzte daran; es bestand noch vor einigen Jahrzehnten, aber nur als Fabriksgebäude einer Zuckerraffinerie. Im steiermärkischen Landesarchive wird noch der Kaufvertrag, welcher diese Besitzung in das Eigentum Ludwig Napoleons übertrug, aufbewahrt, und verschiedene, von dem Exkönige selbst verfaßte Inschriften zeugten noch später in dem erwähnten Garten von der Anwesenheit des schwermütigen, mit einem poetischen Naturell ausgestatteten Bewohners. Ludwig wollte aber auch Besitzer einer Herrschaft werden, die sich entfernter von der Hauptstadt befand. Es war dies das in dem Lasnitztale romantisch gelegene Deutsch-Landsberg, ein großartiges Besitztum, welches der Staat selbst als Eigentümer veräußerte und das nicht zerstückt verkauft werden durfte. Nur zwei Bewerber um diese Besitzung meldeten sich, der bekannte Graf Fries und der „Graf von St. Leu“, welcher entschlossen war, das Schloß und die Herrschaft zu seinem Eigentume zu machen; vielleicht trug er sich mit der Absicht, seinen Aufenthalt von der ihm noch immer zu geräuschvollen Hauptstadt in jenen stillen, nur von dem sprudelnden Geräusche der Wasserfälle in der nahen Schlucht durchhallten Gebirgswinkel zu verlegen. Es gelang ihm übrigens nicht, diesen Besitz zu erwerben, den der Graf Fries um 330.000 Gulden an sich brachte.

Still und zurückgezogen lebte der Exkönig nun in der steirischen Hauptstadt; der einzige Holländer, welcher freiwillig sein Asyl mit ihm teilte und der ihm immer mehr Freund als Untergebener gewesen, war sein ehemaliger Minister

van der Capellen, ein feinfühlender und in jeder Beziehung hochgebildeter Mann. Die Salons der Stadt und die vornehme Gesellschaft vermied der Exkönig geflissentlich; er empfing bei sich nur einen kleinen Kreis von Freunden, die hauptsächlich literarisches Interesse zusammengeführt hatte, denn Ludwig Napoleon war nicht nur ein besonderer Freund der schönen Literatur, sondern, wie erwähnt, selbst Schriftsteller und Dichter. Schon durch die verwandte holländische, auf die Wichtigkeit und Schönheit der deutschen Sprache aufmerksam gemacht, faßte der Exkönig bald den Entschluß, derselben sein Studium zuzuwenden. Hiezu bot sich ihm besondere Gelegenheit durch den Professor des Lyceums, Franz Julius Schneller (geboren 1777 zu Straßburg, zuletzt Professor der Philosophie zu Freiburg und gestorben daselbst 1832), der bald der tägliche Gesellschafter Ludwigs wurde und eine der wenigen Persönlichkeiten, mit denen der Exkönig in vertrautem Verkehre stand. Schneller war seit 1806 Professor der Geschichte in Graz; seine historischen Werke zeigten eine tiefphilosophische Geschichtsauffassung, ein lebendiger Geist zog durch alle diese Bücher, mochten sie ein großes Gesamtbild entwerfen, wie seine von 1808 an erschienene „Weltgeschichte“ oder eine Einzeldarstellung liefern, wie „Österreichs und Steiermarks Tatkraft vor dem Verein mit Ungarn“ (1818) und ähnliche Werke. Ein Freund der schönen Literatur und selbst geschmackvoller Dichter wußte Schneller seine literarischen Kenntnisse in den Lehrvorträgen lebendig zu verwerten; er war bei jung und alt und in allen Kreisen der Bevölkerung beliebt, unterstützte auf das wärmste poetische Talente und wurde insbesondere von seinen Schülern hochgehalten. Allerdings dürfen auch die Schattenseiten dieses seinerzeit berühmten Mannes nicht verschwiegen werden; sein aufbrausendes Temperament, seine Voreingenommenheit gegen gewisse Dinge, sein starrer Sinn und seine daraus hervorgegangene Streitlust zogen ihm auch viele Feinde zu.

Diese Charaktereigenschaften waren es auch, welchen er in der Folge zum Opfer fiel. Erzherzog Johann hatte seit der Begründung seines Gelehrten-Institutes, das heute noch unter dem Namen „Joanneum“ bekannt ist, die Aufmerksamkeit auf Schneller gerichtet, der an demselben vaterländische Geschichte vorzutragen bestimmt war; aber schon am 5. Oktober 1813 schrieb der Erzherzog an den Kurator des Joanneums, Ritter von Kalchberg: „Schneller ist empfänglich für alle Eindrücke, das Extravagante findet an ihm einen eifrigen Anhänger; daß er für uns verloren ist, finde ich natürlich, denn niemand wird seinen Ehrgeiz befriedigen, seiner Eitelkeit huldigen und seinen Finanzen Genüge leisten wollen; ich bedauere ihn; schade um seine Talente, er ist einer der wenigen noch Verblendeten, die Napoleons System huldigen . . .“ Die letzten Worte dieser Briefstelle geben uns Aufklärung darüber, warum und wie Schneller mit Ludwig Bonarparte in engeren Verkehr trat. Die Bewohner der Steiermark hatten damals allerdings Grund genug, auf die Franzosen und Napoleon einen unauslöschlichen Haß zu werfen: eine Invasion des Franzosenheeres war der anderen gefolgt, und die traurigen Ruinen der im Jahre 1809 gesprengten Festungswerke auf dem Schloßberge gemahnten täglich an die Tage der Herrschaft fremder Gewaltträger. Schneller aber verehrte von Anfang an in Napoleon das Genie, er verehrte, bewunderte es und gab dieser Bewunderung Ausdruck trotz aller Mißgunst, die ihm deshalb zuteil wurde; er gab seiner Bewunderung insbesondere in seinen Büchern einen gar beredten Ausdruck, und gerade dieser Umstand brachte ihn ins Verderben. Schneller empfand deshalb auch Hochachtung vor jeder Persönlichkeit, die in Beziehungen stand zu dem großen Kaiser.

Der Graf von Saint-Leu wollte, wie oben bemerkt, die deutsche Sprache erlernen; Professor Schneller sollte ihn darin und in der englischen, dann in der Literaturgeschichte beider

Sprachen unterrichten. Ludwig wurde ein gelehriger Schüler; Schneller, ein begeisterter Verehrer der „Messiade" und ihres Dichters, las mit ihm und interpretierte ihm Klopstocks Oden. Auch für orientalische Dichtungen empfand der Exkönig besonderes Interesse; die Gebrüder Schlegel hatten insbesondere auf die Wichtigkeit und auf die Schönheit der erhaltenen Schätze aus der Sanskrit-Literatur aufmerksam gemacht. „Schneller schrieb ihm" — so erzählt dessen Biograph Münch „die Literatur, den Charakter und Inhalt der indischen Dichtungen auf". Diese Aufsätze wurden von Schneller französisch und deutsch zugleich abgefaßt, um dem Fürsten den Genuß der Lektüre zu erleichtern; denn neben seiner historischen und literarischen besaß der Professor eine außerordentlich genaue Kenntnis der lebenden Weltsprachen, die er in Wort und Schrift mit gleicher Meisterschaft handhabte. Der literarische Verkehr in dem Hause des Exkönigs zeigte sich auch in anderer Weise. Man hatte eine Art Lesezirkel eingerichtet, in dem hervorragende Werke französischer und englischer Dichter mit verteilten Rollen zum Vorlesen gelangten; der Exkönig las mit, man besprach und beurteilte das Gelesene und versenkte sich in die Großartigkeit der Dichtungen. So lebte Ludwig Napoleon, dem Hauptschauplatze der Politik und des Krieges ferne, in behaglicher Stille der Natur. Kunst und Wissenschaft entschädigten ihn reichlich für eine „durch ein glückliches Unglück ihm abgenommene Größe".

Franz Gräffer, der bekannte Buchhändler, Sonderling und Schriftsteller, bekleidete zu jener Zeit das Amt eines Bibliothekars bei dem Exkönige von Holland, er wurde demselben durch Schneller vorgestellt und erhielt diese Stelle wohl mehr aus Mitleid mit seiner bedrängten Lage, denn Gräffer selbst erwähnt, daß er „nichts zu tun" hatte. Dagegen verdanken wir ihm eine kleine Charakterschilderung Ludwigs. „Er war einer derjenigen", berichtet Gräffer, „von welchen

man sagen kann, es sei unmöglich, sie zu kennen, ohne sie zu lieben. Allen, besonders den Holländern, wird dieser Mann unvergeßlich sein. Er war gefühlvoll, wahrhaft, bieder, gerecht, sanft, anspruchslos, edelmütig. Dies sind nur wenige seiner Vorzüge, aufs Äußere, aufs Glänzende ging er nie aus. Der Graf von Saint Leu war schon krank nach Graz gekommen. Das Gehen wurde ihm so gut wie unmöglich, er saß den ganzen Tag, die Füße wohl verwahrt. Bei seinen Arbeiten pflegte er zu diktieren. Sein Wesen war ruhig, ernst und mild, er herrschte über alle Herzen. Unmöglich würde es mir fallen, Saint Leus nicht oft zu gedenken mit Ehrerbietung, mit zärtlicher Liebe, mit allen Gefühlen der Dankbarkeit." So weit Gräffer, der einige Jahre bei dem kunstliebenden Monarchen zubrachte. Aus seiner bibliothekarischen Praxis berichtet Gräffer auch, daß die Selbstbetrachtungen des Marcus Aurelius in verschiedenen Ausgaben in der Bibliothek Ludwigs vertreten waren und ein Lieblingsbuch desselben bildeten, ein Umstand, der für den Charakter des Exkönigs nicht wenig bezeichnend ist.

Ein anderer Gelehrter, welcher an dem literarischen Kreise im Grazer Hause Ludwigs teilnahm, war Johann Philipp Neumann (geboren 1774 zu Trebitsch in Mähren, gestorben 1849 in Wien). Auch dieser Mann ist eine interessante Gestalt des wissenschaftlich-literarischen Lebens im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Er hatte philosophische und juridische Studien betrieben und wendete sich sodann den exakten Wissenschaften zu, so daß er in der Tat eine Professur der Physik und Astronomie in Graz erlangte, ja sogar zum Examinator in der Zoologie ernannt wurde. Aber auch die schönen Wissenschaften pflegte Neumann, war schon im Jahre 1798 Herausgeber des für das Literaturleben der Residenz so bezeichnenden „Wiener Musen-Almanachs" und veröffentlichte im Jahre 1830 eine Sammlung seiner Dichtungen.

Ludwig verlebte in solcher Umgebung ruhig die Jahre seines Aufenthaltes in der Hauptstadt Steiermarks; er lebte, wie diese Ausführungen zeigen, ganz der Wissenschaft, Literatur und der Natur, welche ja gerade in der Gegend seines Wohnsitzes so verschwenderisch ihre Gaben ausgestreut hat. Nicht fern von dem Hause, das er zum Wohnorte gewählt, befindet sich das durch seine schöne Lage im dämmerigen Waldtale bekannte Kirchlein Maria-Grün, ein Gotteshaus im Walde wie geschaffen für ein stilles, dichterisch angelegtes Gemüt. Maria-Grün war auch eine der Stätten, welche der Exkönig gerne aufsuchte, so lange es ihm sein Fußleiden erlaubte, wohin er wohl auch an schönen Sommer-Nachmittagen hinauszog und sich der stillen Ruhe der waldigen Einsamkeit überließ. Eine Laube, die auf seine Veranlassung nahe bei dem kleinen Gotteshause errichtet wurde, beherbergte dort den königlichen Träumer, der selbst mehrere Bäume und den Efeu anpflanzte, welcher heute noch die Steine und Bäume daselbst umrankt. Seine Gemütsstimmung zeigt die von ihm verfaßte, vor einigen Dezennien verloren gegangene Inschrift, welche dort angebracht war und lautete: „En cette contrée riante, où l'on ne connaît pas ma douleur, souvent mon esprit rôdant a songé la tranquillité la plus douce." Die Inschrift und der Ort selbst bezeichnen uns die Gemütsstimmung des einsamen Exkönigs. Er beschloß eine Einsiedelei daselbst zu errichten, wo schon vor langer Zeit wirklich das Mitglied eines Einsiedlerordens gehaust. Ludwigs plötzliche Abreise aber ließ ihn seinen Plan nicht zur Ausführung bringen. Heute erinnert eine zerfallende Steinpyramide, deren Gipfel eine Steinvase krönt und die mit Efeu umsponnen ist, an die Stelle, wo die erwähnte Laube gestanden.

Aus den vorhergehenden Andeutungen geht hervor, daß der Exkönig von Holland auch Dichter war. Mit Bezug auf Maria-Grün hat sich ein elegisches Abschiedsgedicht erhalten, das früher an der Pyramide angebracht nun an einer ge-

mauerten Säule im schattigen Gasthausgarten zu Maria-Grün im Original und in Übersetzung auf einer Blechtafel geschrieben sich nebst anderen die schöne Lage Maria-Grüns preisenden Gedichten befindet. Dieses Gedicht hat der Verfasser auch in sein später herausgegebenes Buch „Mémoire sur la versification" aufgenommen, von dem hier gleich die Rede sein wird. Eine Strophe der Dichtung ist in dem Drucke gegen die frühere Fassung geändert worden.

Als eine Probe der dichterischen Gewandtheit des Poeten möge der französische Text dieses Gedichtes nach dem korrekten Wortlaute des erwähnten Druckes hier seine Stelle finden nebst der beigefügten Übertragung aus späterer Zeit.

Adieux a Gratz.

Quo nos cumque feret melior fortuna parente.
Ibimus. Hor.

Adieu, florissante contrée
Où nul ne comprit tous mes maux;
Mais où, l'ame triste, éplorée
J'ai souvent rêvé le repos.

Que de trésors dans la nature,
Dont nous ne savons profiter!
Printemps, beau ciel, tendre verdure,
Ah! pourquoi faut-il vous quitter?

Mai quoi! d'une tourmente horrible
J'entends la sanguinaire voix!
Il faut partir . . . . séjour paisible,
Adieu pour la dernière fois.

Hélas! pour chercher un asyle
Dois-je tenter un autre effort?
Quand ma conscience est tranquille,
Tout pour moi devrait être un port.

Mais rien n'est pour un long usage
Dans ce monde trop incertain.
La terre est un bac de passage,
Où nos pas s'attachent envain.

Confidents d'un coeur solitaire,
Jeunes arbres, mes seuls amis,
Puisse votre ombre hospitalière
Mieux abriter d'autres proscrits! *

Isolé, sans nulle espérance,
Je suivrai l'aveugle hazard:
Mais il est une Providence;
Pourquoi craindrai-je mon départ?

Naviguant dans l'immense espace
La terre, dans sons mouvement,
Conduit, sans qu'il change de place,
L'homme à son vrai commencement.

Adieu donc, ô ville chérie,
Où le malheur vint m'éprouver;
Mais où sans amis, sans patrie
J'ai cru souvent les retrouver.

Partons . . . . d'où vient ma répugnance?
L'homme n'a rien à redouter:
Ce que prescrit la Providence
Ne doit pas nous inquiéter.

---

* In der älteren Version lautet diese Strophe:

Beaux arbres de mon hermitage
Que j'ai plantés, que je chéris;
Puisse votre aimable feuillage
Mieux abriter d'autres proscrits!

Dieser Text der Strophe ist in der nachstehenden Übertragung berücksichtigt.

Abschied von Graz.

Übertragung von Carl Braun v. Braunthal.

Lebt wohl, ihr blühenden Gefilde,
Die oft mir meinen Schmerz gestillt,
Mit Ruheträumen mir so milde
Die wundenvolle Brust erfüllt.

Es läßt Natur uns Schätze schauen,
Die oft wohl mancher kaum erkennt;
Ihr schönen dufterfüllten Auen,
Bald bin ich nun von euch getrennt.

Die Stürme hör' ich in den Lüften,
Des Kampfes Stimme droht mir Qual;
Fort muß ich nun, ihr üpp'gen Triften,
Lebt wohl, lebt wohl, zum letztenmal.

Ein anderes Asyl erstreben
Und suchen soll mein irrer Stern!
Jetzt, wo die Ruhe meinem Leben
Gelächelt, bleibt der Hafen fern.

Doch nichts ist hier von fester Dauer
In dieser wechselvollen Welt —
Und auf den Frohsinn folget Trauer,
Der Mensch und auch sein Glück zerfällt.

Ihr Bäume, meiner Pfleg' entnommen,
Mögt Kühle spendend ihr bestehn;
Wenn andere Verbannte kommen,
In eurem Schatten sich ergehn.

Vereinzelt, ohne Hoffnungsschimmer,
Verfolg ich blindlings meine Bahn;
Jedoch verzagen will ich nimmer,
Der Vorsehung gehör' ich an!

Durchschiffend wunderbare Räume,
Schwebt stets die Erd' und ihr Geschick —
Und führt die Menschen wie durch Träume
In ihren Schoß zuletzt zurück.

Leb wohl, du Stadt, die ich ersehnte,
Wo meinen Schmerz ich überwand —
Und wo ich neu zu finden wähnte
Verlorne Freunde, Vaterland!

Nun fort! — soll Furcht in mir sich regen?
Der feste Glaube bleibet mir:
Die Vorsicht wacht auf unsern Wegen,
Und mit Vertrauen folg' ich ihr!

Auch des Grafen von St. Leu übrige literarische Tätigkeit war keine unbedeutende, und sie zeigt insbesondere einen fein ausgebildeten Geist, einen scharfsinnigen Beobachter, endlich einen Fachmann auf dem Gebiete historischer sowie ästhetisch-kritischer Untersuchung. Es erschien 1813 eine Sammlung „Oden" aus seiner Feder; in ihnen allen spiegelt sich jene Schwermut wieder, welche des Mannes Gemütsstimmung im allgemeinen charakterisiert. Nachdem er Graz verlassen, folgte darauf 1819 in Florenz erschienen: „Memoire sur la versification et Essais divers par le conte de Saint Leu adversés et dediés a l'academie francaise de l'institut". Es war dies die Bearbeitung einer Preisaufgabe über die Frage: Welche Schwierigkeiten stellen sich der Einführung griechischer und römischer Versmaße in der französischen Poesie entgegen? Der Verfasser gab darin, mit Proben belegt, seine Ansichten über die gereimten Dichtungen und über die zweckmäßige Anwendung ungereimter Rhythmen kund. Von den historischen Werken Ludwigs seien hier angeführt: „Histoire du parlement anglais depuis son origine jusque'en l'an VII." (Paris, 1820) und „Documents historiques et reflexions sur le gouvernement de la Hollande" (3 vol. Paris, 1820). Im Jahre 1828 erschien ein „Nouveau recueil de poésies" (Florence). Die von Ludwig Bonaparte verfaßten Memoiren sind in einer Übersetzung erschienen, welche den Titel führt: „Memoiren des Grafen von St. Leu (Ludwig Bonaparte). Von ihm selbst geschrieben. Aus dem Französischen". Berlin 1838.

Die angegebenen Werke mögen den Fleiß Ludwigs als Schriftsteller kennzeichnen. Eingehende Aufmerksamkeit mit Bezug auf die literarische Tätigkeit Ludwigs während seiner Anwesenheit in Steiermark verdient aber besonders ein Werk, das in Graz verfaßt, niedergeschrieben und veröffentlicht wurde.

Dieses Werk des Ex-Königs ist ein Roman, in der zu Anfang des 19. Jahrhunderts so beliebten Briefform abgefaßt, der sich betitelt: „Marie, ou les peines de l'amour". Sein Titelblatt erhält außer einem Motto aus Horaz und der Angabe der Druckzeit (Tome I. Mars. 1812. Tome II. Juin. 1812) keine weitere Bezeichnung. Die Angaben, selbst in den französischen Werken, welche ihn als zuerst in Paris erschienen anführen sind offenbar unrichtig. Diese Umstände machten es schwer, ein Original der ersten seltenen Ausgabe zu erlangen, was mir schließlich aber doch gelungen ist. Gräffer selbst erwähnt, daß die beiden Bände in Graz gedruckt wurden; allerdings erschien später eine zweite, etwas veränderte Ausgabe des Romans in Paris, was zu den erwähnten Irrtümern die Veranlassung gegeben haben dürfte. Gräffer bemerkt auch weiter: „Jedermann verlangte diese „Marie" zu lesen; man trug mir die Übersetzung auf, aber die zwei Bände sollten in vierzehn Tagen fertig sein. Gut, sie waren in acht Tagen fertig". Der Titel dieser Übersetzung lautete vollständig: „Marie, oder: Die Leiden der Liebe. Aus dem Französischen übersetzt von Franz Gräffer". Zwei Teile. (Pest, C. A. Hartleben, 1813), die dieser Übertragung vorgesetzte Widmung lautet: „Dem hochgebildeten Geiste, dem erhabenen Charakter, den seltenen Tugenden des Herrn Verfassers weihet diese Verdeutschung in wahrhaft grenzenloser Verehrung und Ehrfurcht der Übersetzer". Es erscheint mir nicht unwichtig, dieser Äußerlichkeiten Erwähnung zu tun, denn sie sind beachtenswert. Aber auch der Inhalt des ganzen Romans, der historische Hintergrund desselben, die charakteristischen Schilderungen Hollands und der Holländer

daselbst machen dieses Werk zu einem in kulturgeschichtlicher Beziehung äußerst merkwürdigen, abgesehen von der Persönlichkeit des Verfassers, abgesehen davon, daß es wohl der einzige Original-Roman in französischer Sprache ist, der in Steiermark erschien. Auf den Inhalt näher einzugehen seien die nachfolgenden Zeilen bestimmt.

Wie erwähnt, ist die ganze Erzählung in Briefform abgefaßt. Die Handlung spielt teils auf holländischem, teils auf französischem Boden zur Zeit der französischen Revolution. In den Vordergrund treten die Gestalten eines edlen jungen Holländers Julius, seiner Schwester Hermacinthe und seiner Cousine Marie; hiezu kommt noch Adolf, ein Freund des Helden Julius, der vielfach in dessen Geschick mitverflochten erscheint. Die aufkeimende Liebe des jungen Mannes für seine Cousine gibt zu einer Reihe schöner Seelenschilderungen Veranlassung. Marie, unter Hermacinthens Aufsicht erzogen, wird die glückliche Braut von Julius, der nach Lille reist, um seine Papiere abzuholen, aber, wegen des inzwischen ausgebrochenen Krieges zwischen Holland und Frankreich von der Rückkehr abgehalten, auf französischem Boden bleiben muß, woselbst er eine Offiziersstelle bei dem nämlichen Generalstabe, bei welchem sich Adolf befindet, erhält. Hermacinthe und Marie reisen ihm nach Lille nach und, da er die Stadt schon verlassen, nach Paris. Inzwischen wird der Krieg mit Savoyen eröffnet; Julius rettet im Felde ein Mädchen, Namens Sophie aus den Händen der Soldaten, wird dabei in einen Zweikampf mit einem Offizier, Ernst, verwickelt, später aber in einer Schlacht schwer verwundet; Adolf steht ihm allerdings bei, aber Julius wird gefangen, fortgeführt und nun für tot gehalten. Adolf hat inzwischen mit Adelaiden, der Freundin Mariens, sein eheliches Glück begründet. Eine trefflich gezeichnete Frauengestalt, die kokette Pariserin Corinne, betritt nun den Schauplatz; sie befindet sich, herumreisend, in der Gesellschaft

des Offiziers Ernst, sucht aber Julius, den sie kennen gelernt, in Paris auf. Dort bricht inzwischen die Revolution mit allen ihren Greueln aus; Hermacinthe und Marie, welche nach England abreisen wollen, werden gefangen und von einander getrennt. Marie hat hier durch ihre Schönheit die Aufmerksamkeit des Tribunals-Präsidenten auf sich gelenkt, das arme Mädchen muß eine Reihe von Verfolgungen erdulden, da es seinen Bräutigam längst für tot hält reicht es in seinem Grame, um den Nachstellungen des Präsidenten zu entgehen, fortwährend gedrängt von dem Herzoge von Ast, der sich ihrer als Beschützer aufs wärmste angenommen, diesem die Hand. Der Sturz des Regimentes Robespierres, nachdem Hermacinthe schon nach Nantes abgeschickt wurde, beschließt den ersten Band, welchem Schlusse die Schilderungen aus der französischen Schreckenszeit einen besonderen Wert verleihen.

Die Briefe des zweiten Teiles führen das Schicksal und die Geschichte der vorgeführten Personen weiter aus. Der erste Brief Hermacinthens schildert die Veränderungen Frankreichs und der Hauptstadt nach der Revolution und dem Sturze Robespierres. Der Herzog von Ast zeigt sich immer mehr als ein Wüstling, der in Marien nur ihre leibliche Schönheit liebt; bald ist er seiner Gattin überdrüssig und verkehrt mit Tänzerinnen, ohne viel Rücksicht auf Marie zu nehmen. Hermacinthe beobachtet ihn genau, und in ihrem Briefe an Adelheid charakterisieren den Herzog die Schlußworte: „In seiner Moral sind die Weiber ausgeschlossen. Keine ist ihm heilig“. Der Herzog treibt die Sache so weit, daß er sogar mit einer Dienerin, Martha, auf welche er sein Auge geworfen hat, obgleich sie Braut ist, abreist und sie verführt. Inzwischen wird Marie Mutter, und es kehrt Julius, der Totgeglaubte, in die Heimat zurück. Er lebt in der Nähe seiner einstigen Braut, aber diese weigert sich aus Pflichtgefühl und ängstlicher Scheu, ihn auch nur zu sehen. Nur mit Adolf kommt er

wieder zusammen. Dessen Schicksale sind nicht minder bewegt als diejenigen Mariens. Er war als Gefangener durch den Wohnort Sophiens, die er gerettet, geführt worden; sie hatte ihn gepflegt und ist ihm mit inniger Liebe ergeben. Sophie entschließt sich allerdings, einen andern zu heiraten, stirbt aber plötzlich. Julius wird nach Polen abgeführt, er lernt, erkrankt, dort die Baronin Amalie d'Es.... kennen, die ihn durch ihre Reize bestrickt, nachdem sie ihn in ihrem Schlosse aufgenommen. Die Verführungskünste dieser koketten Frau verfehlen ihre Wirkung nicht, und es kommt zu ihrer Heirat mit Julius; Amalie wird jedoch ihrem Manne bald untreu, läßt sich von ihm scheiden, heiratet einen Prinzen, stirbt aber, nachdem Julius nach Holland zurückgekehrt. Heimlich folgt er Hermacinthen und Marien nach, die ebenfalls nach Holland reisen, und rettet in einer Nacht unerkannt Marie vor Räubern, welche sie in einer Station überfallen. Auch mit dem Herzog trifft Julius zusammen und rettet diesem bei einer Schlittschuhfahrt das Leben.

Aber des Herzogs Untreue dauert fort; nach einem Duelle mit Ernst, welcher die oben erwähnte Corinne geheiratet, entführt er diese nach Paris. Dessenungeachtet bleibt Marie standhaft und ihrem Gatten treu, ja sie flüchtet, nachdem sie von der Anwesenheit ihres einstigen Bräutigams in Kenntnis gesetzt ist, sich vor diesem. Der blasierte Herzog hat sich inzwischen selbst das Leben genommen. Den Abschluß des Bandes bildet die vorzügliche Schilderung einer Überschwemmung, die durch Dammbrüche entsteht und in welcher Julius Marien noch einmal das Leben rettet. Nachdem der Tod des Herzogs bekannt geworden und Marie sich physisch und moralisch frei fühlt, gibt sie ihre Einwilligung, und es erfolgt die eheliche Verbindung zwischen ihr und Julius.

Soweit der Inhalt des Romans, dessen Verfasser eine hübsche Erfindungsgabe besitzt und der uns insbesondere durch

bunte Abwechslung von Gestalten anspricht, ohne deshalb die Übersicht des ganzen Gemäldes zu erschweren. Wertvoller aber ist dieses Werk durch die Schilderungen von Gegenden, von Zuständen und Verhältnissen, die Ludwig Bonaparte aus eigener Anschauung und Erfahrung kennt, die insbesondere das Leben in dem Lande, in welchem er die Regierung führte, charakterisieren und uns vielfache Eindrücke gestatten in das Leben und Treiben auf holländischem Boden. Mit welcher Liebe der Ex-König seines treuen Volkes gedenkt, davon zeugen viele Stellen. „Um einen richtigen Begriff von der Güte unserer Nation zu haben", schreibt Adolf einmal, „muß man ihr Benehmen bei außerordentlichen Unglücksfällen, als da sind: Überschwemmungen, Gewitterschäden, Krieg, ansteckende Krankheiten, Feuersbrünste, beobachten zu können. Da werden Sie sehen, wie diese Holländer, die Ihnen so kalt berechnend scheinen, für den mindesten ihrer Mitbürger ohne Unterschied der Religion, des Standes und des Ansehens mit Ruhe dem Tode ins Antlitz schauen, ihr Leben hingeben und ein Vermögen aufopfern, welches eine Frucht der Arbeit, Klugheit und Sparsamkeit mehrerer Generationen war."

„Es gibt wenige Völker, vielleicht keines, welches mehr inneres Verdienst hätte, aber auch keines versteht es weniger, sich geltend zu machen, als das holländische." Den Holländerinnen widmet der Verfasser an einer anderen Stelle folgende Lobsprüche: „Die Französinnen sind feiner, die Holländerinnen sind ernster und natürlicher. Unsere Holländerinnen haben vielleicht weniger als alle anderen die äußerlichen Gaben, um zu gefallen, aber sie übertreffen jene durch ihre wirklichen Eigenschaften, welche das Glück eines Mannes begründen; von Natur aus ruhig, aber liebend, haben sie Vernunft im Herzen und eine vollkommen gründliche Beurteilung." „Wenn ich ein Mann wäre (die Worte sind einem Briefe Hermacinthens entnommen), möchte ich ein Franzose sein, um eine Mutter

und Schwester dieser Nation zu haben, aber in Holland würde ich mir eine Gattin wählen.“ Es läßt sich nicht bezweifeln, daß auch die Landschaften und Zeichnungen von Gegenden in Holland, welche in dem Romane vorkommen, nach der Natur, nach der eigenen Anschauung des Ex-Königs entworfen sind. Auch die Landschaftsbilder sind geeignet, für Land und Leute den Leser einzunehmen. „Der schönste Garten der Welt“, schreibt Adolf an Corinne, „ist vielleicht der Garten Hermacinthens. Er liegt auf einem Abhange jener Hügel in der Nähe des Lek* zwischen den Provinzen Utrecht und Geldern, und das Auge genießt von ihm aus den schönsten Anblick der herrlichsten Täler, die den Horizont begrenzen; und diese scheinen gleichsam nur deswegen geschaffen zu sein, um ihm zu Gesichtspunkten zu dienen. Man findet da große Wiesen, mit einer bewunderungswürdigen Sorgfalt unterhalten. Nirgends ist der Rasen so grün, so frisch, so eben. Maierhöfe, von gesunden, fröhlichen und glücklichen Familien bewohnt, liegen in dem Parke.“ Ein andermal schreibt Adolf über das Dorf Bröck: „Bröck macht mich staunen. Als ich mich in den Gassen des Dorfes befand, glaubte ich in dem neuen und glänzenden Korridor eines geschmackvollen Hauses zu sein. Die beiden Seiten werden durch regelmäßig gebaute, reizend bemalte und aufgeführte Häuser gebildet.“ So zeichnet der Verfasser mit ruhiger Einfachheit seine Bilder und wirft damit eine Fülle der interessantesten Streiflichter auf die Kulturzustände eines Landes, von dem damals noch wenig genug bekannt war. Sehr scharf beurteilt Ludwig seine eigenen Landsleute, die Franzosen, und man muß gestehen, ohne Voreingenommenheit für oder gegen dieselben. Ein Brief von Julius schildert uns den Eindruck, welchen auf ihn, den Holländer, die französische Nation gemacht. „Dieses Volk“, schreibt er,

* Situé sur la penchant de la chaîne de collines, qui avoisinent le Lek.

„ist in der Tat geistreich, aber dabei so oberflächlich und leichtsinnig, sein Scharfsinn, seine Urteilskraft entdecken ihm die Wahrheit, seine Lebhaftigkeit läßt es sie vergessen; und immer bereit, das gute zu tun und das möglichst beste zu wollen, übt es Übles oder Gutes, je nachdem der Augenblick oder der Zufall es bestimmt. Die Weiber fehlen dabei immer, ohne ihre Grundsätze zu kennen. In Hinsicht der Künste, der Wissenschaften scheinen mir die nämlichen Bemerkungen anwendbar. In der Moral, in der Politik, der Gesetzgebung, der Geschichte haben die Engländer, die Deutschen und unsere (holländische) Nation in verschiedenen Beziehungen Vorzug. Aber hauptsächlich in Absicht auf Poesie zeigt sich ihre Minderheit, ihre arme Sprache kann für die wahre Dichtkunst trotz des Pompes und der Künstelei ihrer Reime nicht taugen. Niemals, ich sage nicht einen Virgil, einen Homer, werden sie einen Klopstock besitzen. Voltaire allein hat die Kunst gefunden, mehr Rührung und Handlung in das Trauerspiel zu legen, es minder kläglich und weniger langweilig zu machen, es mehr der tragischen Stärke näher zu bringen.“ Vielleicht ließ sich der Verfasser durch viele Mißbräuche, die ja gerade in der Revolutionsperiode so gräßlich in Frankreich überhandnahmen, zu so strengen, wohl mitunter unbilligen Urteilen hinreißen; daß er aber dabei einen tiefen, scharfen Blick verrät, läßt sich nicht leugnen, von Gehässigkeit liegt nichts in solchen Bemerkungen, und daß Ludwig sein ursprüngliches Vaterland doch stets geliebt, davon liegen Beweise in Menge vor.

Zum Schlusse bleibt allenfalls noch übrig, auf einige sehr geschickt angebrachte und vortrefflich dargestellte Episoden hinzuweisen, zu denen insbesondere die Szenen während der Überschwemmung in Holland und die Schilderung des Eislauffestes am Schlusse des zweiten Bandes gehören.

Damit dürfte eine allgemeine Übersicht des Inhalts und der Ausführungen dieses Romanes gegeben sein, dessen Original und



Übersetzung im Buchhandel längst vergriffen sind und der gewiß eines der merkwürdigsten Bücher seiner Zeit genannt werden kann. An dieser Stelle glaubte ich ihn deshalb so ausführlich besprechen zu müssen, weil er das einzige größere Werk Ludwig Bonapartes ist, welches in Österreich entstanden, niedergeschrieben und gedruckt wurde und welches über die Ansichten und den Charakter des Ex-Königs so wertvolle Aufklärung gibt.

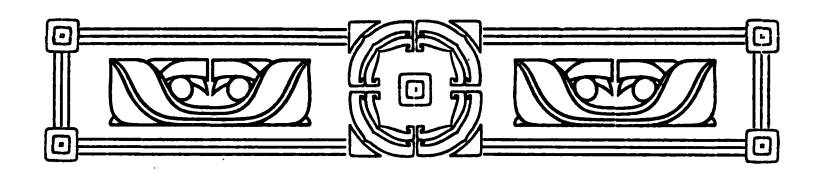
Als Ludwig in Graz weilte, war er in manchen Kreisen der Bevölkerung nicht sehr beliebt; der Grund hievon lag nur in dem Namen Bonaparte, welchen er trug, obwohl er sich desselben gar nicht bediente. Man trat eben allem, was mit dem französischen Machthaber in irgend einer Verbindung stand, feindlich entgegen. Auch Erzherzog Johann zeigte keine Sympathie für den unglücklichen Fürsten; er hatte keine Kenntnis von seinem Privatleben, von seinem Charakter, von seinem ganzen geistigen Streben, von seinem Unglück, daß in dem engeren Kreise verschlossen blieb. Deshalb wollte der Prinz, den man als den Wohltäter der Steiermark heute und alle Zeit nennen muß, gar nicht nach Graz kommen, solange Ludwig Bonaparte nicht die Stadt verlassen hatte.* Es ist übrigens interessant, aus den sogenannten Geheimakten jener Zeit zu entnehmen, in welcher Weise die Regierung und namentlich Kaiser Franz den in Graz weilenden Exkönig vom damaligen Gouverneur der Steiermark Ferdinand Grafen von Bissingen beobachten und sich über denselben Mitteilungen erstatten ließ. So liegen mehrere Weisungen des Kaisers an den Gouverneur in dieser Beziehung vor und auch Berichte des letzteren, welche Graf Bissingen ohne besonderen Auftrag über den Grafen dem Monarchen zusandte. In einem Handschreiben des Kaisers

* Vgl. die von mir herausgegebene Sammlung von Original-Briefen des Erzherzogs: „Erzherzog Johann und sein Einfluß auf das Kulturleben der Steiermark.“ (Wien, 1878.)

Franz an Bissingen vom 17. Jänner 1811 finden wir die Sätze: „Sie haben ganz wohl gethan die Übersendung der Rechtfertigung des Königs Ludwig aus dem Grunde zurückzuweisen, daß Sie sich in keinen diplomatischen Dienstverhältnissen befinden. — Sie werden übrigens dem Umgange des Königs so weit es sich schicklich thun läßt ausweichen und besonders mit dem Ihnen anbefohlenen rücksichtsvollen Benehmen gegen Ihn in keiner Gelegenheit Etwas veranlassen, was Ihn den Anschein nach aus seinem strengsten Incognito ziehen könnte."

Politische Motive, so erzählt Gräffer, nötigten den König von Holland die ihm so angenehme Stadt zu verlassen. Ludwig war noch immer zu sehr Franzose, um in einem Lande zu weilen, das gegen seinen Bruder wieder im Kriege begriffen war, und er verließ die Stadt, welche er so sehr geliebt, wo er schöne Tage verlebt hatte, am 10. Juli 1813, wie er in einem Briefe vom 10. August 1813 an Napoleon, der aus Ischl datiert erscheint, selbst angibt, nicht ohne immer mit stiller, wehmütiger Rührung an Graz und an die Steiermark zurückzudenken.





Erzherzog Johann und das Kunstleben Österreichs.

Achtundvierzig Jahre sind vorübergezogen, seit Erzherzog Johann Baptist, jener hochverehrte Fürst von Habsburgs Stamme die Augen für immer geschlossen, auf den durch manche wertvolle historische Arbeit seitdem die Aufmerksamkeit des Geschichtsfreundes gelenkt wurde, den aber auch kein warmfühlender Sohn Österreichs je vergessen sollte. Der 11. Mai des Jahres 1859 fiel in eine trübe, traurige Zeit; auf den italienischen Schlachtfeldern verbluteten des Reiches beste Söhne, die Kriegsfurie schwang ihre flammende Fackel in den herrlichsten Gauen Europa's, und bald nachdem der Erzherzog Johann, zu dem mehr als ein halbes Jahrhundert lang die Gebirgsvölker Österreichs mit der höchsten Verehrung aufgeblickt, im Mausoleum zu Graz niedergelegt war, verlor unser Heimatreich im Süden eines seiner schönsten Länder. Was Österreich durch den Tod des milden Prinzen mit den blauen Augen an jenem 11. Mai verloren, das wußte es eigentlich noch gar nicht so recht. Er war kein gewaltiger Held an Kriegstaten, in ruhmvollen Kämpfen und Schlachten, obgleich die Tage von Sacile und von Fontana-Fredda auch seinen Kampfesmut ins

hellste Licht setzten, obgleich Erzherzog Johann ganz allein das Institut der damals so wichtigen Landwehr in ganz Österreich begründet hatte, obgleich seine genial durchdachten Befestigungspläne zum Schutze des Reiches leider erst später als glänzend anerkannt und vielfach durchgeführt wurden. Aber der Prinz hatte noch wichtigeres, noch bedeutsameres geleistet, jener Geist, der heute in Österreich lebt und webt, der unser Vaterland in die erste Reihe mit den hervorragendsten Kulturstaaten stellt, der Wissenschaft und Kunst und das ganze kulturelle Leben emporgehoben, auf hohe Stufen emporgehoben hat, jener Geist lebte in dem Fürsten schon zu einer Zeit, da man noch alles über die Achsel ansehen durfte, was über die heimischen Grenzpfähle hinausdrang, da man noch im „Auslande“ mit Mißtrauen dem warmfühlenden Sohne Österreichs begegnete. Und doch waren ja viele Umstände vorhanden, die dem geistigen Aufblühen des Reiches hätten Glanz verleihen können, es galt nur die Gemüter zu stärken, es galt nur, auf die Geister anregend einzuwirken; ihnen den Mut hierdurch einzuflößen, dessen sie bedurften, um sich wirkend geltend zu machen. Und der Erzherzog Johann tat dies, er sammelte wissenschaftliche, literarische und künstlerische Kräfte, er war unermüdlich tätig auf allen Gebieten des öffentlichen Geisteslebens, er verkehrte persönlich mit Gelehrten und Künstlern, er bot Anregung, selbst Stoff, er bot Gelegenheit zum einheitlichen Zusammenwirken, er zog seine Kreise zuerst in den engeren Grenzen Steiermarks, dann der Alpenländer überhaupt, aber diese Kreise erweiterten sich immer mehr wie diejenigen, welche sich um die ins Wasser geworfenen Steine bilden, und so ward seine anfangs vielleicht geringer scheinende Macht bald größer, bedeutender und gewaltiger, als man es geahnt. An dieser Stelle sei es gestattet, auf ein besonderes Gebiet hinzuweisen, das dem Fürsten ebenfalls so viel verdankt, auf das Gebiet der Kunst, insbesondere der Malerei.

Gerade in Niederösterreich, wo der Erzherzog zu Anfang des Jahrhunderts, nachdem er, vom Kampfesleben abgezogen, der Pflege der Wissenschaften, der Landwirtschaft und der Natur lebte und auf dem romantischen Schlosse Thernberg im Schwarzatale zumeist die schönste Zeit des Jahres zubrachte, blieb der Fürst mit den zahlreichen damals eben aufstrebenden Künstlern in innigster Verbindung, und bald machte sich der Einfluß, den er auf die Vertreter der Kunst ausübte, auch in der Öffentlichkeit geltend. Diese Einwirkung war übrigens mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden. Die Zensur, welche die Geisteswerke so unbarmherzig niederhielt, war auch den Erzeugnissen der bildenden Kunst gegenüber unbarmherzig und von einer der heutigen Zeit unerklärlichen Strenge.

So erschien selbst dem Prinzen mancher Damm gezogen, der ihn bei seinem Streben hinderte. Und doch war dieses Streben ein so schönes und edles. Bis dahin hatte in Österreich und selbst in der Residenz die darstellende Kunst nur sehr wenig Vertreter aufzuweisen, auch diese wenigen ließen sich von den mythologisch-allegorischen Darstellungen nicht abbringen, welche nun einmal als Stoffe aus dem vorigen Jahrhunderte herübergebracht waren, höchstens verstieg sich ein Maler zu einem Bilde aus der Geschichte der Römer- oder Griechen-Zeit, die Landschaft war durch die stereotypen Tempel und Haine vertreten, von denen keiner der Künstler je ein Urbild in Wirklichkeit gesehen hatte. Und doch bot ja unser schönes Österreich eine solche Fülle der prächtigsten Landschaftsbilder, von den sanften, malerischen Partien am Donaustrome bis zu den wilden, zerrissenen Felsklüften im Salzkammergute und in Tirol, bis zu den herrlichen Alpenzügen und Gletschern des ganzen Gebirgslandes. Unfern der Residenz, dort, wohin heute den Sommer hindurch hunderttausende von Stadtbewohnern pilgern, um sich an den großartigen Naturschönheiten der Alpenketten an der Grenze Steiermarks Herz und Sinn zu

erquicken, harrten unzählige der prächtigsten Landschaftsmotive nur des kundigen Stiftes oder Pinsels, keinem der Künstler aber kam der Gedanke, diese herrlichen Bilder festzuhalten. Einer war es endlich, welcher dieses und noch manches andere Gebiet der Kunst erschloß. Erzherzog Johann wendete seine eingehendste Aufmerksamkeit dem Gebirgsleben zu, er gab sich nicht nur militärischen, historischen, naturhistorischen und künstlerischen Studien in seinem Sommersitze zu Thernberg mit ganzer Seele hin, sondern er eröffnete auch allen diesen Wissenschaften gleichsam das Gebiet der österreichischen Alpen. Und noch mehr, der Erzherzog, welcher ja stets mit solcher Vorliebe auch das Gebiet der vaterländischen Geschichte gepflegt, veranlaßte eine Zahl von Künstlern ihre Stoffe auch dieser zu entnehmen. Hormayr begrüßte die Förderung solchen Kunststrebens mit Freude, er bemerkte in dem von ihm geleiteten „Archiv", das ja gerade der Pflege österreichischer Geschichte und Heimatskunde von seinem Herausgeber gewidmet war, im Jahre 1819: „Es wäre überflüssig, mehr als anzudeuten, was der Erzherzog Johann mit verhältnismäßig geringen Mitteln und dennoch mit vielem Erfolge — für die Erhaltung und Benützung sämtlicher Überreste der vaterländischen Vorwelt, für die Verewigung ihrer größten Momente durch redende und bildende Kunst getan, wie er einen trefflichen Kranz vaterländischer Künstler um sich versammelt, ja wie der tirolische Ferdinand, Gemahl der schönen Welserin und Stifter des Ambraser Kabinetts, gleichsam eine eigene Malerschule gegründet und durch lauter einheimische Gegenstände (historische Momente, Denkmale, Volksfeste, Trachten, Naturschönheiten und Erzeugnisse &c.) beschäftigt" habe.

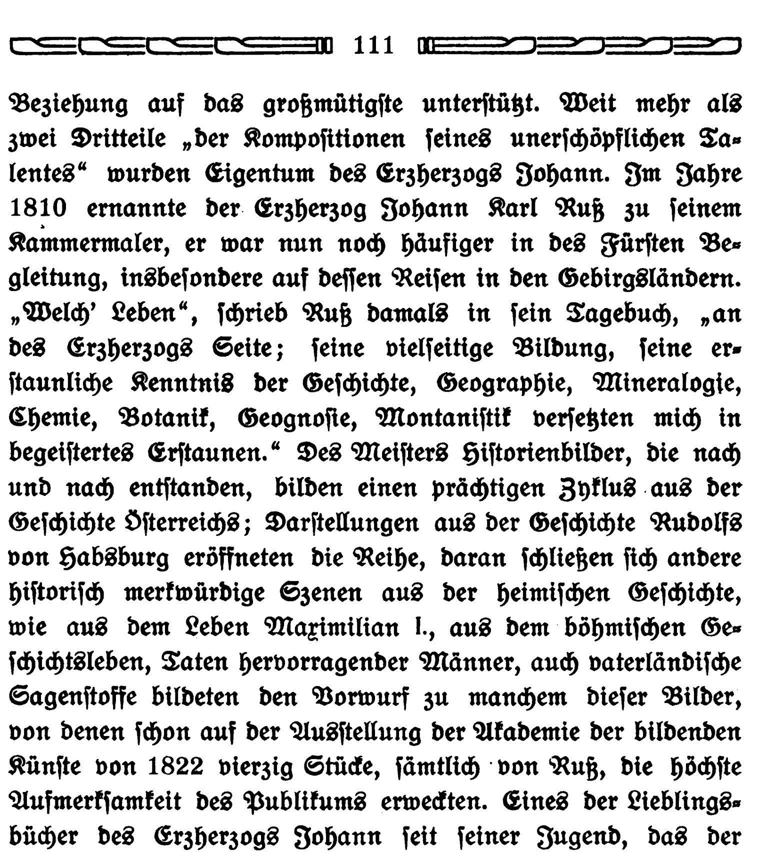
Das Schwarzatal, in welchem sich das Schloß Thernberg erhebt, liegt nahe der steirischen Grenze. Nicht selten geschah es, daß der Erzherzog in der schlichten Tracht des Gebirges von dort aus den Schneeberg oder die Raxalpe bestieg, daß

er die steirischen Berge besuchte und dabei in die verlassensten Gebirgstäler kam, wo er schlichte, einfache Menschen voll echter Ursprünglichkeit antraf. Mit einem Begleiter machte der Prinz einmal im Sommer des Jahres 1810 einen solchen Ausflug ins Steirerland hinüber. Die Gegend daselbst war dem größeren Publikum noch ganz unbekannt, die Tannenwälder waren noch dicht und von Wild bevölkert, nur etwa ein einsamer Wanderer wurde ins Tal verschlagen oder in eines jener kleinen Dörfchen, wie sie zerstreut und versteckt sich hier finden. In einem solchen kehrte auch der Prinz damals ein und betrat die einzige Schenke des Ortes, wohin bald noch zwei Männer kamen, welche ebenfalls die schönen Täler des malerischen Gebirgslandes zu Fuß durchzogen hatten. Es waren die beiden Maler: Karl Ruß und Peter Krafft. So trafen sie hier zum erstenmale mit dem Fürsten zusammen, unter dessen Ägide beide bald darauf bedeutendes auf dem Gebiete der speziell österreichischen Geschichtsmalerei zu leisten bestimmt waren.* Erzherzog Johann hatte es sich zur Aufgabe gemacht, die heimische Kunst auf die vaterländischen Stoffe vor allem hinzuleiten, und beschlossen, eine Sammlung solcher Gemälde selbst zusammenzustellen. Die Sammlung war damals schon im Entstehen; sowohl in Thernberg als auch in dem Schwarzenbergschen Gartengebäude zu Wien, das Erzherzog Johann im Winter bewohnte, sah man nun die Bilder der Künstler sich

---

* Von dieser Begegnung erzählt A. Hugo in einem Nekrologe des Erzherzog Johann, der 1859 erschienen war; ob dieselbe wirklich das erste Zusammentreffen des Prinzen mit dem Maler Ruß bildete, ist nach den bekannt gewordenen Bruchstücken von Tagebuchaufzeichnungen des Künstlers nicht zu entnehmen. Unrichtig ist jedenfalls darin die Angabe, Ruß sei damals aus Rom zurückgekehrt, da er die „ewige Stadt“ nicht gesehen und seine berühmte „Hekuba“ eben gemalt hatte, um zu beweisen, daß man ein tüchtiges historisches Kunstwerk hervorbringen könne, ohne Italiens Kunstschätze gesehen zu haben.

mehren, welche auf des edlen Prinzen direkte Veranlassung entstanden waren und in denen sich derselbe nach Hormayrs Ausspruch aufs eifrigste bestrebte, „im Hochgefühle für die Ehre und Größe seines Hauses die bildenden Künste für dasselbe zu bewaffnen“. Hormayr selbst hatte öfter darauf aufmerksam gemacht, daß ja die große Geschichte Österreichs so viele bedeutende Stoffe der dichtenden wie der bildenden Kunst darbiete, er war unablässig bestrebt, diesen Gedanken durchzuführen, und als der Erzherzog in demselben Sinne ernstlich zu wirken begann, wurde der patriotische Geschichtsforscher mit Begeisterung zum Lobredner dieses Tuns. Es erstand nun auch wirklich ein ganz reges künstlerisches Leben in der Residenz. Mit Ruß verkehrte der Prinz persönlich sehr viel, er besprach die herzustellenden Bilder, er schlug vor, legte seine Ansichten dar und stimmte gern der künstlerisch geläuterten Meinung des Malers bei. Dieser war unermüdlich tätig, den Gedanken durchzuführen, welchen der Erzherzog durch die Geschichtsbilder angeregt. Er und Anton Petter, dessen Name in der Kunstwelt einen nicht minder guten Klang hat, erhielten von dem Prinzen eines Tages auf einem Blatte die Daten zu neuen Kompositionen verzeichnet, welche die beiden Künstler entwerfen sollten, und zwar ließ der Fürst das Los über die Zuteilung der einzelnen Komposition entscheiden. Nur ein Bild „Rudolf von Habsburgs Begegnung mit dem Priester“ sollten beide Maler entwerfen und der Entscheidung des Erzherzogs den Entwurf der Komposition anheimstellen. Dieser entschied sich für die Komposition von Ruß, das Bild wurde denn auch von diesem im großen ausgeführt und war von tiefgreifender Wirkung. In Thernberg als Gast des Fürsten hatte Ruß auch den Besuch Rudolfs beim Gerber zu Basel für den Erzherzog gemalt, überhaupt war er ein volles Jahrzehnt von 1808 bis 1818 an Darstellungen aus der österreichischen Geschichte tätig, hierin von dem Erzherzog in jeder



Beziehung auf das großmütigste unterstützt. Weit mehr als zwei Dritteile „der Kompositionen seines unerschöpflichen Talentes“ wurden Eigentum des Erzherzogs Johann. Im Jahre 1810 ernannte der Erzherzog Johann Karl Ruß zu seinem Kammermaler, er war nun noch häufiger in des Fürsten Begleitung, insbesondere auf dessen Reisen in den Gebirgsländern. „Welch' Leben“, schrieb Ruß damals in sein Tagebuch, „an des Erzherzogs Seite; seine vielseitige Bildung, seine erstaunliche Kenntnis der Geschichte, Geographie, Mineralogie, Chemie, Botanik, Geognosie, Montanistik versetzten mich in begeistertes Erstaunen.“ Des Meisters Historienbilder, die nach und nach entstanden, bilden einen prächtigen Zyklus aus der Geschichte Österreichs; Darstellungen aus der Geschichte Rudolfs von Habsburg eröffneten die Reihe, daran schließen sich andere historisch merkwürdige Szenen aus der heimischen Geschichte, wie aus dem Leben Maximilian I., aus dem böhmischen Geschichtsleben, Taten hervorragender Männer, auch vaterländische Sagenstoffe bildeten den Vorwurf zu manchem dieser Bilder, von denen schon auf der Ausstellung der Akademie der bildenden Künste von 1822 vierzig Stücke, sämtlich von Ruß, die höchste Aufmerksamkeit des Publikums erweckten. Eines der Lieblingsbücher des Erzherzogs Johann seit seiner Jugend, das der Prinz schon als Knabe sich zu erwerben wußte, blieb Fugger-Birkens „Spiegel der Ehren des Erzhauses Österreich“, jenes alte österreichische Ehrenbuch, das heute noch den Stolz des Büchersammlers und -Kenners bildet. Dieses Buch war es auch, dem Ruß auf des Fürsten Anraten manche der zu entwerfenden Kompositionen mit Glück entnahm, des mehrerwähnten Hormayr Schriften, der insbesondere in seinem Taschenbuche für vaterländische Geschichte an historischen und Sagenstoffen reiche Fülle bot, wurden in dieser Hinsicht ebenfalls wacker benützt. Dem Künstler wurde in der Folge ein eigentümliches interessantes Geschenk von dem Erzherzog zuteil, das sich wohl heute

noch in seiner Familie erhalten hat, nämlich das eben erwähnte Buch: „Fuggers Ehrenspiegel“, dessen Holzschnitte der Prinz selbst seinerzeit koloriert hatte und das er ihm zum Andenken an die daraus geschöpften Stoffe übergab.

Als Ruß mit dem Erzherzog einmal in das Bad nach Rohitsch an der kroatischen Grenze kam, besuchte er auch einen Teil von Illyrien und Kroatien, woselbst er sich eingehend mit der Abbildung der dortigen Volkstrachten beschäftigte. Nach dieser Reise kam er mit dem Prinzen in die prächtige Welt der Sanntaler Alpen, welche damals noch kaum von einem zivilisierten Menschen betreten waren. Ruß hatte auch hier Gelegenheit, in den gewaltigen, zerklüfteten Bergen treffliche Studien zu machen.

Was die Volkstrachtenbilder aus Ober- und Untersteiermark betrifft, welche Ruß auf unmittelbare Veranlassung des Erzherzogs zwischen 1810 und 1835 aufnahm, so liegt diese höchst beachtenswerte Sammlung großer Aquarellblätter heute noch im Besitze der Herren Grafen von Meran vor. Heute schon zeigt sich, welch außerordentlichen, zumal kulturgeschichtlichen Wert die Blätter besitzen. Denn die meisten dieser männlichen und weiblichen Trachten sind leider im Volke nicht mehr zu finden. Die grünen Tuch- und Lodenröcke der Männer, die einstens üblichen Gold- und Florhauben und Kopftücher der Frauen sowie deren übrige farbige und eigenartige Gewänder sind heute einer Kleidung gewichen, welche sich immer mehr der herrschenden meist nichts weniger als geschmackvollen Mode anpaßt. Ruß hat eine reiche Menge weiblicher und männlicher Gestalten in den damaligen Gewändern der Nachwelt überliefert. Aus den Gebieten von Passail, Hitzendorf, Birkfeld, Leoben, Neuberg, aus dem Tragößer Tal, wie erwähnt auch aus der unteren Steiermark bis nach Rohitsch und Rann an der kroatischen Grenze haben seine schönen und genau ausgeführten Blätter die Tracht des Volkes für die Zukunft bewahrt. Fischer

und Hirten, Bauern und Bürger, die längst ausgestorbenen Hammergewerke, welche seinerzeit eine so wichtige Rolle im Industrieleben der Mark gespielt, sind hier dargestellt und zwar zumeist in Verbindung mit der Landschaft, wodurch auch Haus und Hof, Dorf und Wald im Bestande jener Tage zur Anschauung gelangen. Auch eine Zahl von eigentlichen Landschaftsbildern aus Obersteiermark, zumal aus dem Gebiete des Hochschwabs und aus der Umgebung des Brandhofes hat Karl Ruß in schönen, feinen Aquarellblättern für den Erzherzog ausgeführt. Alle zeichnen sich nicht nur durch die überaus delikate und die höchste Aufmerksamkeit erweisende Darstellung sondern auch durch die überall angebrachte passende und sinnige Staffage aus, die uns den Alpenjäger, die Sennerin, den Hirten oder die Bäuerin des Tales, der Alpe oder des Berges, kurz der Gegend zeigt, welche Ruß zum Vorwurfe seines Bildes genommen.

So wirkte Ruß, „der erste und seinerzeit einzige spezifisch österreichische Geschichtsmaler“, als erzherzoglicher Kammermaler für den Prinzen und ebenso für die Öffentlichkeit und für die Nachwelt im patriotischen Geiste fort, auch nachdem er im Jahre 1818 zum Kustos der k. k. Belvederegalerie ernannt war. Erzherzog Johann besaß die größte Sammlung von Bildern, Skizzen und Entwürfen des Meisters, Portefeuilles historischer Kompositionen, aber auch Landschaften nach der Natur aus allen Teilen der Alpenländer, welche der Maler mit dem Fürsten durchreist hatte. Ruß, geboren im Jahre 1779, starb 1843. Johann Schön hat dem Künstler ein Denkmal in einem anmutigen Gedichte gesetzt, in welchem der Dichter den Maler an der Staffelei sitzen sieht. Der Poet schildert wie den Maler berühmte durch ihre geistige Tätigkeit hervorragende Persönlichkeiten besuchen, die seine Kunst besonders hochschätzen. Zunächst Erzherzog Johann selbst mit dem „glänzenden Stern an der Brust“. Es folgt der auf dem

Gebiete der österreichischen Geschichte und Sage so eifrige Forscher Josef Freiherr von Hormayr und sodann die seinerzeit überaus verehrte Schriftstellerin Karoline Pichler, der so zahlreiche Romane und Erzählungen auf österreichisch-geschichtlicher Grundlage zu verdanken sind; endlich der Dichter Heinrich von Collin, welcher unter anderem ein Gedicht Rudolf von Habsburg entwarf aber leider nicht vollendete. Das ganze Gedicht Schöns schildert recht bezeichnend die Tätigkeit des Malers in seinen Strophen und möge hier vollinhaltlich seine Stelle finden.

Der Maler Ruß.

Es ist ein vaterländischer Mann,
Der das Malen recht wundersam kann,
Um ihn ein Häuflein wähliger Kleinen —
Alle die nennet er die Seinen —
Hundert und hundert Gemäld' an der Wand,
Alles Gebilde seiner Hand,
Alles heimische Märchen und Helden,
Eine Volksgeschichte in Gemälden —
Sitzt er mit immer heiterem Sinn
In dem kleinen Stübchen darin,
So voll Lust und voll frischem Leben
Wie die Spinn' auf ihren Geweben!

Sitzet er so an der Staffelei,
Sind die heimischen Vögel so frei
Sich auf das Fensterbrett zu setzen,
Und ihn gratis mit Sang zu ergötzen.
Auch die Sonne hat Achtung für ihn,
Und erspart's ihm, am Vorhang zu zieh'n.
Selber der Wind läßt sanfter sich hören,
Um nicht den malenden Meister zu stören:
Denn man sage mir, was man will,
Die Natur hat für Künstler Gefühl,
Allenthalben auf Wegen und Stegen
Kommt sie ihnen ja freundlich entgegen.

Aber auch edle Damen und Herrn
Haben den wackern Meister gern!
Hört ihr die kleine Türe erschließen?
Sehet, mein Meister scharrt mit den Füßen,
Legt die Palette schnell aus der Hand,
Und verneigt sich, zur Türe gewandt.
Aber es kömmt auch einer der Größten,
Einer der Höchsten und einer der Besten,
Hat einen glänzenden Stern auf der Brust,
Eines noch schönern sich drinnen bewußt.
Rulf* an der Wand, hochherrlich zu Rosse
Grüßet den Kommenden: Enkel und Sprosse!

Kaum daß der Hohe vom Meister geht,
Pocht es leis' an der Tür und seht!
Eintritt der Mann, der sein ganzes Leben
Unsren Geschichten hingegeben,
Der das heimische Sagen-Gold
Aus den Minen ans Licht geholt,
Und die ausgeschachteten Massen,
Maler und Dichter gestalten lassen,
So, daß das historische Bild
Und das historische Lied, erst gilt,
Seit er mit vaterländischem Streben
Rüstig eingriff in Kunst und Leben.

Wieder ist jemand an der Tür,
Ein Dame tritt nun herfür,
Männer lesen, loben und lieben,
Was diese deutsche Frau geschrieben.
Horch, schon wieder klopft jemand an,
Und herein tritt der stille Mann,
Der mit Heimischem zu vollbringen,
Was er im Griechischen wollt' erringen,
Nun uns sang: wie aus Öst'reich, dem Land,
Öst'reich, das Haus, durch Rudolf erstand,
Als die unerschütterte Lehre:
Daß die Macht dem Rechte gehöre.

* Rudolf.

Wieder kommen andre heran,
And're seh ich noch dorten nah'n,
Die da kommen und die da kamen,
Wer vermeldet alle die Namen?
Alle, das weiß ich, seh'n an die Wand,
Und sie reichen dem Meister die Hand:
„Bravo, Maler, so fortgefahren!
Wahrlich, das heißt die Vorzeit bewahren!"
Und der Meister nicket erfreut: —
„Nun, will's hoffen! Es war an der Zeit
Einmal in unsern Bergen zu graben,
Um eine heimische Kunst zu haben!"

Freilich gibt es auch manche Herrn,
Und die seh'n auf die Fehler nur gern,
Wollen den schweren Anfang nicht wägen,
Stellen selbst Gutem sich entgegen!
Aber wie sprach jener edle Mann,
Der auf Lorbeern süß schlafen kann,
Weil er im Grabe nicht hört das Weinen
Der verlassenen lieben Seinen!
„Wer den Besten seiner Zeit
Tat genug in der Sterblichkeit,
Der hat gelebt für alle Zeiten;"
Möge mein Meister die Worte sich deuten.

Joh. Schön.

Noch zahlreicher anderer Namen aus dem Wiener Künstlerkreise muß man jedoch mit Beziehung auf den Kunst und Wissenschaft liebenden und pflegenden Fürsten gedenken. Anton Petter, seit 1828 Direktor der Akademie der bildenden Künste, welcher vor 39 Jahren starb, gehört mit unter die besten Kräfte der Historienmaler, die der Prinz beschäftigte, auch Petter malte eine Zahl von Bildern für Thernberg, auch er entwarf eine Reihe von Kompositionen aus der Geschichte von Habsburgs Ahnherrn Rudolph; Erzbischof Ladislaus Pyrker, dessen „Rudolfias" nach ihrem Erscheinen (1824) allgemeines Aufsehen erregte, bot ihm in einigen wirkungsvollen

Szenen den Stoff dazu, das beste Stück Petters jedoch, die Begegnung zwischen den Brautleuten Maximilian und Maria von Burgund, welches schon auf der Ausstellung von 1816 großen Anwert fand, ja die „Perle der Ausstellung“ genannt wurde, kaufte Erzherzog Johann an und schenkte es der ständischen Bildergalerie in Graz, einem Kunstinstitute Österreichs, das wieder nach den Intentionen des Prinzen von dem kunstfreundlichen Landeshauptmanne der Steiermark Ferdinand Grafen Attems begründet und mit eifriger Unterstützung des Fürsten ins Leben gerufen wurde. So wie das Atelier von Ruß, welches von den höchsten Persönlichkeiten in Wien, ja vom Kaiser Franz selbst besucht wurde, erfreute sich auch die Künstlerwerkstätte Petters hohen Besuches, und Erzherzog Johann verweilte oft und lange vor der Staffelei des unermüdlich tätigen Mannes.

Der ersten Begegnung Peter Kraffts mit dem Prinzen wurde oben gedacht. Dieser Meister, dessen trefflich ausgeführte Bilder: „Der Abschied“ und „Die Rückkehr des Landwehrmannes“, „Die Schlacht bei Aspern“, „Die Schlacht bei Leipzig“ und andere mehr ihn schon bei jüngeren Jahren zu einem der gefeiertsten Wiener Maler machten, war bald auch in des Erzherzogs vaterländischer Gemäldesammlung vertreten. Krafft hatte eine Reihe Porträts von Mitgliedern der Kaiserfamilie, auch den Kaiser Franz selbst (für die Lemberger Universität) gemalt; seine drei enkaustisch gemalten Bilder aus dem Leben des Monarchen, welche drei Wandseiten des Audienzvorsaales in der kaiserlichen Burg zu Wien schmücken, zeigen die prächtige Farbentechnik und die glänzende Kompositionsgabe des Künstlers selbst bei größter Massenentfaltung, und es war nur der Ausdruck der allgemeinsten öffentlichen Meinung, wenn im Jahre 1828 Krafft „in Berücksichtigung seiner im In- und Auslande anerkannten Künstlerschaft“ zum kaiserlichen Galeriedirektor ernannt wurde.

Ein Bild des Meisters, das an dieser Stelle besonders erwähnt werden muß, stellt den Erzherzog Johann dar, wie er auf einer hervorragenden Felsklippe in der Tracht des steirischen Gebirgsjägers steht und, auf den Alpenstock gestützt, sinnend in die Tiefe hinabblickt. Im Hintergrunde zeigen sich die Spitzen und Zinken der Alpenketten in sonniger Beleuchtung, welche die ganze Figur des „edelsten Schützen" zu verklären scheint. Dieses Bild wurde von Blasius Höfel meisterhaft in Kupfer gestochen. Man erzählt, und die Angabe erscheint nicht unwahrscheinlich, daß Krafft dem Prinzen einmal in derselben Tracht wie auf seinem Gemälde auf einsamer Waldwanderung begegnet sei und der Künstler diesen Moment unvergeßlich in seinem Gedächtnisse bewahrt habe. Tatsache ist, daß wohl kein Bild Kraffts so weite Verbreitung gefunden als dieses Erzherzog Johann-Bild in Höfels trefflicher Reproduktion, man fand und findet es noch in den entlegensten Bauernhäusern der Steiermark, in den höchstgelegenen Alpenhütten, in den dichtesten Waldtälern der Mark, wo noch Häuschen stehen, und nicht selten hängt in schlichter Bauernstube neben unscheinbaren, bemalten Holzschnitten verschiedener Heiliger Höfels Stich, ein Kunstblatt ersten Ranges, von der Liebe und Anhänglichkeit zeugend, mit der den Erzherzog Johann seine Steiermärker ins Herz geschlossen.

Der Name Höfels, mit welchem ausgezeichneten Kupferstecher der Prinz übrigens ebenfalls in Verbindung stand und die Reproduktion mehrerer vaterländischer Gemälde veranlaßte, führt auf einen Künstler, der wieder zu dem Fürsten in nähere Beziehung getreten war, nämlich auf Matthäus Loder. Loder hatte ein Bild der großen Feier gemalt, die im Jahre 1823 unter dem Andrange einer großen Volksmenge auf dem Erzberge bei Eisenerz in Steiermark stattfand, als ein gußeisernes vom Erzherzog gespendetes Riesenkruzifix daselbst enthüllt wurde.

Dieses in Aquarell ausgeführte Gemälde ist eine bewunderungswürdige Schöpfung malerischer Kleinkunst. Das verhältnismäßig nicht umfangreiche Blatt zeigt hunderte von Figuren auf dem ragenden Berggipfel, welchen das Kreuz krönt und auf den Hängen und Wiesen unmittelbar unter demselben. Die Bauern und Bäuerinnen in den heute längst verschwundenen Volkstrachten der verschiedenen umliegenden Gebiete des Landes, die Jäger, Bergknappen und andere Festgäste erscheinen auf dem Blatte in bunter Abwechslung, welche eine lebendige Anschauung bietet. Auch dieses Bild wurde von Höfel gestochen, und auch diesen Stich trifft man nicht selten heute noch in der näheren und weiteren Umgebung des Brandhofes oft im einfachsten Bauernhause an.

Das aufgerichtete Kreuz selbst enthielt in einem Gehäuse am Fuß noch eine besondere der Idee des Prinzen entsprungene Kunstschöpfung, nämlich das Bild des Erzherzogs Johann in ganzer Figur, in der alten Maximilianischen Bergmannskleidung knieend vor dem gekreuzigten Heiland neben einer Zirbelkiefer und neben den Gestalten Marias und Johannes des Täufers. Es ist dies ein treffliches Gemälde des noch zu nennenden Ludwig Schnorr von Karolsfeld. Anläßlich der erwähnten feierlichen Enthüllung am 3. Juni 1823 veröffentlichte Anton Pannasch ein Gedicht, welches die Feier behandelt. Einen interessanten Beitrag zu den Albernheiten, welche damals die Zensur so häufig beging, die sich nicht einmal der Person des Erzherzogs selbst gegenüber scheute, bietet das Verbot der letzten Strophe dieses Gedichtes, welche lautet:

Und fragt ihr uns, woher das Bild?
Wer gab euch dieses Liebespfand?
Der beste Mann im Steirerland,
Dem jedes Herz entgegenschwillt,
Der mit uns wohnt, treu an den Bergen hält,
Johann, der Fürst der Berge unsrer Alpenwelt!

Ein Bild des Meisters, das an dieser Stelle besonders erwähnt werden muß, stellt den Erzherzog Johann dar, wie er auf einer hervorragenden Felsklippe in der Tracht des steirischen Gebirgsjägers steht und, auf den Alpenstock gestützt, sinnend in die Tiefe hinabblickt. Im Hintergrunde zeigen sich die Spitzen und Zinken der Alpenketten in sonniger Beleuchtung, welche die ganze Figur des „edelsten Schützen“ zu verklären scheint. Dieses Bild wurde von Blasius Höfel meisterhaft in Kupfer gestochen. Man erzählt, und die Angabe erscheint nicht unwahrscheinlich, daß Krafft dem Prinzen einmal in derselben Tracht wie auf seinem Gemälde auf einsamer Waldwanderung begegnet sei und der Künstler diesen Moment unvergeßlich in seinem Gedächtnisse bewahrt habe. Tatsache ist, daß wohl kein Bild Kraffts so weite Verbreitung gefunden als dieses Erzherzog Johann-Bild in Höfels trefflicher Reproduktion, man fand und findet es noch in den entlegensten Bauernhäusern der Steiermark, in den höchstgelegenen Alpenhütten, in den dichtesten Waldtälern der Mark, wo noch Häuschen stehen, und nicht selten hängt in schlichter Bauernstube neben unscheinbaren, bemalten Holzschnitten verschiedener Heiliger Höfels Stich, ein Kunstblatt ersten Ranges, von der Liebe und Anhänglichkeit zeugend, mit der den Erzherzog Johann seine Steiermärker ins Herz geschlossen.

Der Name Höfels, mit welchem ausgezeichneten Kupferstecher der Prinz übrigens ebenfalls in Verbindung stand und die Reproduktion mehrerer vaterländischer Gemälde veranlaßte, führt auf einen Künstler, der wieder zu dem Fürsten in nähere Beziehung getreten war, nämlich auf Matthäus Loder. Loder hatte ein Bild der großen Feier gemalt, die im Jahre 1823 unter dem Andrange einer großen Volksmenge auf dem Erzberge bei Eisenerz in Steiermark stattfand, als ein gußeisernes vom Erzherzog gespendetes Riesenkruzifix daselbst enthüllt wurde.

Dieses in Aquarell ausgeführte Gemälde ist eine bewunderungswürdige Schöpfung malerischer Kleinkunst. Das verhältnismäßig nicht umfangreiche Blatt zeigt hunderte von Figuren auf dem ragenden Berggipfel, welchen das Kreuz krönt und auf den Hängen und Wiesen unmittelbar unter demselben. Die Bauern und Bäuerinnen in den heute längst verschwundenen Volkstrachten der verschiedenen umliegenden Gebiete des Landes, die Jäger, Bergknappen und andere Festgäste erscheinen auf dem Blatte in bunter Abwechslung, welche eine lebendige Anschauung bietet. Auch dieses Bild wurde von Höfel gestochen, und auch diesen Stich trifft man nicht selten heute noch in der näheren und weiteren Umgebung des Brandhofes oft im einfachsten Bauernhause an.

Das aufgerichtete Kreuz selbst enthielt in einem Gehäuse am Fuß noch eine besondere der Idee des Prinzen entsprungene Kunstschöpfung, nämlich das Bild des Erzherzogs Johann in ganzer Figur, in der alten Maximilianischen Bergmannskleidung knieend vor dem gekreuzigten Heiland neben einer Zirbelkiefer und neben den Gestalten Marias und Johannes des Täufers. Es ist dies ein treffliches Gemälde des noch zu nennenden Ludwig Schnorr von Karolsfeld. Anläßlich der erwähnten feierlichen Enthüllung am 3. Juni 1823 veröffentlichte Anton Pannasch ein Gedicht, welches die Feier behandelt. Einen interessanten Beitrag zu den Albernheiten, welche damals die Zensur so häufig beging, die sich nicht einmal der Person des Erzherzogs selbst gegenüber scheute, bietet das Verbot der letzten Strophe dieses Gedichtes, welche lautet:

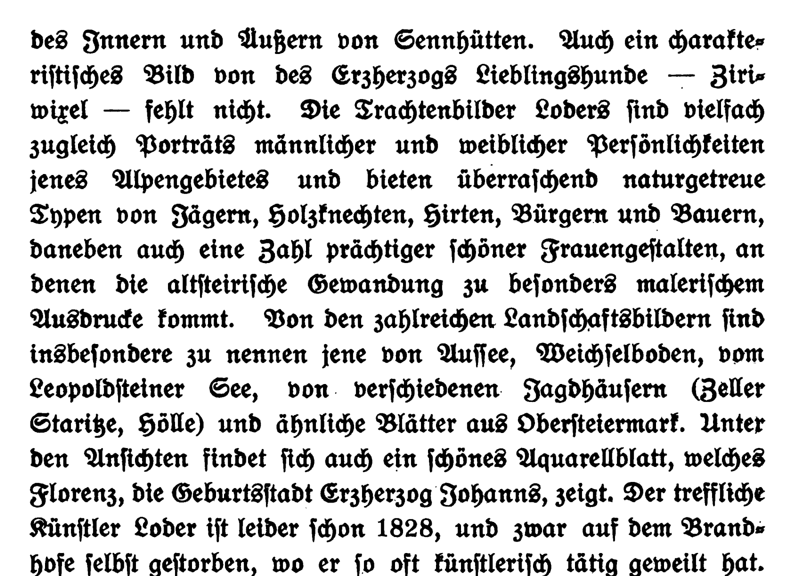
Und fragt ihr uns, woher das Bild?
Wer gab euch dieses Liebespfand?
Der beste Mann im Steirerland,
Dem jedes Herz entgegenschwillt,
Der mit uns wohnt, treu an den Bergen hält,
Johann, der Fürst der Berge unsrer Alpenwelt!

Diese Strophe durfte damals nicht zum Drucke gelangen, die Weisheit der Zensur hatte sie gestrichen, wahrscheinlich weil „der Fürst der Berge“ dem Grafen Sedlinzky und seinen Helfershelfern als eine Beleidigung des Landesfürsten erschien.

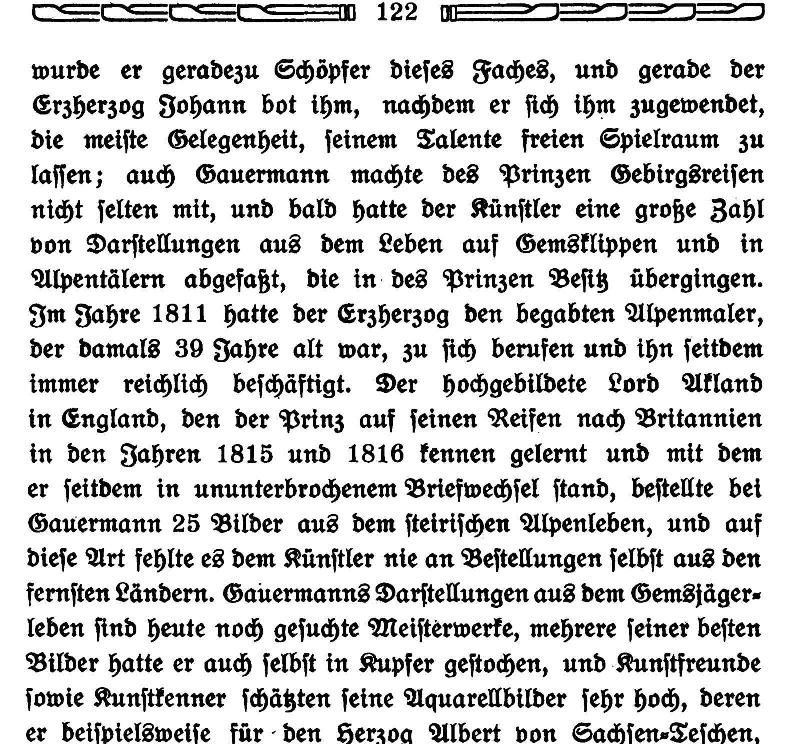
Loders Talent hatte schon in früher Zeit auf ihn aufmerksam gemacht, er unterrichtete die Kaiserin Maria Luise noch als Prinzessin im Zeichnen, und auch Prinz Johann richtete auf ihn bald seine Blicke; 1816 ernannte er ihn ebenfalls zu seinem Kammermaler, und bis zu seinem Ende hat der Künstler den Fürsten wacker mit dem Skizzenbuche in der Tasche auf vielen Wanderungen begleitet, sie botanisierten, sammelten Schmetterlinge und jagten wohl auch zusammen, oft saß Loder im strömenden Regen neben dem Erzherzog im offenen „Steirerwagerl“, und der Prinz selbst lenkte die Rosse. Auf dem berühmten Brandhofe hatte er mit seinem Herrn und Gönner oft verweilt und den Brandhof selbst auch abgebildet, verschiedenemale in Aquarell. Eines dieser Blätter wurde in Paris lithographiert. Ganz besondere Aufmerksamkeit verdienen die heute noch in den Händen der Nachkommen des Erzherzogs befindlichen Aquarellgemälde Loders, welche Trachten, Festlichkeiten und Begebnisse aus des Fürsten Leben, Jagden und andere Szenen darstellen. Es liegen einige Blätter vor, die den Erzherzog und seine reizende Braut, die so hoch verehrte spätere Gräfin Anna von Meran in einem Kahn darstellen, der auf den Wellen des Grundelsees sich wiegt. Mehrfache Seebilder jenes Gebietes mit und ohne Staffage weisen auf den längeren Aufenthalt des den Erzherzog begleitenden Künstlers daselbst. Auch andere Blätter zeigen nicht selten die schlanke edle Gestalt des Fürsten in der alten Steirertracht mit dem breiten grünen Hute. So finden wir die Darstellung der Ersteigung des Hochgolling (1819), eines Eisschießens auf dem Leopoldsteiner See, eine Schildhahn- und eine Auerhahnbalz, die Winterlandschaft des Reitereck und verschiedene Darstellungen



Erzherzog Johann und dessen Braut Anna (später Gräfin von Meran) auf dem Grundelsee nach dem Original-Aquarell von Matthäus Loder, etwa aus dem Jahre 1820.


des Innern und Äußern von Sennhütten. Auch ein charakteristisches Bild von des Erzherzogs Lieblingshunde — Ziriwixel — fehlt nicht. Die Trachtenbilder Loders sind vielfach zugleich Porträts männlicher und weiblicher Persönlichkeiten jenes Alpengebietes und bieten überraschend naturgetreue Typen von Jägern, Holzknechten, Hirten, Bürgern und Bauern, daneben auch eine Zahl prächtiger schöner Frauengestalten, an denen die altsteirische Gewandung zu besonders malerischem Ausdrucke kommt. Von den zahlreichen Landschaftsbildern sind insbesondere zu nennen jene von Aussee, Weichselboden, vom Leopoldsteiner See, von verschiedenen Jagdhäusern (Zeller Staritze, Hölle) und ähnliche Blätter aus Obersteiermark. Unter den Ansichten findet sich auch ein schönes Aquarellblatt, welches Florenz, die Geburtsstadt Erzherzog Johanns, zeigt. Der treffliche Künstler Loder ist leider schon 1828, und zwar auf dem Brandhofe selbst gestorben, wo er so oft künstlerisch tätig geweilt hat.

Unter den Künstlern, die zu jener Galerie auf Thernberg beitrugen, welche die vaterländische Geschichte zu verherrlichen bestimmt war, befand sich auch der Historienmaler Sigmund von Perger, der bekannte Herausgeber des großen Prachtwerkes, das die besten Bilder der einstigen k. k. Belvedere-Galerie in Kupferstichen vorführt. Perger ward im Jahre 1825 Kustos der genannten Galerie, er hatte durch die 1813 herausgegebenen Zeichnungen: „Szenen aus der Vaterlandsgeschichte“ sein Geschick für historische Kompositionen bestens bekundet. Noch einer aus der damaligen Wiener Künstlerwelt errang sich die Stellung eines Kammermalers beim Erzherzog Johann, es war dies Jakob Gauermann, der Vater des nachher zu so weitreichendem Rufe gelangten Fritz Gauermann. Jakob Gauermann schon pflegte ein ähnliches Gebiet wie sein Sohn und war vorwiegend Landschaftsmaler, auf welchem Felde er „mit genialer Treue aufgefaßte Bilder“ lieferte, ohne deshalb in Kleinlichkeit zu verfallen; in seinen „steiermärkischen Idyllen“



wurde er geradezu Schöpfer dieses Faches, und gerade der Erzherzog Johann bot ihm, nachdem er sich ihm zugewendet, die meiste Gelegenheit, seinem Talente freien Spielraum zu lassen; auch Gauermann machte des Prinzen Gebirgsreisen nicht selten mit, und bald hatte der Künstler eine große Zahl von Darstellungen aus dem Leben auf Gemsklippen und in Alpentälern abgefaßt, die in des Prinzen Besitz übergingen. Im Jahre 1811 hatte der Erzherzog den begabten Alpenmaler, der damals 39 Jahre alt war, zu sich berufen und ihn seitdem immer reichlich beschäftigt. Der hochgebildete Lord Akland in England, den der Prinz auf seinen Reisen nach Britannien in den Jahren 1815 und 1816 kennen gelernt und mit dem er seitdem in ununterbrochenem Briefwechsel stand, bestellte bei Gauermann 25 Bilder aus dem steirischen Alpenleben, und auf diese Art fehlte es dem Künstler nie an Bestellungen selbst aus den fernsten Ländern. Gauermanns Darstellungen aus dem Gemsjägerleben sind heute noch gesuchte Meisterwerke, mehrere seiner besten Bilder hatte er auch selbst in Kupfer gestochen, und Kunstfreunde sowie Kunstkenner schätzten seine Aquarellbilder sehr hoch, deren er beispielsweise für den Herzog Albert von Sachsen-Teschen, für den Grafen Fries und andere in großer Zahl ausführte.

In ähnlicher Weise war auch Thomas Ender für den Prinzen künstlerisch tätig. Ender begleitete 1829 den Erzherzog nach Gastein und nahm einige der schönsten Partien daselbst für ihn auf. Auch Ender zählte zu dem damaligen Wiener Künstlerkreise, er malte schon im Jahre 1812 Gebirgslandschaften in Steiermark, welche des Prinzen Aufmerksamkeit erregten, und in den Jahren 1835 und 1836 vollendete er einen ganzen Zyklus solcher Bilder aus Steiermark und Salzburg wieder im Auftrage des Fürsten. Auch diese Blätter sind in Aquarell ausgeführt und in den reichen Sammlungen der Herren Grafen von Meran aus dem Nachlasse des Erzherzogs pietätvoll bewahrt. Es finden sich An-

sichten von Weichselboden, Seewiesen und aus dem Hochschwabgebiet sowie solche von Aussee und den Seen in der Nähe, von Vordernberg und aus dem Bergwerksgebiete daselbst. Auch aus den südlichen Gegenden hat Ender Örtlichkeiten aufgenommen, welche zu der Persönlichkeit des Fürsten in Beziehung stehen, so z. B. das freundlich gelegene Weingartenhaus der erzherzoglichen Rebenpflanzung in Pickern, dann den Markt Stainz mit dem einstigen Stifte auf der Höhe daselbst, welches Erzherzog Johann später als Eigentum erworben u. a. m. Nicht minder reichhaltig sind die von Ender in den Ländern Salzburg und Tirol aufgenommen Ansichten, welche die schönsten Gebiete und Örtlichkeiten in den an Naturschönheiten so reichen Ländern darstellen. Eine besonders merkwürdige Sammlung von zum Teil sehr großen Aquarellblättern, die zumeist Thomas Ender gemalt, liegt in den Bildern vor, welche auf der Reise des Erzherzogs von August bis Dezember 1837 in Rußland, der Türkei und Griechenland entstanden sind. Erzherzog Johann begrüßte damals in diplomatischer Sendung den Kaiser Nikolaus von Rußland im Lager zu Wosnessensk, reiste Mitte September nach Odessa und Sebastopol, bestieg als großer Freund von Bergwanderungen den Berg Tschatyrdag in der Krim, fuhr über das Schwarze Meer, wo ihn ein furchtbarer Sturm ereilte, kam sodann nach Konstantinopel und begab sich über Smyrna und Syra nach Griechenland, wo er zunächst Athen und das junge Königspaar daselbst besuchte. Auch die verschiedenen griechischen Inseln ließ der Fürst nicht außeracht, über Lissa und Zara langte er am 15. November in Triest und am 4. Dezember 1837 wieder in Graz an, jubelnd von der Bevölkerung empfangen. Auf dieser denkwürdigen Reise war Thomas Ender von Odessa an, wo er die langwierige Quarantaine überstehen mußte, in der Gesellschaft des die bunte Abwechslung von Land- und Seebildern, von Trachten, Aufzügen und Festlichkeiten mit

aufmerksamem Auge betrachtenden und die Eigenart der Völker studierenden Fürsten. Der Künstler entwarf hunderte von Blättern, welche alle Merkwürdigkeiten und Ansichten von jener Reise festhalten und führte sie in Aquarellbildern aus, von denen eine Zahl zu den künstlerisch bedeutendsten Schöpfungen Thomas Enders gehören. In solcher Weise erscheint die Reise des Erzherzogs in einer Reihe von Kunstblättern festgehalten, welche für die Folge der Zeiten einen hochbedeutenden Beitrag zu den Erlebnissen desselben in jenen eigenartigen, fremden Gebieten bilden.

Die künstlerischen Aufnahmen Enders und Ausführungen einiger anderer Künstler (Höger, Schiffer), wohl nach Enders Entwürfen, liegen in mehreren Albums größten Folioformates, die sich heute im Besitze des Herrn Grafen Franz von Meran befinden, vor. Unter dem Titel: „Ansichten und Trachten auf der Reise in das Lager von Wosnessensk nach Odessa durch einen Teil der Krim, Konstantinopel, Smyrna und Griechenland vom 22. August bis 21. November des Jahres 1837“ bilden diese Aquarellblätter gewissermaßen die vorzügliche Illustration des umfassenden Tagebuches, das Erzherzog Johann selbst über alle hervorragenden Momente der Reise aufgezeichnet hat. Um nur einiges aus dieser reichen Bildersammlung hervorzuheben, sei der Blätter gedacht, welche den Hafen von Sebastopol, die verschiedenen Ansichten des Berges Tschatyrdag kaiserliche Lustschlösser in der Krim, den Empfang der russischen Kaiserin vor der alten Stadt Tschufut-Kale, die Stadt Jalta mit dem Hafen und die Abreise des Erzherzogs von dort zur See darstellen. Der heftige Sturm auf dem Schwarzen Meere (4. Oktober 1837), welcher das Dampfschiff „Maria Anna“, auf dem sich der Erzherzog befand, in Gefahr brachte, ist vortrefflich im Bilde wiedergegeben. Zu nennen sind auch: Das Bild des Bosporus und die große Ansicht von Konstantinopel, die Sophien-Moschee, die Bilder

türkischer Friedhöfe, das prächtige Seebild mit dem Turme des Leander. Dazu kommen die verschiedenen ethnographisch und kulturgeschichtlich bemerkenswerten Darstellungen von türkischen Würdenträgern und Militärtypen, von volkstümlichen Gestalten aus dem Leben in der Türkei und in Griechenland. Eine interessante Darstellung bietet die Schiffsparade der österreichischen Division in der Bucht von Smyrna. Auch sind die Panoramen von Smyrna und Syra erwähnenswert, sowie die großen schönen Aquarellbilder von Athen mit der Akropolis, von den Propyläen und dem Parthenon und zahlreiche Volksszenen aus dem griechischen Leben. Von den Bildern der Inseln, welche auf der Rückfahrt berührt wurden, finden sich in trefflich ausgeführten Aquarellblättern Argos, Patras, Korfu, Lissa u. a. m. Die Ansichten der Stadt und des Hafens von Curzola, von Zara und von Triest beschließen diese bewunderungswürdig reiche Sammlung von Bildern, die fast ausschließlich dem Pinsel Thomas Enders entstammen.

Noch sei unter den Vertretern der Kleinmalerei der Blumenmaler Johann Knapp genannt, welcher durch seine fein und zierlich ausgeführten Alpenpflanzen das Interesse des Prinzen erweckte und seine mächtigen großen Blumenbilder: Rosen, Hyazinthen und exotische Blumen für diesen malte; später wurde Knapp auch mit der Aufgabe betraut, eine ganze Flora alpina zu malen, eine Zahl von mehr als 300 Alpengewächsen, die der auch als trefflicher Botaniker bekannte Fürst selbst gesammelt hatte. Knapp ist der Maler des merkwürdigen, unter der Bezeichnung „Jacquins Denkmal" bekannten Bildes, das im Jahre 1822 in Wien großes Aufsehen machte und mehr als hundert Exemplare der Flora aus allen Weltgegenden, die Jacquin so genau kannte, in prächtiger Zusammenstellung vereinigt enthielt.

Es bleibt noch übrig, der Beziehungen Ludwig Ferdinand Schnorrs von Karolsfeld zum Erzherzog

Johann zu erwähnen, der im Jahre 1818 durch sein berühmtes Gemälde des Faust, dem Mephisto erscheint, durch ganz Deutschland hin Aufmerksamkeit erregte. Obgleich Schnorr kein Österreicher von Geburt — er war im Jahre 1789 zu Leipzig geboren — kann er doch wie Gauermann den Künstlern Österreichs mit Fug und Recht beigezählt werden. Ein Meisterwerk der Historienmalerei von ihm, die Österreicher und Tiroler an der Mühlbacher Klause unter General Chasteler darstellend, gefiel auch dem Erzherzog Johann ausnehmend. Der Künstler folgte nach dem Tode des Malers Karl Ruß diesem im Amte als Kustos der k. k. Belvedere-Galerie. Vorher aber erfreute er sich von seiten der Erzherzoge Franz Karl und Johann verschiedener Aufträge, die insbesondere auch wieder zur Hebung des vaterländischen Sinnes die Darstellung merkwürdiger Momente aus der Geschichte Österreichs betrafen. Im Jahre 1818 erkaufte Erzherzog Johann den obenerwähnten Brandhof im Aflenztale der Steiermark, eine Alpenwirtschaft nahe dem gewaltigen Gebirgsriesen des Hochschwab. Hier gründete sich der Fürst einen lieblichen Aufenthaltsort, den auch die Kunst verherrlichen sollte, indem das Wohngebäude, die Kapelle und andere Gebäudeobjekte der ganzen Wirtschaft jene künstlerische Ausschmückung erhielten, welche heute noch besteht und bewundert wird. Die künstlerische Durchführung der betreffenden Arbeiten wurde Schnorr allein anvertraut. Er entwarf nach den Angaben des Prinzen die figuralischen Verzierungen in Saal und Kapelle, zumeist berieten beide zusammen die Entwürfe; bis auf die kleinsten Einzelheiten (Sakramenthäuschen, Monstranze in der Kapelle) ist fast alles hier Schnorrs Idee und Erfindung, auch einige Bilder des Malers zieren den Brandhof, der in seiner jetzigen Gestalt im Jahre 1828 zuerst geschmückt erschien.

Namentlich ist hier der zwei Bilder zu gedenken, welche mit der Bezeichnung „Der edelste Schütze“ den Kaiser Maxi-

milian I. und mit der Aufschrift „Der getreueste Schütze“ den Tiroler Helden Andreas Hofer darstellen. Diese Gemälde haben dem Dichter Johann Gabriel Seidl den Vorwurf zu einem warm empfundenen auch den Erzherzog Johann preisenden Gedichte geboten, welches, da es unverdient ziemlich vergessen und auch in den Ausgaben der Werke Seidls nicht aufgenommen worden ist, hier zum Abdrucke gelangen möge. Es ist im Jahre 1830 entstanden und lautet unter dem Titel:

Die drei Schützen.

Zu Brandhof im Stübchen des Prinzen
Johann von Österreich,
Da hangen zwei schöne Bilder,
Sehn wackern Männern gleich.

Der eine mit ernster Stirne,
Im Auge der Hoheit Blitz;
Darunter steht zu lesen
Gar kurz: „Der edelste Schütz“.

Der andre mit großem Barte,
Das Auge der Frommheit Sitz;
Darunter steht zu lesen
Gar kurz: „Der getreueste Schütz“.

Von diesen beiden Schützen,
Wer war der edle wohl? —
Das war Herr Max, der Kaiser,
Der Schütz im Land Tirol.

Er trug eine Kron' auf dem Haupte,
Ein Heldenschwert in der Hand,
Er trug aber auch im Herzen
Sein liebes Volk und Land.

Von diesen beiden Schützen
Wer war der getreue wohl? —
Das war Andreas Hofer,
Der Sandwirt aus Tirol.

Er trug einen Bauernkittel,
Er trug eine Büchs' in der Hand,
Er schrieb den fremden Gästen
Die Zeche mit Blut an die Wand.

Das sind die beiden Schützen
Zu Brandhof dort im Bild;
Darunter steht ein Dritter
Mit Augen ernst doch mild.

Der trägt einen Rock von Loden,
Der trägt einen Jägerhut,
Ein Fürstenhut und Mantel
Ließ' ihm nicht minder gut.

Der Schütz ist edel durch Ahnen,
Ist edel durch eigne Tat,
Ist edel durch frommes Wollen,
Ist edel durch weisen Rat.

Doch ist auch der edle Schütze
Getreu seinem Gotte dabei,
Getreu seinem Kaiser und Lande,
Seinen lieben Alpen getreu.

Wer ist wohl der edelste Schütze,
Der auch der getreuste zugleich?
Das ist der Prinz im Brandhof
Johann von Österreich.

Ein auch historisch bemerkenswertes Ölgemälde L. F. Schnorrs, das für den Erzherzog 1839 gemalt wurde, stellt die Taufe

seines Sohnes Franz dar, welcher später den Titel eines Grafen von Meran erhielt und ebenfalls so hohe Verehrung zumal in den Ländern der österreichischen Alpen genoß. Wir finden auf dem Bilde die bei der Taufe anwesenden Persönlichkeiten porträtgetreu dargestellt, so den Erzherzog Johann selbst, den als Paten fungierenden Erzherzog Ludwig, den Grafen Morzin, des Erzherzogs getreuen Sekretär Zahlbruckner und viele andere Personen. Ganz ausgezeichnet sind die noch erhaltenen getuschten Bleistift-Skizzen der Figuren auf einzelnen Blättern, welche der Künstler zunächst entworfen hat. — Von besonderem Interesse erscheint auch das Bild der Totenmaske des Dichters Zacharias Werner, welches Schnorr ebenfalls für den Fürsten gezeichnet.

Mancher Künstler Namen wären noch zu nennen, die über Anregung des kunstliebenden Fürsten in seinem Sinne teils für ihn und seine Sammlungen Gemälde ausführten, teils für das Institut, welches er, der Förderer jedes geistigen Strebens, im Jahre 1811 so großmütig im Joanneum zu Graz begründet; Peter Ferdinand Heinrich Kniep, Reinhold, Scheffer, Molitor traten mit ihm in Verbindung und bereicherten des Prinzen Gemäldesammlung mit manchem schönen Stücke.

Von dem ausgezeichneten Historienmaler Joh. N. Geiger finden sich zwei fein ausgeführte, lithographierte und künstlerisch kolorierte Blätter, welche als Titelblätter jener Volkslieder-sammlung aus Steiermark hätten dienen sollen, die Erzherzog Johann geplant und für die er Texte und Melodien lange gesammelt hatte. Diese Blätter zeigen in Art von Rand-zeichnungen prächtige Gestalten und Szenen aus dem steirischen Volksleben, Jäger, Holzknechte, hübsche Alpendirndln und andere charakteristische Figuren in reizender Darstellung. Nicht unerwähnt bleiben darf auch das sprechend ähnliche Aquarell-porträt des berühmten Mineralogen Mohs, das Kriehuber für den Prinzen gemalt hat, welcher den Gelehrten an das Joanneum in Graz als Professor berufen, sowie Johann Enders

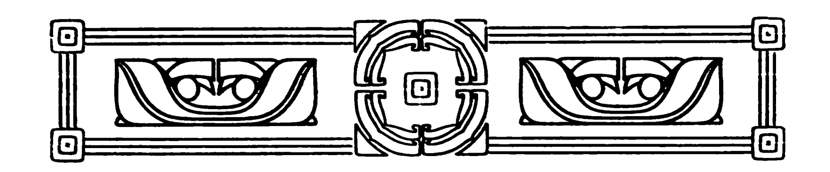
Aquarellbild des Kaisers Franz auf dem Totenbette aus dem Jahre 1835, das gleichfalls über Auftrag des Erzherzogs entstand.

Es war ein emsiges Regen und Schaffen in der damaligen Wiener Kunstwelt, und an der Spitze einer Zahl von Edlen, welche dieses Schaffen zu fördern und ihm eine bestimmte Richtung zu geben beschlossen hatten, stand der in des Wortes bester Bedeutung volkstümliche Prinz aus Habsburgs Stamme, er selbst war es, welcher der Kunst in Wien eine ganz eigentümliche Wendung gegeben, welcher auf die naheliegenden Schönheiten des eigenen herrlichen Vaterlandes die Blicke lenkte, welcher auf die große Vergangenheit des heimischen Reiches hinwies als die unerschöpfliche herrliche Quelle der darstellenden Kunst. Er war es, der Pinsel und Stift allüberall wirklich in Bewegung setzte und jene neue Kunstrichtung begründete, die freilich heute, nachdem das Neue wieder das Ältere verdrängt hat, nur wenig mehr gewürdigt und bekannt ist, mit Unrecht, denn das Neue fußt auf dem Alten und auch die heutige Zeit sollte die Kunstschöpfungen jener halbvergangenen Tage, welche dem modernen Schaffen den Boden geebnet, nicht über die Achsel ansehen.

Erzherzog Johann hat am 11. Mai des Jahres 1859 die milden Augen für immer geschlossen. In wie vielen Richtungen sein reger, unermüdlicher Geist gewirkt, das zeigen die von ihm geschaffenen unvergänglichen Werke, und nicht zu den letzten derselben gehört sein wichtiger Einfluß auf das Entstehen der Kunstgebilde. Der Dichter Johann Graf Majláth besang im Jahre 1829 in einem schönen Gedichte den Brandhof; wie hatte er Recht, als er die begeisterten Zeilen niederschrieb:

Den Brandhof hat dies Haus man benannt gar klug und gut,
Denn wenn der Herr versenkt einst in der Kapelle ruht
Ist nicht der Brand erloschen, fort lodert noch der Geist,
Den jetzt des Brandhofs Leuchten weithin erstehen heißt.





Karl Schröckinger: ein vergessener Dichter der Steiermark.

An der Nordseite der uralten Kirche des deutschen Ordens: St. Kunigund am Leech in Graz, welche schon Rudolf von Habsburg betreten haben soll, befindet sich neben anderen Gedenksteinen eine Erinnerungstafel aus heimischem Eisen, die eine goldene Leier mit zerrissener Saite und darunter die Inschrift zeigt: „Manibus Caroli Schröckinger, juvenis candida virtute lyraque inter Styros clari sodales Lycei Graecensis. MDCCCXIX. Viennae obiit annos natus XXI. — Blatt und Samen wird zerstreuet — Und die Blüten fallen ab, — Doch sie lächeln bald erneuet — Aus dem grünen Hoffnungsgrab. Schröckinger.“ Diese Tafel, welche die Studiengenossen ihrem jugendlichen Kollegen Schröckinger auf Veranlassung des damals am Grazer Lyzeum wirkenden Historikers Professors Franz Schneller pietätvoll gesetzt haben, erinnert an ein junges Dichtertalent, das berufen gewesen wäre, auf dem Gebiete der Poesie Bedeutendes zu schaffen, wenn nicht ein allzu früher Tod in der herrlichsten Blüte der Jahre alle auf dasselbe gesetzten Hoffnungen zunichte gemacht hätte.

Karl Schröckinger, am 16. November 1798 zu Graz geboren, erweckte schon von 1807 an im Grazer Gymnasium durch seine in Versen ausgearbeiteten Aufgaben die Aufmerksamkeit der Lehrer und Kollegen. Im Herbste 1813 begann er die damals sogenannten philosophischen Studien, welche zu jener Zeit in Österreich den Übergang zum eigentlichen Hochschulenstudium bildeten, und erwarb sich bald und für immer die aufmunternde Gunst des erwähnten Professors der Geschichte Julius Franz Schneller, eines durch die Freimütigkeit seiner Vorträge und die Lebhaftigkeit seines ganzen Wesens allgemein beliebten Jugendfreundes, welcher selbst als Dichter aufgetreten war. Schröckinger widmete sich unter der Anleitung des feingebildeten Professors Justus Zedler mit Eifer dem Studium der alten Klassiker, insbesondere der Griechen, und machte sich allmählig auch mit der italienischen, französischen, englischen und spanischen Sprache und Literatur vertraut. Auf diese Weise war er seinen Lehrern und Jugendgefährten schon früh als ein reich befähigter und strebsamer Jüngling bekannt.

Kaum 18 Jahre alt, veröffentlichte Schröckinger in Zeitschriften und Almanachen Gedichte und Erzählungen, ja verfaßte sogar eine Reihe von Dramen, die auf dem Theater zu Graz beifällig aufgenommen wurden. Namentlich die Vorliebe für das Theater bewog den jungen, talentvollen Dichter, die Rechtsstudien, zu denen er sich entschlossen und die er in Graz begonnen, mit Einwilligung des Vaters in Wien fortzusetzen, wo er eine Zahl vollendeter und, wie erwähnt, sogar schon aufgeführter Werke auf die Bühne der Residenz zu bringen hoffte. Als er im Herbste 1817 zu Graz das Studium der Rechte begann, bezog der Jüngling ein bescheidenes Dachkämmerchen in dem Hause seines Vaters, welches dieser nebst einem Garten in der jetzigen Naglergasse besaß und mit seiner Familie bewohnte. In diesem durch seine damals noch ganz ländliche Umgebung freundlich gelegenen Poetenstübchen entstanden wohl die meisten

seiner insbesondere dramatischen Dichtungen, deren weiter hier gedacht ist. In den letzten Jahren pflegte er die Ferien in Göß nächst Leoben zu verbringen, wo eine Schwester der zweiten Gattin seines Vaters ihren Wohnsitz hatte und die liebenswürdige Tochter des Hauses im Herzen des gefühlvollen Poeten eine zärtliche Neigung erregt zu haben scheint. Als er im November 1819 in Wien seine Studien weiterführte, war es ihm schon gelungen, mit J. Schickh, dem Herausgeber der so viele Jahre als hervorragendstes belletristisches Organ Österreichs geltenden „Wiener Zeitschrift“, mit dem Eigentümer der „Theater-Zeitung“, A. Bäuerle, als Mitarbeiter dieser Zeitschriften in Verbindung zu treten und die Aufmerksamkeit der weiteren Kreise sowie bedeutender Männer auf literarischem Gebiete in Wien, wie Chr. Kuffner, Castelli, Anton (später Graf) von Prokesch-Osten und anderer auf sich zu lenken. Leider sollte dem strebsamen Leben bald ein trauriges Ende bereitet sein, denn schon kurze Zeit darauf befiel den Jüngling ein Brustleiden, dem er am 23. Dezember 1819 erlag. Unter den Freunden, welche dem Sarge des so früh Entschlafenen auf dem Währinger Friedhof folgten, befand sich auch der berühmte Liederkomponist Franz Schubert.

Schröckinger hat, wie erwähnt, eine Zahl von Dramen geschaffen und zahlreiche Gedichte veröffentlicht, welche nebst einigen Erzählungen, die schon zwischen 1817 und 1819 erschienen sind, in den genannten Wiener Journalen, in Hormayrs „Archiv für Geschichte“, in den Provinzialzeitschriften: „Hesperus“ (Prag), „Carinthia“ (Klagenfurt) und „Der Aufmerksame“ (Graz) abgedruckt wurden. Namentlich das letztgenannte Blatt seiner Heimat widmete dem jungen Poeten besondere Beachtung. Es hatte schon 1816, als das erste dramatische Gedicht: „Alix Gräfin von Toulouse“ auf der Grazer Bühne (anonym) zur Aufführung gelangt war, das Stück eingehend besprochen, wenn auch wegen des darin hervortretenden

Religions-Fanatismus scharf angegriffen, aber die schöne und blühende Diktion hervorgehoben. Ähnliche Beachtung fanden auch die später in Graz dargestellten Schauspiele: „Gilles, Prinz von Bretagne“ (1817) und „Der Hirtenknabe“ (1819). Vor allem merkwürdig aber ist das Trauerspiel „Der Fluch“, kurz vor des Dichters Tode 1819 auf dem Theater in Graz gegeben, ein Stück, das offenbar der Dichter unter dem Eindrucke von Grillparzers „Ahnfrau“ verfaßt hat, sogar das Versmaß der vierfüßigen Trochäen ist dabei verwendet. Eine Anhäufung von gräßlichen Szenen und die ganze schreckliche Handlung hindern es nicht, in dem Verfasser dieser „Schicksalstragödie“ ein ungewöhnliches Talent walten zu sehen. Außer diesen Stücken schrieb er noch „Propertia Rossi. Ein Drama in zwei Akten“, ferner „Der Liebe Kampf und Sieg, oder Sängerliebe. Ein romantisches Schauspiel in fünf Akten“ und das fünfaktige historische Trauerspiel „Der Fall des Hauses Hohenstaufen“.

Alle Dramen Schröckingers behandeln, soweit man dies heute beurteilen kann, mehr oder weniger düstere Stoffe, und es ist begreiflich, daß allen die geringe dramatische Technik des jugendlichen Verfassers anhaftet. Keines der Stücke ist gedruckt, und die Theatermanuskripte dürften zumeist beim großen Brande des Grazer Schauspielhauses im Jahre 1823 vernichtet worden sein. Wenn man aber bedenkt, daß eine Reihe von Dramen eines Autors, von seinem 18. bis zu seinem 21. Jahre, die Feuerprobe der Darstellung durchgemacht und, wie dies der Fall war, das Publikum ergriffen hatte, so dürfte der Beweis erbracht sein, daß man es hier nicht mit einem Durchschnittstalente zu tun hat und daß Reifes und Bedeutendes von diesem zu erwarten gewesen wäre, hätte nicht der frühe Tod des Begabten allem ein Ende gemacht.

Und welche Begabung Schröckinger eigen war, erweisen seine in den erwähnten Zeitschriften abgedruckten Gedichte. Ein

seiner insbesondere dramatischen Dichtungen, deren weiter hier gedacht ist. In den letzten Jahren pflegte er die Ferien in Göß nächst Leoben zu verbringen, wo eine Schwester der zweiten Gattin seines Vaters ihren Wohnsitz hatte und die liebenswürdige Tochter des Hauses im Herzen des gefühlvollen Poeten eine zärtliche Neigung erregt zu haben scheint. Als er im November 1819 in Wien seine Studien weiterführte, war es ihm schon gelungen, mit J. Schickh, dem Herausgeber der so viele Jahre als hervorragendstes belletristisches Organ Österreichs geltenden „Wiener Zeitschrift", mit dem Eigentümer der „Theater-Zeitung", A. Bäuerle, als Mitarbeiter dieser Zeitschriften in Verbindung zu treten und die Aufmerksamkeit der weiteren Kreise sowie bedeutender Männer auf literarischem Gebiete in Wien, wie Chr. Kuffner, Castelli, Anton (später Graf) von Prokesch-Osten und anderer auf sich zu lenken. Leider sollte dem strebsamen Leben bald ein trauriges Ende bereitet sein, denn schon kurze Zeit darauf befiel den Jüngling ein Brustleiden, dem er am 23. Dezember 1819 erlag. Unter den Freunden, welche dem Sarge des so früh Entschlafenen auf dem Währinger Friedhof folgten, befand sich auch der berühmte Liederkomponist Franz Schubert.

Schröckinger hat, wie erwähnt, eine Zahl von Dramen geschaffen und zahlreiche Gedichte veröffentlicht, welche nebst einigen Erzählungen, die schon zwischen 1817 und 1819 erschienen sind, in den genannten Wiener Journalen, in Hormayrs „Archiv für Geschichte", in den Provinzialzeitschriften: „Hesperus" (Prag), „Carinthia" (Klagenfurt) und „Der Aufmerksame" (Graz) abgedruckt wurden. Namentlich das letztgenannte Blatt seiner Heimat widmete dem jungen Poeten besondere Beachtung. Es hatte schon 1816, als das erste dramatische Gedicht: „Alix Gräfin von Toulouse" auf der Grazer Bühne (anonym) zur Aufführung gelangt war, das Stück eingehend besprochen, wenn auch wegen des darin hervortretenden

Religions-Fanatismus scharf angegriffen, aber die schöne und blühende Diktion hervorgehoben. Ähnliche Beachtung fanden auch die später in Graz dargestellten Schauspiele: „Gilles, Prinz von Bretagne“ (1817) und „Der Hirtenknabe“ (1819). Vor allem merkwürdig aber ist das Trauerspiel „Der Fluch“, kurz vor des Dichters Tode 1819 auf dem Theater in Graz gegeben, ein Stück, das offenbar der Dichter unter dem Eindrucke von Grillparzers „Ahnfrau“ verfaßt hat, sogar das Versmaß der vierfüßigen Trochäen ist dabei verwendet. Eine Anhäufung von gräßlichen Szenen und die ganze schreckliche Handlung hindern es nicht, in dem Verfasser dieser „Schicksalstragödie“ ein ungewöhnliches Talent walten zu sehen. Außer diesen Stücken schrieb er noch „Propertia Rossi. Ein Drama in zwei Akten“, ferner „Der Liebe Kampf und Sieg, oder Sängerliebe. Ein romantisches Schauspiel in fünf Akten“ und das fünfaktige historische Trauerspiel „Der Fall des Hauses Hohenstaufen“.

Alle Dramen Schröckingers behandeln, soweit man dies heute beurteilen kann, mehr oder weniger düstere Stoffe, und es ist begreiflich, daß allen die geringe dramatische Technik des jugendlichen Verfassers anhaftet. Keines der Stücke ist gedruckt, und die Theatermanuskripte dürften zumeist beim großen Brande des Grazer Schauspielhauses im Jahre 1823 vernichtet worden sein. Wenn man aber bedenkt, daß eine Reihe von Dramen eines Autors, von seinem 18. bis zu seinem 21. Jahre, die Feuerprobe der Darstellung durchgemacht und, wie dies der Fall war, das Publikum ergriffen hatte, so dürfte der Beweis erbracht sein, daß man es hier nicht mit einem Durchschnittstalente zu tun hat und daß Reifes und Bedeutendes von diesem zu erwarten gewesen wäre, hätte nicht der frühe Tod des Begabten allem ein Ende gemacht.

Und welche Begabung Schröckinger eigen war, erweisen seine in den erwähnten Zeitschriften abgedruckten Gedichte. Ein

Jugendgenosse des Poeten, der selbst als Dichter in Österreich eines so hervorragenden Namens sich erfreuende Karl Gottfried Ritter von Leitner, hatte beabsichtigt, diese Gedichte in einer Auswahl herauszugeben und bereits die Zusammenstellung im Manuskripte fertiggestellt. Leitner ist es, der in seinem ungedruckten, viele Jahrzehnte später abgefaßten Vorberichte zu der projektierten Ausgabe, dem auch einige Daten aus dessen Grazer Leben in dieser Darstellung entnommen sind, uns das Porträt des jugendlichen Poeten, da er noch in Graz studierte, entwirft: „Vor Jahren konnte man in den Straßen von Graz einen schlanken jungen Mann bemerken, welcher, den etwas aus der Stirn gerückten Hut auf eine Fülle bräunlich-blonder Locken gestülpt und in der rechten Hand einen knotigen Studentenstock führend, mit leichtem, den Körper sacht wiegendem Gange einherschlenderte und dabei, während ein stilles Lächeln um die feinen, sanft geschwellten Lippen schwebte, mit den hellblauen Augen sinnig vor sich hinsah. Auch die Leute, welche an ihm vorübergingen, wendeten ihm die Blicke mit freundlichem Wohlwollen zu und nicht selten auch nach, und mancher, dem etwa ein Bekannter zur Seite schritt, flüsterte diesem halblaut zu: Das ist der junge Dichter Karl Schröckinger.“

Da Schröckingers Dichtungen, wie erwähnt, zerstreut gedruckt, in der handschriftlichen Auswahl aber sogar die besten derselben gesammelt vorliegen, ist es leicht, über die poetische Anlage des Jünglings sich ein Urteil zu bilden. Dieses Urteil kann aber nur ein günstiges sein. Selbstverständlich muß hierbei vieles Unreife und etwa in der Form noch nicht Vollkommene der Jugend des Verfassers zugute gehalten werden. Vor allem ist zu beobachten, daß der Dichter in seinen Versen die eifrige Lektüre Schillers und etwa Körners verrät, daß er allerdings in Liedern neben edlen Gedanken meist wehmütige düstere Stimmung zeigt, daß er aber kraftvoll und volltönig die Ballade und Romanze beherrscht, auch hierin seinem großen

Vorbilde Schiller oft sogar in der Wahl des Versmaßes folgend, dabei aber heimische geschichtliche Stoffe bevorzugend. Was die eigentlichen lyrischen Stücke betrifft, so geht der Dichter übrigens auch seinen eigenen Weg. Aus dem Jahre 1817 liegt das nachstehende Gedicht vor:

Der Blumenstrauß.

'S ist doch ein wunderbares Ding
Um einen Blumenstrauß,
Er schmückt den Tausch vom Hochzeitsring,
Er folgt ins Grab hinaus.

Und wo wir wandeln, wo wir gehn,
Lacht seiner Blumen Glanz,
Die bei der Trauerfeier wehn
Und bei dem Freudentanz.

Was winket aus den Kerzen hell?
Es ist ein Blumenstrauß.
Ein Kindlein wird mit heil'gem Quell
Getauft im Gotteshaus.

Was späht die Jungfrau auf der Flur,
Den schlanken Leib gebückt?
Sie suchet nach der Blumen Spur,
Die sie dem Liebsten pflückt.

Der scheidet, ach, in fernes Land,
Ihn treibt das rasche Blut,
Sie heftet mit der weißen Hand
Den Strauß an seinen Hut.

„Von treuer Hand ein klein Geschenk
Kann Liebe nicht verschmähn,
Sei der Verlaßnen eingedenk,
Wirst du ihn welken sehn.“

Dort kehrt der Krieger aus dem Streit
In süßer Friedenslust
Und preßt mit stolzer Männlichkeit
Das Liebchen an die Brust.

Und einen Strauß mit goldnem Band
Reicht er beim Gruß ihr dar.
Bald wandeln sie wohl Hand in Hand
Zum heil'gen Traualtar.

Doch dient nicht in der Freude Sold
Der Blumenstrauß allein,
Dem Weinenden auch lindert hold
Als Freund er dessen Pein.

Was tönt der Glocke ernster Klang
Zum Himmel laut empor?
Ein Sünder auf dem letzten Gang
Tritt aus dem Turm hervor.

Die schweren Ketten an der Hand
Tritt zagend er hinaus
Und senkt die Blicke unverwandt
Auf seinen Blumenstrauß.

Die Blümlein, naß vom Tränentau,
Wehn ihm ins Herz hinein:
„Sei nur getrost, auf schöner Au
Pflückst du die Schwesterlein." —

Drum ist's ein wunderbares Ding
Um einen Blumstrauß,
Er schmückt den Tausch vom Hochzeitsring,
Er folgt ins Grab hinaus.

In sinniger Weise preist der Dichter im „Frauenlob" die Wirkung der Frauenmilde auf das rauhere Gemüt des Mannes und das stille Walten des weiblichen Wesens am Krankenbette: „Ein milder Sinn, ein fromm' Gemüt ist eine schöne Zier"

Drum lob' ich mir und liebe, traun,
Mehr als ein Königreich
Der Mädchen Weise und der Fraun
So minniglich und weich;
Oft üben sie mit stiller Kraft,
Was keines Mannes Trotz erschafft.

Wie oft der Mann in rauher Sitt'
Die Stirn in Falten legt,
Sein starker Fuß in Staub zertritt,
Was ihre Hand gepflegt.
Die Frau trägts still, sie seufzt und weint,
Die willig doch und froh erscheint.

Das nachstehende innige Lied des Dichters ist im Jahre 1819 entstanden:

Das Lied vom Herzen.

Dem Menschen gibt ein treulich Ding
Durchs Leben das Geleit,
Gar klein ist's oft und gar gering,
Und oft so groß und weit.

Es spricht zu dir so sanft und fein
Den ganzen lieben Tag,
Und meldet sich, bist du allein,
Mit seinem leisen Schlag.

Bald pocht es mächtig und bald schwach
Die Nachbarkammern an,
Und richtet seinen Gruß darnach,
Wie dir die Welt getan.

Oft schwillt es hoch vor sel'ger Lust
In heißem Liebesdrang,
Noch öfter preßt es in die Brust
Kaum hörbar kalten Zwang.

Und fühlt's ein Pochen irgendwo
Dem seinigen verwandt,
So drängt sich's an den Busen froh,
Wo's einen Bruder fand.

Und hat der Schlaf im ganzen Leib
Die Lichter ausgetan,
So wacht es und zum Zeitvertreib
Klopft's an die Wände an.

Bricht ihm der Tod die Händchen ab,
Daß es nicht klopfen mag,
Dann geht es mit dem Freund zu Grab,
An dessen Brust es lag. —

Und weil sich's gar so treu bewährt
In Freude und in Schmerz,
So nennt man, was man liebt und ehrt,
Ein liebes gutes Herz.

In ähnlicher, das Gemüt ergreifender Weise besingt der Poet:

Die Träne.

Du süßer Trost im Leben,
O Träne, sonnenklar,
Bist uns zum Pfand gegeben,
Das uns die Huld gebar.

Im Hellen und im Dunkeln
Erstrahlt dein reiner Tau,
Wie dort die Kelche funkeln
Im Morgenschmuck der Au.

Du blinkst beim Mondgeflimmer,
Wo Sarggebilde stehn,
Und in dem trauten Zimmer
Beim frohen Wiedersehn.

Es tritt jedwedem Herzen
Ein andres gerne nah,
Wenn es den fremden Schmerzen
Dich leise zittern sah.

Wenn in zwei jungen Wesen
Sich gleiches Selbst erkannt,
Ist es in dir zu lesen,
Hast du's zuerst genannt.

Und wandert gar ein Lieber
Hinaus im engen Schrein,
Glänzt eine Perle drüber
Und fällt als Schmuck hinein.

So trittst du, Wundertropfen,
Aus dem kryſtall'nen Haus,
Wenn dran die Pulse klopfen
Stets treu, ein Freund, heraus.

Bist ein Geschenk der Güte,
Das mit dem Menschen geht,
Bis es als Tau der Blüte
Auf seinem Grabe steht.

Des Dichters elegische Stimmung, vielleicht auch durch die Lektüre Höltys gefördert, macht sich auf solche Weise in manchen seiner Poesien geltend, namentlich auch in dem schon 1818 entstandenen Gedichte Erfahrung, aus dem nur die Strophe hier angeführt sei:

Mit off'ner Hand trat ich der Welt entgegen,
Die höhnisch lächelnd mir die Liebe bot.
Ach, spärlich nur auf meinen Pilgerwegen
Ergoß sein Licht der Freundschaft Morgenrot.
Oft, wo ich hin das müde Haupt wollt legen,
Fand ich die Brust dem höhern Leben tot,
Vom Glauben an die schöne Welt verlassen,
Irr' ich umher auf freudenlosen Straßen.

In dem Gedichte: „Die Träume“ (welchem die Strophe auf Schröckingers erwähnter Gedenktafel entnommen ist) ruft der Dichter aus:

Klage nicht um deinen Frieden,
Ach, der blühet anderswo,
Und es wird das Herz hienieden
Nur auf Augenblicke froh!

Klage nicht, wenn du begraben,
Die die Seele nie vergißt,
Denn du wirst sie wieder haben
Über eine kurze Frist!

Und die Ermahnung an den Menschen, um nichts zu klagen, was er sich vergebens geträumt, schließt er mit dem ernsten Zurufe:

Für der Menschheit Glück zu walten,
Großes tun im kleinen Raum,
Ist dir immer aufbehalten —
Und das ist der schönste Traum.

Wie weihevoll begeistert der Poet dramatischer Kunst gegenübersteht, erweist eine Zahl von Sonetten an die berühmte Tragödin Sophie Schröder in ihren Hauptrollen, namentlich auch als Medea und Sappho, ernste Betrachtungen drängen sich ihm auf in den heimischen Ruinen von Pfannberg und Rabenstein, „wo längst erlosch der alte Herrenstamm“. Patriotisch kräftige Töne schlägt der Begeisterte an in „Körners Schatten“. Wohl auf die unmittelbare Einwirkung Schillers zurückzuführen ist das Gedicht: „Freude und Schmerz“, welches lautet:

Es nahen zwei Wesen hier ab und zu
Dem Menschen begegnend im Leben,
Wohl ihm, der da des Herzens beglückende Ruh'
Nicht ihrem Wechsel ergeben.
Denn wie sie kommen, so ziehen sie aus
Und haben kein Weilen im Erdenhaus.

Die Freude kommt mit dem blühenden Kranz,
Den duftenden reicht sie erhoben,
Doch schnell verschwindet ihr lustiger Tanz
Aus schwindenden Strahlen gewoben,
Wie des Irrlichts Blick in der Nacht Bereich,
So flattert sie auf und erlischt zugleich.

Nur wer die Liebe ihr zugesellt
Im leuchtenden Sternengewande,
Den schlägt nicht ganz die erbärmliche Welt
In Geist erdrückende Bande.
Wer der Freude die Liebe hat angetraut
Hat unvergänglich sein Glück erbaut.

Der Schmerz mit dem dornenumwundenen Stab
Sucht stachelnd dein Herz zu berühren,
Das Liebste dir schließt er ins stumme Grab
In nie geöffnete Türen.
Was bleibt dir dann in der schrecklichen Zeit,
Wenn laut die Verzweiflung zum Himmel schreit.

Der Glaube dann labt dich, der freundliche Gast
Mit dem Schmerzen lindernden Tranke,
Und wie du ihn siehst, seinen Segen erfaßt,
Ergreift dich der Himmelsgedanke:
Manch Saatengefild entsproßte dem Blut
Und der ewige Wille macht alles gut.

D'rum halte vereint sie in frommer Brust,
Den Schmerz verkläre zum Glauben,
In Liebe verschmelze die irdische Lust;
Was können dann Stürme dir rauben?
Was ihnen weicht, ist der flüchtige Schein,
Das Heilige, Wahre in dir bleibt dein!

Bei dem Ausdrucke so ernster Betrachtung und Ermahnung in seinen Versen ist es kein Wunder, daß der Dichter sich selten dem heiteren Liebesgedichte zuwendet, wie man es bei seiner Jugend erwarten sollte. Nur zwei Lieder: „Mein Mädchen“ und „Ihr Busentuch“ sind etwa zu dieser Gattung zu zählen. Um auch diese Richtung des jugendlichen Poeten zu zeichnen, folgen diese Gedichte nachstehend:

Mein Mädchen.

Ein Mädchen hab' ich lieb und hold,
Hangt treu und fromm an mir,
Und bötest du mir Gut und Gold,
Ich nähm' es nicht dafür.

Der Rose gleich am Brautaltar
Ihr Köpfchen freundlich nickt,
Der Äuglein Stern mir hell und klar
Ins stille Leben blickt.

Wie Rosenschein mit Liebesmacht
Sich's um die Wange schlingt,
Und wenn sie kost und wenn sie lacht,
Ein Zauber mich durchdringt.

Die Lippe, ein Korallenkranz,
Die Zähne hell umwebt,
Wie Bergesschnee im Morgenglanz,
Die Brust sich wogend hebt.

Das Füßchen ist so nett und klein
In seidnen Glanz gepreßt,
Und fiels der Erd' zu lieben ein,
Bei Gott, sie hielt es fest.

Im Morgengold, im Abendglanz
Schwebt sie mir vor so mild,
Am Himmel der Gewölke Tanz
Webt mir ihr liebes Bild.

Zu ihr zieht mich das Sehnen hin,
Das fromm im Busen spricht;
So fröhlich wie ich jetzo bin,
War ich mein Leben nicht.

Drückt meine Hand den weichen Arm,
Hör ich der Stimme Wehn,
Wird mir so seltsam eng und warm,
Will ich vor Lust vergeh'n.

Ja, sieht sie mich nur freundlich an,
Mein ich, weiß wo zu sein,
Und gänzlich ist's um mich getan
Fällt's ihr zu lächeln ein.

Ihr Busentuch.

O Tüchlein, zarte Hülle
Der lebenswarmen Brust,
Ruhst an der stolzen Fülle,
Nicht deines Glücks bewußt.

Sie liebt dich, wie ich sehe,
Weil du so zart und fein,
Wer wird in solcher Nähe
Nicht fein und zärtlich sein.

Leg an die Lilienkreise
Nur fest und sanft dich hin
Und horch geheimer Weise,
Ob ich im Herzchen bin.

Du gelber Farbenbogen
Sollst eifernd um dich seh'n,
Und um ihr Herz gezogen
Für mich dort Wache stehn.

Und ehe dich sein Pochen
Für einen andern hebt,
Eh' hab' ich gramgebrochen
Gewiß selbst ausgelebt.

Die Mutter süßer Triebe,
Das milde Hoffnungs-Grün,
Den Trost verstoßner Liebe
Seh ich daneben blühn.

Die roten Farbenbreiten,
Die sich zum Gitter reih'n,
Was werden die bedeuten?
Soll's nicht die Liebe sein?

Der Minne zarte Blüten
Und ihren treuen Sinn
Mögt ihr mit Ernst behüten
Im Seidengitter drin.

Wollt Farben ihr bewahren
Die Kraft für mich allein;
Will ich, ihr sollt's erfahren
Dem Tüchlein dankbar sein.

Will's hüten treubeflissen
Weil's euch zum Schmucke trägt,
Bis man als letztes Kissen
In meinen Sarg es legt.

Wie sehr der Dichter dem Ideale anhing, das er sich von seiner künstlerischen Laufbahn versprach, möge das nachstehende sinnige Gedicht dartun, in dem er sein poetisches Fühlen und Hoffen niederlegt.

Des Künstlers Erdenglück.

Des wahren Künstlers Erdenglück
So wenig ist's gekannt,
Und doch hat es sein froher Blick
Der Welt so oft genannt.

Zwar liegt es nicht in Geld und Gut
Und prächtigem Gestein,
Ein frommes Herz, ein froher Mut
Muß seine Zierde sein.

Bewußtlos tritt er in die Welt,
Ein Kindlein nackt und arm,
Doch ist ein Gott ihm beigesellt,
Der schaukelt ihn im Arm.

Froh schaut er um im Erdenraum,
Der ihm nur Blumen bringt
Und hold sie in der Jugend Traum
Ihm um die Stirne schlingt.

Ihn sieht das Leben freud'ger an
Und schöner die Natur,
Ihm lebt der Sterne gold'ne Bahn,
Das Blümlein auf der Flur.

Das Baumes Rauschen spricht zu ihm,
Der Vöglein Waldgesang,
Des Wasserfalles Ungestüm
Am wilden Felsenhang.

Hoch oben schwebt ein Ziel ihm vor
Ob der Gestirne Lauf,
Den Schleier vor dem dunklen Tor,
Sein Ahnen hebt ihn auf.

Und was er schafft ist, was er spricht
Nicht falsch, nicht wandelbar;
Und scheint's auch jetzt ein Traumgesicht,
Getrost, es wird einst wahr.

Wohl greift es auch das Herz ihm an,
Als müßt' er stille stehn,
Wenn andre scheel auf seine Bahn
Und spöttisch niederseh'n.

Der Neider ruft ihm Hochmut nach,
Der Dümmling Schwärmerei,
Und sein Gefühl, stets reg' und wach,
Bleibt nicht von Kränkung frei.

Doch tritt ihm auch mit offner Hand
Entgegen ein Gemüt,
Das mit ihm lebt in seinem Land
Und seine Engel sieht.

Es ist ein Freund voll Mut und Kraft,
Der für ihn sorgt und wacht,
Und froh hat er ein Glück errafft,
Das jeden Sturm verlacht.

Ein Mädchen ist es, seelenrein,
Wie's hold sein Traum geschaut,
Das will treu waltend um ihn sein,
Ob auch der Himmel graut.

Das ist es, was sein froher Blick
So oft der Welt genannt,
Das ist sein Reichtum, ist sein Glück,
Doch Wenigen bekannt.

Als umfangreiches Stück macht Schröckingers ernste poetische Epistel: „Die Geschichte“, welche an Professor Schneller gerichtet erscheint, einen bedeutenden Eindruck durch philosophisch-historische Betrachtungen.

Ist damit ein, wenn auch nur knapper Überblick namentlich des Lyrikers Schröckinger geboten, so sei nun auch seiner epischen

Dichtungen im Gewande der Ballade oder Romanze gedacht. Schon der Umstand, daß sich der Dichter im Alter von kaum 18 Jahren dieser Art erzählender Dichtung zugewendet, die auf festerer Grundlage aufgebaut sein muß als das gewöhnliche lyrische Stimmungsbild, ist für das hervortretende Talent bemerkenswert. So hat er in „Szápárys Heldenrache“ ein Bild aus dem heimischen Kampfe gegen die Türken gezeichnet, das nicht nur wegen des edlen Motives, das sich der Poet gewählt, sondern auch wegen der lebendigen Schilderung des Kampflebens und der weiteren Vorgänge großer Beachtung wert ist und heute noch jeder Sammlung poetischer Erzählungen zur Zierde gereichen würde. Der Held Szápáry wird von den Türken gefangen, vom Pascha als Sklave behandelt &c., schließlich kommt der Pascha selbst in die Hände der siegenden Christen und dem befreiten Szápáry wird überlassen, dessen Los zu bestimmen. Der edle Held will dem Todfeinde die Freiheit schenken, dieser aber hat, solches nicht vorhersehend, schon Gift genommen. Die zweite Strophe des Gedichtes möge eine Probe der kräftigen Diktion geben: Szápáry stürmt mit den Seinen in den Heereshaufen der Türken und hofft zu siegen:

Doch wie ein brandend allmächtig Meer,
Mit Reitersmacht und mit Spießen,
Die Feinde schlingen sich um ihn her,
Ihm jeglichen Weg zu verschließen.
Er schwankt auf dem Gaule voll Schweiß und Blut,
Entrafft ist die Zierde dem stattlichen Hut —
Da stürzt er mit klaffenden Wunden
Und jubelnd wird er gebunden.

Eine Ballade, „Des Knappen Fahrt“, gemahnt an Bürgers „Lenore“, nur ist es hier des Mädchens Gespenst, das den reitenden Knappen auf dem Rosse zum Friedhofe führt. Das Märchen „Weibertreue“, in welchem der König ein

strahlendes Kleinod für jene Dame ausbietet, die nie „in Gedanken und Tat die heilige Treue verletzet hat“ und — keine findet, weist uns wieder lebendige und prächtige Bilder, z. B.:

Was zieht durch die Gassen so dicht geschart,
Wie Hochzeitsleute zum Tanze gepaart?
Die Ritter, die Herren in Stahl und Samt,
Von köstlichen Edelsteinen umflammt,
Und all die Dirnen sind und Frauen
In güldenem Glanz und Prunk zu schauen.

Mehr oder weniger sind es geschichtliche Stoffe, welche sich Schröckinger für seine Romanzen zum Vorwurfe wählt, so z. B. in dem Stücke: „Der Ring von Savoyen“, welcher eine Begebenheit aus der Belagerung Berns durch den Grafenbund schildert und die Liebe des Savoyer Grafen zur Berner Schultheisenstochter. Der Graf ist bereits vermählt und sein wertvoller Ring, den er der Maid zuwirft, verbleibt ihr, aber der Kämpfende fällt in der folgenden Schlacht und das Mädchen bringt den Ring zu seiner Bahre, an der die Gräfin gramgebeugt steht, und sinkt entseelt dabei nieder. „Die Ahnenprobe“ erzählt von dem Ritter, der vor der Königin von England seine nicht anerkannte Ahnenprobe dadurch besteht, daß er den hervorstürzenden, alle Anwesenden bedräuenden Löwen bezwingt und dadurch sein „adelig Blut“ erweist. In der Romanze: „Die Harfe“ wählt der junge Ritter unter den ihm vom Vater zur Wahl ausgesetzten drei Gaben zuerst die Harfe, sodann das Buch und zuletzt das Schwert, kehrt aber im Alter doch zur Harfe zurück, zu ihr, „die oft im Spiel der Saiten wundersam ihm Tröstung gab“, und die Harfe geleitet ihn fortan bis zum Tode. Ein schönes Bild edlen Verzeihens bietet das Gedicht „Herzog Albrecht“, welches von dem Priester erzählt, der den Herzog einen Sterbenden aufzusuchen bittet, welcher nach dem edlen Herrn begehrt. Dieser Sterbende,

den Herzog Albrecht besucht, erweist sich aber als jener Ritter, welcher des Herzogs Vater getötet, und nach dieser Kunde zieht Albrecht sein Schwert gegen den dem Tode Geweihten, der Priester aber mit dem Kreuze hält ihn auf:

Im Namen des Heilandes haltet!
O schaut empor zu dem herrlichen Ahn,
Nicht also hätte Rudolphus getan,
Und denkt an den Richter da oben,
Zu dem er den Blick erhoben.

Des Herzogs edler Sinn verzeiht dem sterbenden Manne, welchen bald darauf der Tod „irdischer Pein und Not“ entrückt.

Man ersieht aus mehreren der angeführten Dichtungen, daß der Dichter gern historische Vorwürfe aus der Vergangenheit Österreichs behandelt. Aber auch die Sage und die Geschichte seiner engeren Heimat Steiermark ist es, welche ihm manchen Stoff für seine poetische Erzählung liefert.

So hat er auch jene südsteirische Sage von den feindlichen Brüdern auf der Veste Reichenburg bearbeitet, welche hier als eine treffliche Behandlung des tragischen Vorganges vollständig wiedergegeben sei:

Die Reichenburger.

Es heult der Sturm durch das sausende Rohr
Und drängt das Gewitter zu Eile,
Die Sternlein lugen gar düster hervor,
Zerrinnend hebt sich der Nebel empor
Um die trotzende Felsensteile.

Von der himmelstützenden Burg herab
Erblinkt ein Licht in die Ferne,
Hinein in das traurige Wolkengrab
Und auf die schweigende Erde hinab,
Als wollt' es spotten der Sterne.

„Was schweigst du, Liebchen, so still und bang,
So blaß wie ein Marmorgebilde?
Siehst oben vielleicht du vom Felsenhang
Die Leuchte flackern im öden Gang,
Wo der Bruder mein hauset, der wilde?“

„Wohl war er nimmer mir zugetan,
Seitdem uns die Mutter geboren,
Er starrte im unglückseligen Wahn
Mit scheelen Blicken des Neid's mich an
Herab von den ragenden Toren.“

„Auch dich, mein Liebstes, hat er begehrt,
An eiserner Brust dich zu herzen,
Und drohte zu nehmen mir mit dem Schwert,
Was mehr als das eigene Leben mir wert,
Nicht feil für unendliche Schmerzen.“

„Doch ruhig, bald schützt uns das heimische Dach,
Dort unten am Hügel erbauet.
Ragt stolzer gleich oben sein finster Gemach,
Uns lispelt die Lieb' und die Treue wach,
Wenn oben der Neid ihn umgrauet.“

Und ehe der Ritter die Rede vollbracht,
Da regt es sich oben im Turme;
Ein flüchtiger Blitz flammt auf und es kracht
Von Berg zu Berg dahin durch die Nacht
Wie dröhnender Donner im Sturme.

„Herr Jesus! mein Bruder!“ ächzet der Herr
Und breitet die Hand auf die Wunde;
„Das war des Entsetzlichen Mordgewehr.
Leb wohl du Getreue! Bald bin ich nicht mehr.
Gottgnade der letzten Stunde!“

Laut jammernd kreischet die Maid empor:
„Weh mir, mein Geliebter erschlagen!“
Hoch quillt ihm das purpurne Blut hervor
Aus seiner Wunde aufklaffendem Tor,
Die bitteren Tod ihm getragen.

Und nieder vom Schloß der Mörder steigt
Die Braut für sich zu erraffen,
Wo über die kalte Leiche geneigt
Sie selbst schon im eisigen Tode schweigt,
Erscheint er in blitzenden Waffen.

Er schreitet hin, wo das Schreckliche lag,
Da donnert's vom Himmel hernieder,
Und Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag
Verwandelt die Nacht zum Höllentag,
Daß dem Frevler schlottern die Glieder.

Jetzt zuckt durch den Sinn ihm ein gräßliches Licht
Und Nebel die Augen bedecken,
Er stößt sich, um selbst zu halten Gericht,
Das Schwert in die Brust, draus ein Blutstrom bricht,
Das schweigende Paar zu beflecken. —

Hoch, wo der Reichenburg Türme steh'n
In der einsamen Schauerkapelle
Sind noch die Schädel der Brüder zu seh'n,
Die weg von einander das Antlitz dreh'n
Auf traurig umflüsterter Stelle.

Und wenn man die beiden also kehrt,
Daß sie grinsend entgegen sich glotzen,
So tobts in dem Kirchlein wie Schwert an Schwert,
Bis nieder der erste Tagstrahl fährt
Und sie neu gewendet sich trotzen.

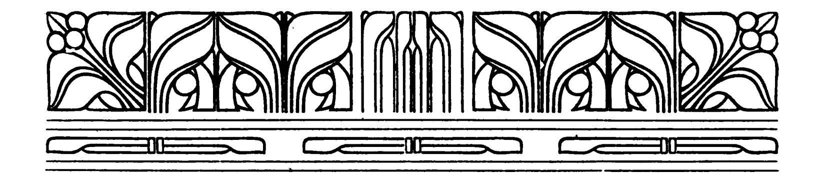
Ein mehr heiteres Bild führt die ebenfalls steirische Sage vom „Sack“ vor, welche den Kampf der beiden Ritter um die Tochter des Kaisers Max, Helene, erzählt, ein Kampf, der aber dadurch entschieden werden sollte, daß der eine den andern, ohne zu Waffen zu führen, in einen Sack zu stecken hatte, was schließlich dem steirischen Ritter Rauber gelang, wodurch ihm die Kaisertochter als Braut zuteil wurde:

Die Mär vom Sack geht von Mund zu Mund
Noch heute in Österreichs Gauen,
Des Ritters Bildnis noch bis zur Stund'
Im Steirerland ist zu schauen.

In der Tat besteht das Bildnis jenes Ritters aus dem Geschlechte derer von Rauber heute noch und befindet sich unter den historisch merkwürdigen Gemälden des Grazer Museums, und noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts trug ein Gebäude der Stadt den Namen des „Rauberhofes" in der heute darnach genannten „Raubergasse", an die längst ausgestorbene Adelsfamilie gemahnend.

Die vorstehenden Ausführungen über die poetische Tätigkeit Schröckingers dürften genügen, um die ungewöhnliche Veranlagung eines jugendlichen Talentes zu bekunden, dem es das Geschick nicht beschieden hatte, volle Reife zu erlangen und Hochbedeutendes zu schaffen. Was von ihm erhalten geblieben, läßt dies tief beklagen, und wenn die Auswahl der Gedichte, von welcher hier eine Zahl von Proben geboten worden ist, gedruckt würde, wäre sie heute noch am Platze, „schon im psychologischen Interesse, mehr noch im literargeschichtlichen", wie Goedeke in seinem „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung" (erste Auflage), 3. Bd. (1881) bemerkt, welcher daselbst dem steirischen Poeten ebenfalls ungewöhnliche Aufmerksamkeit zuteil werden ließ.





Friedrich Rückert und Joseph Freiherr von Hammer-Purgstall.

Es sind nun gegen 110 Jahre verflossen, seitdem Friedrich Rückert zu Schweinfurt geboren wurde. Kein zweiter deutscher Dichter hat die Sprache so beherrscht und künstlerisch gestaltet als Rückert, dessen Sonette und Ghaselen, dessen herrliche Liebeslieder und Kampfgesänge ebensolche Gewandtheit der Form als Tiefe und Innerlichkeit der Gedanken aufweisen, dessen Bearbeitungen der Makamen des Hariri, der Nal- und Damajanti-Sage, der Heldengeschichte von Rostem und Suhrab nach Firdusi den Gelehrten wie den sprachgewandten Poeten geradezu bewundern lassen. Ein so umfassendes gedankenreiches Lehrgedicht wie Rückerts „Weisheit des Brahmanen" hat weder die deutsche, noch eine andere der neueren Literaturen aufzuweisen, die Verbindung deutschen Wesens mit der Anschauung des indischen Brahmanen ist darin so vortrefflich verständnisvoll durchgeführt und zum dichterischen Ausdrucke gebracht, daß heute noch Einzelstücke aus diesem großartigen Werke selbst der Jugend vorgelegt werden können und tatsächlich in keinem Lesebuche für Mittelschulen fehlen. Was soll man sagen, wenn von den vielen hundert anderen lyrischen und erzählenden Gedichten dieses



Josef von Hammer(-Purgstall)s Porträt. Reproduktion eines Stiches von Benedetti nach dem von Th. Lawrence um 1818 aufgenommenen Originale.

seltenen Geistes, der die schwierigsten Formen spielend beherrschte, von der ganzen Literatur an Bearbeitungen und Übersetzungen aus dem Persischen, Chinesischen, Arabischen und aus anderen Sprachen des Orients, durch welche Rückert selbst dem weiteren Leserkreise die Schönheiten morgenländischer Poesie naherückte.

Dieser merkwürdige Poet und Gelehrte aber erhielt die eigentliche Anregung für das Betreten des orientalischen Gebietes und seine darauf eingeschlagene Richtung durch einen Österreicher. Es war dies der berühmte Orientalist Joseph von Hammer, welcher, später in den Freiherrnstand erhoben, als Freiherr von Hammer-Purgstall einer der größten Orientgelehrten seiner Zeit genannt werden kann. Hammer stand im Jahre 1819 schon auf der Höhe seines Ruhmes, er bekleidete als wirklicher Hofrat in Wien die Stelle eines Hofdolmetsch für orientalische Sprachen, stand mit den hervorragendsten gelehrten Männern der Welt im Briefwechsel, war übrigens auch auf poetischem Gebiete mit manchem bemerkenswerten eigenen Gedichte hervorgetreten und empfing in seinem gastfreien Hause in der österreichischen Residenz alle mehr oder weniger bedeutenden Gelehrten und Künstler der Stadt, namentlich aber auch diejenigen auswärtigen, welche Wien besuchten.

Rückert hatte vor dem Jahre 1819 das orientalische Feld eigentlich noch nicht betreten, wenn er auch bei seiner aufmerksamen Philologennatur demselben schon manche Beachtung zuwendete. Bis dahin war er nur durch die in patriotischer Begeisterung zur Zeit der Freiheitskriege verfaßten „Geharnischten Sonette“ in den unter dem Pseudonym Freimund Raimar herausgegebenen „Deutschen Gedichten“ (1814) und durch andere Dichtungen, die teils in Einzelbändchen, teils in den bekannten Taschenbüchern „Cornelia“, „Taschenbuch für Damen“, „Urania“, „Frauentaschenbuch“ und im Cottaschen „Morgenblatt“ erschienen waren, bekannt, aber freilich auch rasch berühmt geworden.

An letzterem Blatte hatte er selbst eine Zeitlang die Redakteurstelle bekleidet, sie aber 1817 schon aufgegeben. Seine künstlerisch angelegte Natur zog ihn wie so viele andere erlesene Geister in die Stadt der Kunst, und so finden wir Rückert zu Ende des Jahres 1817 in Rom, wo er in der deutschen „Künstlerkolonie“ daselbst verkehrte. Nachdem er etwa ein Jahr in Rom zugebracht, hielt er sich auf der Rückreise eine Zeitlang in Wien auf, und hier sollte ihm durch den Verkehr mit Hammer eine neue, die orientalische Welt der Poesie in ungeahnter Weise erschlossen werden. Rückert kam im Herbste des Jahres 1818 mit seinem schwedischen Freunde, dem Dichter Atterbom, in Wien an; selbstverständlich wurde der begeisterte Sänger Raimar von den literarischen Kreisen der Residenz auf das freudigste aufgenommen. Daß er namentlich mit Hammer in regen Verkehr trat, ist leicht erklärlich, war dieser Gelehrte doch derjenige Orientalist, auf den seinerzeit der sterbende Herder seine Hoffnungen für das Arabische und Persische setzte. Wie sehr hatte Hammer diese Hoffnungen erfüllt, ja es sollte seine Arbeit bald darauf den größten Dichter in das Reich persischer Poesie einführen, denn Hammers 1813 und 1814 erschienene Übersetzung des Divans von Hafis hat bekanntlich die Entstehung von Goethes „Westöstlichem Divan“ in so wichtiger Weise beeinflußt; auch die von Hammer 1810 bis 1819 unter mächtiger pekuniärer Förderung des gelehrten Grafen Rzewuski herausgegebenen „Fundgruben des Orients“ haben durch ihre Lektüre den großen Poeten in Weimar zu mehreren Gedichten für seinen „Divan“ angeregt. In Rückert erkannte der gelehrte Orientalist rasch einen ihm nahestehenden Geist. Er führte ihn vor allem selbst in das Studium der persischen Sprache ein, aber auch für die übrigen orientalischen Sprachen bot er ihm Hilfe und Hilfsmittel, zu denen besonders auch die grammatikalischen Werke und die Ausgaben der Autoren gehörten, welche in jener Zeit nicht leicht zu beschaffen waren. In demselben Jahre war Hammers

berühmte „Geschichte der schönen Redekünste Persiens .... Mit einer Blütenlese aus 200 persischen Dichtern“ (Wien 1818) erschienen, welche Rückert zunächst einen guten Anhalt bot. So erschien der Dichter Raimar bald im eifrigen orientalischen Studium begriffen und sollte schon in wenigen Jahren den Meistern auf diesem Gebiete besonders als Übersetzer beigezählt werden. Übrigens verkehrte Rückert in Wien viel mit Künstlern und Schriftstellern, lernte z. B. Grillparzer kennen, dessen Sappho damals eben die ersten Aufführungen erlebte, und wurde in die eigentümliche geist- und gemütvolle Gesellschaft der Ludlams-Höhle eingeführt, welche später ein so tragikomisches Ende nahm, da die Polizei hinter ihren harmlosen Spässen alle möglichen schlimmen Dinge vermutete. Wie jeder Teilnehmer erhielt Rückert auch seinen Ludlams-Namen, er hieß: „Voran, der Geharnischte“, „voran“, weil er an Talent allen Dichtern vorgeht, „der Geharnischte“ als Anspielung auf seine vortrefflichen geharnischten Sonette.

Mit Atterbom seinem Freunde und Reisegefährten teilte Rückert auch die Wohnung, und zwar in demselben Hause, welches damals Friedrich Schlegel bewohnte, den die Freunde einige male besuchten, der aber, wie aus Mitteilungen Atterboms hervorgeht, keinen besonders günstigen Eindruck auf sie hervorbrachte. „Er spricht“, lautet ein Satz dieser Mitteilungen „teils aus physischer Bequemlichkeit, teils weil er glaubt, daß ein gewisser mystischer Nimbus immer einen Staatsmann umgeben muß, meist in rätselhaften Mienen und Geberden, welche nur dann und wann ihre Bedeutung in einige ebenso rätselhafte Ausdrücke konzentrieren, die dann wahren Orakelsprüchen gleichen.“ Einen besseren Eindruck machte der Historiker Joseph v. Hormayr auf Rückert und Atterbom. Zu jener Zeit gab Hormayr das so reichhaltige „Archiv für Geographie, Historie &c“ heraus, welches heute noch durch die darin befindlichen Veröffentlichungen für die Kenntnis Österreichs von großer Bedeutung

erscheint und worin der Herausgeber auch gerne Gedichte, namentlich Balladen oder Romanzen auf geschichtlichen Hintergrunde aufnahm und damit manchem jüngeren österreichischen Poeten den Weg in die Öffentlichkeit ebnete. Die Freunde fanden bei den häufigen Besuchen, die ihnen Hormayr selbst machte, daß er „in seinem Wesen unendlich viel Gutes und Liebenswürdiges hatte“. Von den Persönlichkeiten, mit denen Rückert in Wien verkehrte, seien auch die trefflichen Maler Julius und Karl Ferdinand Schnorr von Karolsfeld erwähnt. Auch der poesiefreundliche Erzherzog Karl lud den Dichter der „geharnischten Sonette“ und gelehrten Orientalisten in Wien zu sich ein.

So verging die Zeit des Wiener Aufenthaltes mit mancher geselligen Abwechslung, hauptsächlich jedoch war sie den erwähnten orientalischen Studien gewidmet. Im Februar 1819 verließ Rückert Wien, mit Hammer aber verblieb er in stetem Verkehre durch Sendungen und Briefe, und einige Briefe an Hammer, der erste aus demselben Jahre, mögen diesen freundschaftlichen Verkehr näher beleuchten. Dieses erste Schreiben ist von Ebern bei Bamberg 12. Dezember 1819 datiert und lautet:

„Hochzuverehrender Herr!

Sie hätten allerdings Grundes genug gehabt, Ihre mir anvertrauten literar. Schätze, auch wenn Sie derselben nicht selbst bedürftig wären, abzufordern, da ich ungezogen genug gewesen, Sie so lange nicht einmal hören zu lassen, wo ich eigentlich damit hingekommen. Ich dachte aber wirklich um dieselbe Zeit, wo ich nun schreibe, wieder in Wien zu sein und so den schon einmal auf deutscher Post übel weggekommenen Kalkutter* am besten zurückzutransportiren. Ich lege nunmehr das größere und das kleinere Buch, jedes abgesondert gepackt, auf die fahrende Post und lasse diesen Brief als Vorboten durch die reitende abgehen. Ich danke Ihnen tausendmal für

* Das heißt Ausgabe aus Kalkutta.

die großmüthige Mittheilung dieser seltenen Werke. Ich habe sie nach Kräften benutzt. Da ich nicht gleich in den nächsten Bibliotheken ein persisches Lexikon auftreiben konnte, so schrieb ich mir den Band Schahnameh* ab und machte mir selbst mein Lexikon dazu, welches viel leichter war, als ich selbst hoffte. Ich bin nun mit dem Altpersischen völlig aufs Reine, aber leider noch ganz brouillirt mit dem Arabischen; das Einzelne, was ich aus einigen Heften der „Fundgruben“ &c. zusammengelesen, konnte mir wenig helfen, selbst Wilkens Grammatik mit Lesebuch und Glossar nicht, da auch hier wie überall eine Menge mir augenfälliger Fehler mir auch das Übrige, was richtig sein mag, verdächtig machen. Ich durfte z. B. in Wilken nur die erste Seite von dem aus dem Schahnameh aufgenommenen Stücke lesen und sehen, wie Wortverbrauch, Sinn, Grammatik und vorzüglich Metrik gehudelt sind, um für alles Übrige das nöthige Vertrauen eines Lehrlings zu verlieren.** Ich muß also in Geduld harren, bis mir ein ähnliches Glück (wie durch Sie den Schahnameh) einmal etwa den Kalkutter Saadi oder ein anderes wirklich authenisches Buch in die Hand spielt. Was soll ich lernen, wo ich sehe, daß die Lehrer selbst nichts wissen? Wiederholt habe ich mich ganz vorzüglich über Herren Wahl geärgert, insbesondere über die hochtrabende Erklärung (in der Einleitung zu seiner Probe v. Uebers.) über die Metrik des Schahnameh.*** Unverschämter kann man unmöglich sprechen

---

* Schahnameh = das Königsbuch, Firdusis Hauptwerk.

** Von Friedr. Wilken erschien 1804: „Institutiones ad fundamenta linguae Persicae maximam partem ex autoribus ineditis collecta, Glossario locupletata.“ Lipsiae, Crusius; außerdem 1805 noch ein „Auctuarium ad Chrestomathiam“. Diese Werke sind hier wohl gemeint.

*** Sam. Friedr. G. Wahl, Professor der orientalischen Sprachen zu Halle, hatte Übersetzungsproben aus Firdusis Schahnameh in Band 5 der mehrerwähnten, von Hammer herausgegebenen „Fundgruben des Orients“ veröffentlicht.

über Dinge, von denen man weniger als nichts weiß. Behauptet er nicht, daß seine Unverse ein Metrum des Originals sein und wie dieses aus gemischten Trimetern und Tetrametern bestünden? Ich habe gar keinen Ausdruck für die Indignation über solchen Dünkel und niederträchtigen Hochmuth. Jeder, der das liest, muß ihn für den gründlichsten persischen Metriker halten; so ganz entschieden spricht er ab. Und doch ist kein wahres Wort daran. Ihm vorzüglich verdank' ich's, daß ich mir eine wunderliche Einbildung von der Mannigfaltigkeit und dadurch Schwierigkeit des Metrums des Schahnameh machte und mich deßwegen scheute, mich darauf einzulassen. Ich schrieb also ab, ohne Rücksicht auf den Vers, so leid es mir als leidenschaftlichem Metriker that. Aber, Gott sei Dank, ich hatte noch nicht 2000 Verse geschrieben, als ich merkte, daß ich sie scandiere, und das kinderleichte Metrum hatte sich mir aufgedrungen, so sehr der gelehrte Wahl es mir erschwert hatte. Doch ich bin da unzeitig in Eifer gerathen und will Ihnen nur noch kürzlich sagen, daß ich vor mehreren Monaten auch Ihren deutschen Hafis gekriegt habe, der mich auf einmal wieder aus der Epik in die Lyrik gewirbelt hat. Ei potztausend, wie habe ich nur, auch ohne eben Persisch treiben zu wollen, so lange nicht davon Notiz nehmen können? Nun wundert mich am Divan unseres deutschen Meisters nichts, als daß nicht noch mehr Hafis herausquillt, als schon wirklich der Fall ist. Da Sie so viel schreiben und sich Ihrer Sachen nicht so genau besinnen können, so wird es Ihnen, wenn Sie das Goethe'sche Buch gelesen, schwerlich aufgefallen sein, wie viele ganze Zeilen und Halbstrophen der alte Herr aus Ihrem Hafis wörtlich beibehalten hat. Noch gar viel ärger aber denke ich es damit zu machen. Eh' ich ihn kriegte, saß ich über der Geschichte der Redekünste und stahl ganz über die Maßen unverschämt aus den Versen und aus der Prosa und machte aus beiden Verse mit eigener Zuthat. Als

der Hafis kam, wollte ich nur einzelne Stückchen herausreißen, aber es ward immer mehr und mehr, anfangs mehr auf die Gedanken und innere Poesie angelegt, zuletzt auf Nachbildung der Form. Nun habe ich wirklich ein gut Theil Ghasel elaborirt, zum Theile ganz ohne Unterlage vom Hafisischen, nur womöglich in seinem Ton, und wenigstens soll sich das deutsche Ghasel künftig so gut ausnehmen und so gut seinen Platz behaupten als das deutsche Sonett. Als nöthige Vorarbeit zu den Ghaselen, die ich jetzo nach Hafis mache, habe ich vom Anfang des Frühjahres an fast sämmtliche Ghasele in Ihren Redekünsten, viele Kassaide* miteingerechnet, mit schrecklicher Mühe eingehämmert und, Gott sei Dank, jetzt meist wieder alle zernichtet, bis auf wenige der Probe wegen.

Doch ich sehe, das geht Sie ebenso wenig an als meine Metrik, und da ich doch über Ihre eigenen ernsthaften Arbeiten nichts zu sagen habe, so wiederhole ich meinen herzlichen Dank, bitte um freundliche Verzeihung meiner Unart, empfehle mich Ihnen und Ihrer gnädigen Frau Gemalin** und wage Sie zu bitten, mich schönstens auch Allen zu empfehlen, die sich sonst meiner im schönen Wien erinnern mögen, insofern Sie selbst, hochzuverehrender Herr, Gelegenheit haben, meine Grüße an Mann zu bringen und sie nicht vergessen, wie ich Ihnen zu schreiben oder wie Sie in Wien vergessen, mich zu einer Dame auf dem Lande zu führen, deren Namen ich auch vergessen habe; vorzüglich fühle ich mich gegen Hormayr eben so tief in Schulden wie gegen Sie, ob ich gleich Ihnen ein sehr dickes Buch und ihm nur ein kleines Gedicht schuldig bin. Wenn ich dazu rechne, daß ich Pichlers den Abschiedsbesuch

---

* Ernste Ghaselen, namentlich wenn sie Kriegsgesänge bilden oder Totenklagen enthalten, wie dies bei Hafis öfter der Fall ist, werden Kassiden oder Kassaiden genannt.

** Hammer hatte sich im Jahre 1816 mit Karoline von Henikstein vermählt.

und dem edlen Collin sogar den Antrittsbesuch schuldig geblieben, so weiß ich nicht, ob ich je Schulden halber mich wieder nach Wien werde wagen dürfen. Doch jetzt thu ich es bloß deßhalb nicht, damit mich die Polizei nicht bei meinen langen Haaren erwische.

In vollkommenster Hochachtung Ihr gehorsamster

Friedr. Rückert."

Bezüglich der am Schlusse dieses Schreibens erwähnten Persönlichkeiten wurde schon wähnt, daß Hormayr (1782 bis 1848) das „Archiv für Geographie, Historie &c." in Wien herabgab, für welches Rückert jedenfalls den Herausgeber während seines Wiener Aufenthaltes einen poetischen Beitrag versprochen hatte. Im gastfreien Hause Pichlers, dessen Hausfrau Karoline Pichler damals als eine der hervorragendsten Schriftstellerinnen Österreichs und Deutschlands galt, hatte Rückert als berühmte dichterische Persönlichkeit zweifellos auch Eingang gefunden, zumal Hammer-Purgstall selbst ein vertrauter Freund des Hauses den literarischen Salon bei Pichlers oft besuchte. Matthäus, der Bruder des 1811 gestorbenen Dichters Heinrich von Collin, hatte 1818 die „Wiener Jahrbücher der Literatur" gegründet und auch glänzende kritische Beiträge in dieser von der Regierung unterstützten Vierteljahrschrift geliefert, die bis 1848 fortgeführt wurde. Matthäus von Collin starb leider schon im Jahre 1824.

Von Ebern war Rückert nach Koburg übergesiedelt, wo er 1821 sich vermälte. Sein Hauptstreben war nun darauf gerichtet, auf Grundlage seiner orientalischen Sprachkenntnisse den Lehrstuhl an einer deutschen Universität zu erlangen. Er richtete an Hammer, mit dem er, wie erwähnt, in fortwährendem Verkehr stand, die Bitte, ihn in seinem Vorhaben zu unterstützen, wozu der Wiener Gelehrte gerne bereit war, freilich bemerkte dieser mit Beziehung auf Österreich in einem Briefe an Böttiger in

Dresden, daß ihm „alle Hände durch des Fürsten von Metternich Antipathie gegen alles Orientalische gelähmt“ seien. Trotzdem bemühte sich Hammer, etwa eine Berufung Rückerts zustande zu bringen. Wir ersehen dies auch aus einem Briefe des letzteren an Hammer, der aus Koburg vom 23. Dezember 1823 datiert ist, und aus dem folgende Stellen angeführt sein mögen:

„Sie erklären sich gütig genug, mir Beistand zu leisten in meinen Angelegenheiten? Nun denn! Ich bitte Sie vorderhand, bis ich es beweisen kann, zu glauben, daß ich persisch und arabisch genug weiß, um irgendeine Lehrstelle anzutreten, und auf diesen Glauben hin Ihr Ansehen wo geltend zu machen, daß ich eine solche Stelle erhalte, die ich sehr nothwendig bedarf, erstens um meine Sprachkenntnisse anzuwenden, zweitens um meine wachsende Familie zu ernähren. — — Da in Österreich, wie Ihr Brief ergiebt, mehr Talent und Wissen als Lust von oben, es zu benützen und zu befördern, so muß ich vorzüglich nach Preußen blicken, ob ich gleich als geborener Baier, erst Baiern ins Auge fassen sollte. Doch, wo es auch sei, daß Sie mich empfehlen wollen, wenn Sie mich glücklich unterbringen, will ich zu Dank dafür etwas Persisches übersetzen. Freilich, um gerufen zu werden, muß man einen Namen haben, und um mir wenigstens eine Art davon zu machen, möchte ich herzlich gerne gleich irgend etwas wichtiges Arabisches oder Persisches herausgeben und commentieren. Aber wie soll ich das anfangen ohne alle Hilfsmittel wie ich bin? Haben Sie nicht etwas im Werke, wozu Sie einen philologischen Handlanger brauchen können? Denn der eigentliche philologische Kleinigkeitskram ist meine Sache, da Ihre Richtung mehr das höhere Wissenschaftliche ist.

Ich muß, um Ihr Interesse für mich in Anspruch zu nehmen, Ihnen etwas aus meiner Jugend sagen. Ich war 18 bis 20 alt, als ich Rath suchte, zu Ihnen nach Wien in die Lehre zu kommen; der damalige Großherzog von Würzburg sollte mich dahin befördern. Ich ward aber zurückgewiesen als zu alt, weil

man in Wien nur ganz junge Zöglinge brauchen konnte. Ich selbst wußte damals vom Orientalischen nichts als etwas Hebräisch und Syrisch und vom Arabischen kannte ich die Buchstaben. Darnach ward all' das durch die Poesie auf die Seite geschoben und dann lernte ich vor einigen Jahren auf der Rückreise von Italien Sie kennen und lernte von Ihnen auf den Flug das Persische. Das Arabische habe ich unterdessen auf das gründlichste grammatisch studiert, vorzüglich aus Sacy, und das fast vergessene Hebräisch hat es mir doch sehr erleichtert. So viel mir nun auch an eigentlichen Kenntnissen des Orients abgeht, so bin ich doch wenigstens auf einer festen Basis der philologischen Einsicht, und es ist vielleicht gut, daß Einer diese Sachen auch besonders von der bloß philologischen Seite angreift, da die meisten unserer Gelehrten in diesem Fache zu sehr bloß Fachgelehrte sind, die es mit dem Worte so genau nicht nehmen. Sie sind nun der, der das Alles aus dem lebendigen Leben selbst weiß. Wenn ich nur einen Monat arabische Rede- und Schreibübungen unter Ihnen halten könnte!"

In der Tat hatte der Wiener Hofrat durch seine Verbindungen in Baiern die Aufmerksamkeit auf Rückert gelenkt und in erster Linie dürfte es seiner Vermittlung zu verdanken sein, daß dem Dichter und tüchtigen Orientalisten nicht allzulange darauf doch die Anstellung an einer Universität Bayerns, in Erlangen, zuteil wurde. Am 15. Januar 1824 schrieb er voll Freude an Hammer: „Ihr Brief, den ich vorgestern erhalten, hat mir eine außerordentliche Freude gemacht, nicht bloß wegen der Aussicht, die Sie mir eröffnen, sondern besonders wegen der Lebhaftigkeit eines Freundes, womit Sie für mich gesprochen. Ich traue Ihren Worten Gewicht genug zu, daß man in München die Sache wenigstens überlegen wird. — — Komme ich durch Sie wirklich zu einer angemessenen Stellung, so verspreche ich Ihnen, mein Äußerstes zu thun, um Ihrer Befürwortung keine Schande zu machen."

Ein weiteres, bisher nur dem kleinsten Teile nach bekannt gewordenes Schreiben Rückerts an Hammer rührt aus dem Jahre 1825 her, es macht den ihm befreundeten Orientalisten mit Rückerts Plänen und neuen Arbeiten bekannt, namentlich auch mit der berühmten Übertragung der Makamen des Hariri, welche bald darauf erschienen. Dieses Schreiben hat mit Auslassung einiger Sätze am Ende, welche sprachliche Bemerkungen über einige orientalische Worte enthalten, folgenden Wortlaut:

Koburg, den 6. Januar 1825.

Daß ich Ihnen so lange einen Brief schuldig geblieben, lag daran, weil ich Ihnen keinen inhaltsleeren schreiben wollte. Zuvörderst also meinen herzlichsten Dank für Ihre schon längst erhaltene orientalische Beisteuer, die beiden Bände Fundgruben, nur daß leider einer darunter, den ich gerade selbst schon hatte. Wie soll ich Ihnen aber danken für Alles, was Sie thun, um mich endlich doch noch den Bayern anzuhängen? Ich werde Ihre neue Vorsprache nicht ungenutzt lassen; ich gedenke (wenn ich nicht wieder anderen Sinnes werde), dem König v. B. ein demnächst fertiges Buch zu dediciren, es ist eine Übersetzung oder vielmehr Bearbeitung des größten Theils der Haririschen Makamen; Sie wissen ja selbst am Besten, daß das Buch wegen seiner Sprachkünstlichkeit nicht eigentlich übersetzt werden kann und auch Sacy* hat das in seiner Ausgabe anerkannt. Ich liefere nur eine genaue Nachbildung der Form, der gereimten Prosa und der Verse in ihrer eigenthümlichen Reimart. (Ein Reim durch die ganzen langen Stücke laufend.) Um alles das zu leisten, erlaube ich mir die verschiedensten Abweichungen von den Worten, doch mit der Hoffnung, den Ausdruck des Ganzen dadurch nicht zu zerstören, sondern eben zu retten. Leider (für

* Baron Sylvester de Sacy hat 1810 zu Paris die erste „Grammaire arabe" herausgegeben.

meinen Zweck, eine Anstellung zu erlangen) wird das Buch mehr für eine ästhetische als philologische Leistung angenommen werden, doch will ich eine Makame XXXII. wegen ihres Inhalts, als Anhang wörtlich übersetzen, sei es nun deutsch oder lateinisch. Diese Arbeit hat den Sohrab etwas zurückgeschoben, doch er soll nächsten Sommer dran. Das Buch selbst könnte ich Ihnen schon jetzt schicken, da ich es abgeschrieben habe, doch warte ich, da Sie es nicht brauchen werden, dazu eine Buchhändlergelegenheit ab. Dann folgt auch der Sururi zurück, aus dem wenig Gewinn zu ziehen. Die Hauptsache ist das Verzeichniß der bildlichen Ausdrücke, wovon Sie die Rubriken in den Redekünsten gegeben haben; aber die persischen Verse daselbst sind größtentheils verdorben, oft zwar leicht herzustellen. Mein Hauptwunsch bleibt noch immer, irgend etwas mäßiges poetisches (arabisches oder persisches) im Original herauszugeben, und Sie sollten mir wohl dazu etwas zweckmäßiges Unedirtes verschaffen, Ihr Ruhm sollte dabei nicht geschmälert werden. Einen Verleger (der wenigstens von mir nichts haben wollte, wenn auch wie sich von selbst versteht, mir nichts geben) mir zu verschaffen, ist mir von Bopp * und andern Berliner Freunden versprochen.

Die Trauernachricht von Collins Tod hatte ich schon zuvor aus den Zeitungen vernommen. Auch ich habe einen guten Patron meiner Poesie, deren ich in Deutschland nicht viele habe, an ihm verloren. Die Wiener Jahrbücher waren unter seiner Leitung das einzige ästhetische Tribunal, dessen Aussprüche nicht unter sich selbst im Widerspruch standen.

Kosegarten** sollten Sie meiner Meinung nach ganz gehn lassen, so wird er Ihnen nichts weiter anhaben können.

* Franz Bopp (1791—1867) der berühmte Sanskritforscher und Begründer der vergleichenden Sprachwissenschaft.

** Joh. Gottfr. Ludwig Kosegarten (1792—1860), Professor der Universität Greifswald, war ein Schüler de Sacys und auch von Goethe als Gelehrter hochgeschätzt.

Nur in einem gereizten Zustande könnte er Ihre sonst gewiß auch von ihm anerkannten Verdienste im ganzen weiten Felde der orientalischen Literaturen außer Augen setzend, Ihnen Fehler im Einzelnen aufmutzen wollen. Übrigens lese ich den Hermes nicht, kenne also den Streitgegenstand gar nicht. Können Sie mir nicht aus dem Traume helfen, wie es denn mit der neuen Übersetzung der 1001 Nacht von Heger und Habicht sich verhält? Der Titel verkündigte eine Übersetzung aus einem arabischen Originale, die Übersetzung selbst aber liest sich so verflucht' französisch als sei sie geradewegs aus dieser Sprache. Auch die verhunzte Schreibung der Namen, z. B. Sobeïde mit den nur im Französischem zweckmäßigen diakritischen Punkten über dem i und Pirusé mit dem Accent über dem End-e kommt mir verdächtig vor. Nur die eingereihten, freilich in Prosa übersetzten Verse zeugen etwa für den Gebrauch eines Originals. — — —

Der Ihrige Rückert.

Es hatte sich zu Ende des Jahres 1825 für Rückert die Aussicht geboten unter günstigen Umständen eine freigewordene orientalische Professur in Erlangen erhalten zu können, freilich spricht er in einem Schreiben an Hammer v. 4. März 1826* noch von einer „vereitelten Anstellung" und meldet mit Rücksicht auf die geplante Widmung seines Hariri, deren vorhin Erwähnung geschah, da inzwischen König Max I. (13. Oktober 1825) gestorben war, an den Gelehrten in Wien: „Zuerst hatte ich den seligen König um die Erlaubniß der Dedikation meines Buches gebeten, bei der Gelegenheit mich auf Sie und Ihre Empfehlung berufen und beigefügt, daß man mir die eben erledigte Stelle in Erlangen, sofern man mich dazu tauglich

* Dieser Brief sowie einige andere Schreiben, denen hier Bruchstücke entnommen sind, wurden mitgeteilt in der jüngst als Separatabdruck erschienenen Schrift: „Aus Rückerts Leben . . . von Friedrich Reuter" (Ansbach 1907).

glaubt, übertragen, wo nicht, mich bis zu einer Anstellung für die Fortsetzung meiner Studien unterstützen möchte. Der König hat darauf die philosophische Fakultät in Erlangen, zu welcher diese Stelle gehört, zu Bericht aufgefordert. Der Bericht ist für mich günstig ausgefallen, aber inzwischen hatten die protestantischen Theologen in München andere Maßregeln genommen. — — Inzwischen starb der König und ich hatte von ihm nicht einmal die Erlaubniß zu der Dedikation. Ich wendete mich also an den neuen, dem ich die ganze Sache wieder vortrug. — Er hat mir darauf in einem recht verbindlichen Brief die Züeignung meines Buches erlaubt, über meine Anstellung aber keine neuen Hoffnungen gegeben."

Trotz der widrigen Umstände hatte wohl durch weitere Vermittlung Hammers die Angelegenheit doch ihren befriedigenden Abschluß erlangt, denn am 3. Oktober 1826 ernannte der König Rückert zum Professor der orientalischen Sprachen an der Universität Erlangen. Rückert schreibt aus Koburg am 28. Oktober 1826 an Hammer: „Die Stelle in Erlangen ist mir bereits drei Monate her durch E. von Schenk in München zugesagt; eben höre ich, daß meine Anstellung schon im Regierungsblatte stehen soll, doch habe ich noch kein Dekret. — Solange ich das nicht habe, glaube ich noch an nichts, denn der sogar sehr ins Einzelne hinein selber regierende König scheint wirklich noch einen persönlichen Ärger gegen mich festzuhalten. Das letztere hat Hormayr richtig herausgebracht; für's Übrige ist es gut, daß es ohne ihn ging, und ich den Dank gegen Sie, da Sie den ersten Anstoß dazu gegeben, nicht zu halbieren brauche, um ihm etwas davon zu geben."

Nach der Darlegung dieser durch Hammer erfolgten Förderung und Unterstützung des Gelehrten Rückert sei noch, um einige Jahre zurückgreifend, auch der poetischen Gaben gedacht, welche der auch als Dichter so Ausgezeichnete auf Grundlage seiner orientalischen Studien dem deutschen Volke geschenkt hat.

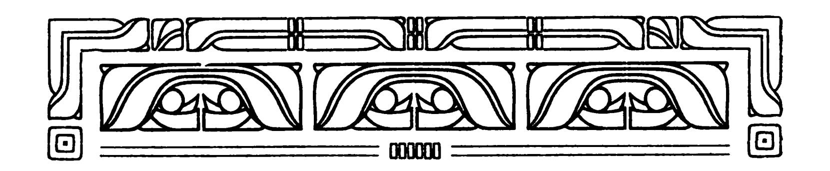
Zwei Jahre nach Rückerts Wiener Aufenthalte erschienen bei Brockhaus in Leipzig (1822) des Dichters „Östliche Rosen“, sie waren gewissermaßen die eigenartig gestaltete selbständige poetische Frucht des nur einige Jahre hindurch betriebenen orientalischen Studiums und fußen also mittelbar auf der Anregung, die der Poet seinerzeit von dem Wiener gelehrten Orientalisten erhalten hatte, andererseits hatte wohl auch Goethes „Westöstlicher Divan“ auf die Entstehung dieser schönen, den Geist des Morgenlandes atmenden dichterischen Blüten gewirkt. Rückert hat denn auch die „Östlichen Rosen“ dem Gewaltigen in Weimar gewidmet mit dem Einleitungsgedichte, welches dessen „Divans“ gedenkt und durch die Strophe eröffnet wird:

„Wollt ihr kosten
Reinen Osten,
Müßt ihr geh'n von hier zum selben Manne,
Der vom Westen
Auch den besten
Wein von jeher schenkt aus voller Kanne“ &c.

Wilhelm Müller sprach sich nach deren Erscheinen über die „Östlichen Rosen“ aus: „Wir sehen, daß das orientalische Kostüm dieser neuen Rückertschen Gedichte keine modische Willkür ist, es ist in dem Geiste seiner Poesie, ja es ist im Charakter seines Lebens und Strebens begründet.“ Goethe selbst aber widmete diesen Dichtungen in „Kunst und Alterthum“ (3. Band, 1822) eine freundliche Empfehlung, aus der nur die Stelle hervorgehoben sei: „So kann ich denn Rückerts Liedern allen Musikern empfehlen; aus diesem Büchlein, zur rechten Stunde aufgeschlagen, wird ihnen gewiß manche Rose, Narcisse und was sonst sich hinzugesellt, entgegenduften.“ Und nicht lange darauf folgten die kunstvollen Übertragungen Rückerts aus verschiedenen orientalischen Sprachen, die mehrerwähnten Makamen des Hariri, Nal und Damajanti, Rostem und Suhrab

und anderes mehr, worin er durch poetische Kunstfertigkeit seinen einstigen Lehrer Hammer weit übertraf und dem deutschen Leser eine herrliche Welt des Orients auftat. Obwohl Rückert 1826 Professor der orientalischen Sprachen in Erlangen, 1841 solcher in Berlin wurde, war er doch hauptsächlich der an Mannigfaltigkeit und Sprachgewandtheit auf deutschem Boden stets unerreichte Dichter geblieben, als welcher er auch nach seinem im hohen Alter von 78 Jahren erfolgten Tode bleibenden Ruhm der deutschen Literatur hinterlassen hat.





Goethe und Graf Anton Prokesch-Osten.

Der als Staatsmann und Gelehrter ausgezeichnete, auch als Dichter erfolgreich hervorgetretene Steiermärker Anton Prokesch, welcher seiner Verdienste wegen später geadelt und 1876 als Graf von Prokesch-Osten gestorben ist, erfreute sich als junger Mann besonderer hoher Achtung des Dichterfürsten, dem Prokesch seinerseits, wie es bei dem hochgebildeten begreiflich erscheint, stets außerordentliche Verehrung und Bewunderung entgegenbrachte. Seit 1818 war Anton Prokesch, damals noch nicht geadelt, aber schon durch glänzende Taten und Kenntnisse ausgezeichnet, zum Adjutanten des Fürsten Karl Schwarzenberg berufen, jenes ruhmvollen Feldherrn, welcher insbesondere durch die Schlacht bei Leipzig seinen Namen für alle Zeit unvergeßlich erhalten hat. Als Generaladjutant fungierte gleichzeitig beim Fürsten der Oberst Graf Johann Paar. Beide Offiziere — Prokesch bekleidete erst den Rang eines Oberlieutenants in der österreichischen Armee — geleiteten den schon leidenden Feldherrn auf allen seinen Reisen. Goethe hatte diesen sowie den Grafen Paar in Karlsbad kennen und schätzen gelernt, woselbst der kranke Feldmarschall Heilung seiner Leiden suchte. Durch Grafen Paar wurde dem Dichter in Jena Anton Prokesch

„zugeführt“, wie Goethe in den „Tag- und Jahresheften“ 1820 erwähnt. Graf Paar aber „war mir in Karlsbad einer der liebsten und eifrigsten Gesellschafter. Aus Wohlwollen zu mir befreundete er sich mit der ihm bisher ganz fremden Geognosie“ u. s. w. erwähnte Goethe in der Anmerkung zu dem ersten der beiden, „An Grafen Paar“ überschriebenen Gedichte, welche „Carlsbad 12. August“ und „Carlsbad 16. August 1818“ datiert sind. Der Graf „versicherte mich durch unerwartetes Erscheinen (in Jena) und durch fortgesetzte vertrauliche Gespräche seine unverbrüchliche Neigung“ bemerkt die oben erwähnte Stelle der „Tag- und Jahreshefte“ weiter. Die Vorstellung des jungen Offiziers Prokesch durch Paar und wohl auch schon frühere Gespräche Goethes mit dem Grafen lenkten des Dichters besondere Aufmerksamkeit auf den jüngeren Adjutanten. Goethes scharfer Blick, des weltgewandten Menschenkenners Feingefühl und tiefes Verständnis hatten die hohe Begabung überhaupt, durch welche sich Prokesch auszeichnete sowie auch dessen besondere poetische Veranlagung bald erkannt, vielleicht wußte Goethe sogar, daß Prokesch im Jahre 1813 an Theodor Körner nach dessen Heldentode jenes warm empfundene Gedicht gerichtet, welches der 18jährige Jüngling dem ihm befreundeten Mitkämpfer gewidmet und (allerdings anonym) veröffentlicht hatte. Aus diesem an den Freund Körner gerichteten Gedichte mögen nachstehend einige der bezeichnendsten Strophen zum Abdrucke gelangen.

An Körner.

Du sankst dahin! — Ein heilig leises Wehen
Aus höhern Welten brach die Blume ab,
Die sehnsuchtsvoll nach oben oft gesehen! —
Es faßt dich einsam nun das stille Grab.
Du hörst nicht mehr des fernen Freundes Flehen,
Der Thränen Dir zum Abschied ahnend gab —
Du gingst dahin — sieh mich verlassen weilen.
O könnte ich in Deine Arme eilen.

Geschied'ner Jüngling! Nein, ich kann nicht trauern!
Für Freiheit kämpfend sankst du edel hin!
Es ist zu groß für kleinliches Bedauern;
Wohl ihm, dem dort die Grabcypressen blüh'n!
Es riß Dich fort mit himmlisch holdem Schauern!
Du fühltest heiß ein Bess'res in Dir glüh'n:
Ob Du es Freiheit, ob Du's Liebe nanntest,
Es riß Dich hin, ob Du es schon nicht kanntest. —

O ruhet wohl, gesunkene Gebeine
Des deutschen Jünglings, der für Freiheit fiel!
Ihr Brüder holt an seinem Leichensteine
Euch Stolz und Muth und hohes Siegsgefühl! —
Wer waget es zu rauben mir das meine?
Ist Menschenwerth des Fremdlings leichtes Spiel?
Sein kühner Schritt soll selber ihn verderben!
Und fallen wir, laßt uns in Freiheit sterben.

Mag auch an der Form dieser Verse manches auszustellen sein, so wird uns doch die Begeisterung des echt deutsch fühlenden Prokesch aus den in seinen ihm durch den Heldentod entrissenen berühmten Freund gerichteten Strophen aufs Schönste offenbar.

Bevor ich auf verschiedene weitere Beziehungen zwischen Prokesch und Goethe übergehe, erscheint es doch notwendig, in ganz gedrängter Kürze die Hauptpunkte aus dem Leben Prokesch-Ostens anzuführen; bemerkt sei hierzu, daß die ausführlichste Biographie des Mannes Wurzbach in seinem „Biographischen Lexikon des Kaiserthumes Österreich“ (XXIII. Teil, Seite 349 bis 353) und eine nach dem Tode des Grafen Prokesch abgefaßte, ebenfalls eingehende Lebensbeschreibung von Zeißberg in der „Allgemeinen deutschen Biographie“ (XXVI. Band, Seite 631 bis 645) veröffentlicht haben, woselbst auch ausführlich der Quellen Erwähnung getan ist. Anton Prokesch war am 10. Dezember 1795 zu Graz geboren; da sein Vater bald starb, vermählte sich die Witwe mit dem freisinnigen Professor der

Geschichte und Poeten Julius Schneller, welcher schon dem begabten Jüngling eine glänzende Zukunft vorhersagte und diesem überaus zugetan war. Prokesch hatte die Rechtswissenschaft studiert, trat aber im Jahre 1813, von Begeisterung für den Kampf gegen Napoleon ergriffen, als Fähnrich in die österreichische Armee ein, machte die Feldzüge von 1813 bis 1815 mit, wobei er sich durch Mut und Entschlossenheit auszeichnete, und verblieb auch in der militärischen Laufbahn. Seiner trefflichen mathematischen Kenntnisse wegen wurde er 1816 als Lehrer der höheren Mathematik an der Kadettenschule zu Olmütz angestellt, sodann, wie erwähnt, dem Fürsten Schwarzenberg als Adjutant zugewiesen. Nach dessen Tode als Hauptmann in Triest garnisonierend, strebte er eine Reise nach dem Orient an und erhielt von der Regierung die Bewilligung zu derselben. Von 1824 an bereiste er dann auch Griechenland, Kleinasien, kam nach Konstantinopel und Ägypten und begann eine bedeutende militärisch-politische Rolle zu spielen. Später zurückgekehrt, lernte er in Graz 1831 den Herzog von Reichsstadt kennen, der ihm freundschaftlich ergeben war. Wir finden den schon Geadelten bald darauf bei der Gesandtschaft in Rom, womit seine diplomatische Laufbahn wichtig zu werden beginnt; 1834 ist er bevollmächtigter Minister am griechischen Hofe, später 1849 in derselben Stellung am Hofe zu Berlin, seit 1855 Internuntius in Konstantinopel. Prokesch wurde 1863 zum Feldzeugmeister ernannt, in den Grafenstand erhoben und trat 1871 in den Ruhestand, den er bis zu seinem 1876 erfolgten Tode zu Graz verlebte. Von den zahlreichen, insbesondere die Reisen im Orient oder die zeitgenössische Geschichte und Militärwissenschaft behandelnden Werken dieses höchstbegabten geistvollen Mannes seien hier nur die pietätvoll abgefaßten „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Fürsten Karl v. Schwarzenberg“ (Wien 1822) erwähnt und seine Bücher über den Herzog von Reichsstadt angedeutet.

Bemerkenswert für weitere Leserkreise erscheinen die 1844 in Stuttgart erschienenen, in geringer Auflage gedruckten „Kleinen Schriften". Im 6. Bande dieser siebenbändigen Sammlung finden wir die Gedichte, welche nachweisen, daß warmes poetisches Fühlen und Denken im Kopfe und im Herzen dieses Mannes wohnte; der 5. Band umfaßt wertvolle archäologische, literarische und ähnliche Aufsätze, auch dem Freunde Grafen Paar hat er im 4. Bande ein kleines biographisches Denkmal gesetzt. Der Sinn für alles Schöne und Edle, welcher dem vielseitig gebildeten Prokesch innewohnte, zeigt sich besonders in den Briefen, die er mit seinem Stiefvater Schneller (welcher 1832 zu Freiburg i. B. starb) wechselte. Ernst Münch hat in den schon sehr selten gewordenen „Hinterlassenen Werken Julius Schnellers" (Stuttgart 1834, Band 2) diesen Briefwechsel herausgegeben. Prokesch gibt dem verehrten Pflegevater darin seine ganze Denkweise, sein Leben und Streben, seine literarischen Beziehungen, seine Pläne für die Zukunft, kurz sein ganzes Innere kund. Leider scheinen viele der Briefe von Prokesch selbst verloren gegangen zu sein. Am 27. August 1820 berichtet er in einem auszugsweise mitgeteilten Schreiben über seinen Besuch bei Goethe in Weimar. Es ist mir gelungen, dieses Schriftstück durch die Liebenswürdigkeit des Herrn Grafen A. v. Prokesch-Osten in Gmunden, des Sohnes, zu erhalten, und ich bin in der Lage, dasselbe hier vollinhaltlich zum Abdrucke bringen zu können. Dasselbe lautet:

Weimar 27. Aug. 1820.

Mein theurer Vater! Wenn mein Auge von Stolz erfüllt, mit beleidigender Eile über die nichtszählende Menge hinblickte, wenn meine Brust im Triumphgefühl sich zu verhärten schiene gegen die Freuden und Leiden der Alltagswelt ... es ist nicht so, doch wenn es so wäre, so tadle man mich nicht, denn ich fühle mich gehoben in Kraft und Glauben an mich selber. Ich

bin des Lobes des großen und kleinen Pöbels seit lange satt, und dessen Urtheil, eben weil er kein selbstständiges hat, kränkte mich, so gut es gemeint war; aber der Ausspruch eines großen Menschen ist vom Himmel beglaubigt, und mit Jubel werf' ich ihn auf die Richterwage meines Innern. Errathen Sie, daß ich von Göthen rede? — Nicht hier, sondern schon vorgestern, in Jena traf ich ihn. Mit ihm durchfuhr ich die Gegend; an seiner Seite besuchte ich die Cabinete und Büchersammlungen; in seinem Garten lebt' ich mit ihm, theilte Mittags und Abends seine ländliche Tafel. Mit kindlicher Heiterkeit zeigte er mir einige Versuche, die auf den 3. Theil der Morphologie Bezug haben; wir sprachen über seine Jugend, seine Schöpfungen, seine Verhältnisse. Bis gegen Mitternacht las er mir aus seinem Divan, dann schloß er mich in seine Arme, und ich schied.

Von diesem Manne umarmt! — Ich gebe die seligste Umarmung der Liebe dafür! — Sie fragen, wie kamst Du zu Göthen? — Je nun, da muß ich in der Ordnung meine Reise nachzeigen. Ich ging, wie Sie wissen, nach Dresden. Dort verweilte ich drei Tage, eine kurze Zeit, um die herrlichen Gallerien und die herrlichen Umgebungen zu besehen; ich war 18 Stunden unter 24 auf den Beinen; ein vierter Tag hätte mich erschöpft. Das Land ist von Kopien der vorzüglicheren Gemälde der Gallerien überfüllt, ich war also vorbereitet in das Heiligthum zu treten. Da ich nicht gesonnen bin ein Buch zu beginnen, so schweig' ich von diesem Gegenstande. Mehrere Künstler hab' ich kennen gelernt, darunter auch den Landschaftsmaler Fridrich, dessen düstre Seele in stolzer Einfachheit aus seinen Nachtstücken und Todtenlandschaften wieder hervortritt. — Am 21. Abends verließ ich die Hauptstadt und ging nach Löbichau zur vormals wegen Schönheit und Geist so berühmten Herzogin von Kurland. Sie ist der Knoten eines Gebindes von allen Gelehrten des Landes. Jean Paul war eben weggereiset, Tieck wurde erwartet, Tiedge und die Gräfin Recke traf ich dort. Sie wissen, wie hoch

ich die Urania schätze; ermessen Sie, wie sehr mich der geistreiche, gemüthliche treuherzige Verfasser erfreuen mußte. Hofrath Böttiger gab jeden Tag vor Tische einen zweistündigen Vortrag (4—6 Uhr) über ästhetische Gegenstände. Diesmal erschöpfte er in den drei Tagen, die ich dort verweilte, das zarte Wesen der Arabeske. — Am 25. war es eben, daß ich Göthen in Jena besuchte. — Am 26. traf ich in Weimar ein, und heute in der Nacht kehr' ich nach Leipzig zurück. Kammerrath v. Göthe (der Sohn), an den der Vater mich wies, wurde mein Führer durch den schönsten Park Teutschlands; ich besah jede heilige Stelle, Göthes, Herders, Wielands Wohnungen und Grabstellen. Können Sie zweifeln, daß ich bei Schillers Witwe war? — Mit freudigem Zittern trat ich in sein bescheidenes Haus. Seine Söhne sind in Würtemberg und Köln; seine Töchter hier, beide sehr liebenswürdig. Welcher Geist umfing mich dort! Die stille schwärmerische Tiefe des Vaters lebt in den Kindern fort.

Soll mein Brief hier auf die Post kommen, so muß ich schließen. Zeigen Sie denselben den Meinigen, denn was mich liebt, soll sich mit mir freuen. Ich füge nichts weiter bei, als daß ich in unveränderter Treue und Liebe bin

Ihr Ant. Prokesch.

Die Zeit nach der Abfassung dieses Schreibens, nach dem Besuche bei Goethe in Weimar,* brachte Prokesch in Leipzig zu,

---

* Prokesch erzählte selbst noch im hohen Alter begeistert von diesem Besuche bei Goethe, so unter anderen auch dem Baron Anton Warsberg, welcher in der Beilage zur „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ Nr. 352 vom 17. Dezember 1876 ein pietätvolles Lebensbild des Grafen Prokesch veröffentlichte und nach der Mitteilung des ihm befreundet gewesenen Grafen dessen Besuch in Jena schilderte. Daraus die Stelle: „Goethe führte ihn in den Garten und hielt dort, auf- und abwandelnd, lange Gespräche mit ihm. Der junge Prokesch widersprach heftig seinen Ansichten, das gefiel dem Altmeister nur um so

wo er bei dem schwerkranken Fürsten Schwarzenberg weilte und diesem zur Seite stand, bis zu dessen Tode, welcher am 15. Oktober 1820 in derselben Stadt erfolgte, die acht Jahre früher den Feldherrn als ruhmreichen Sieger gesehen. Prokesch war es, welcher die Nachricht von diesem Tode nach Wien überbrachte.

Am 29. Oktober 1820 schrieb Schneller aus Graz an den vom Tode Schwarzenbergs erschütterten Stiefsohn Prokesch die Antwort auf dessen Mitteilung sowie auf die Nachricht vom Besuche bei Goethe. Es sei aus diesem Schreiben (bei Münch, Band 2, Seite 30) eine Stelle angeführt: „Goethes Leben und Schwarzenbergs Sterben haben Sie mit eigenen Augen und in dem kurzen Zeitraume von hundert Tagen gesehen. Es sind zwei unauslöschliche Eindrücke. Halten Sie dieselben immer gegenwärtig vor Ihrer schönen Seele. Sie nennen die Geschichte mit Verachtung; gerade bei diesen zwei Anlässen kann man es weniger thun als sonst. Die Sage und Kunde der Welt würdigt jedes Verdienst von Göthe und die Geschichte wird die großen Folgen seiner Geistesrichtung zeigen. Sage und Kunde stimmen überein über den sittlichen und menschlichen Wert des Fürsten. Man hält ihn für einen Edelmann im höchsten Sinne des Wortes, aber die Geschichte muß sich wehren, daß die Überschätzung seiner kriegerischen Verdienste von der Mitwelt nicht auch in die Nachwelt übergehe. Schwarzenbergen ist viel gehuldigt worden; Huldigungen werden verschwinden, aber die Ehren müssen bleiben“ u. s. w. Es ist bekannt, daß Schneller ein begeisterter Verehrer Napoleons war, eine Verehrung, welche mit ein Grund wurde, daß der Professor später Österreich ganz verließ und sich nach Freiburg im Breisgau wandte. Prokesch

---

besser. Er zeigte ihm die Sammlungen Jenas, hielt ihn zum Essen, dann auch noch für den Abend bei sich zurück und las ihm bis Mitternacht aus seinem Divan vor. — Mit einer Umarmung schieden die zwei merkwürdigen Männer. Sie haben sich später nie wieder gesehen.“

lebte die nächste Zeit in Oberungarn, wohin er wegen der Landesaufnahme entsendet wurde, und in Wien. Er vollendete die erwähnten „Denkwürdigkeiten aus dem Leben Schwarzenbergs“, war aber daneben mit der Lektüre literarischer Erscheinungen auf allen Gebieten beschäftigt, insbesondere scheint er die Lektüre Goethes nunmehr noch eifriger als früher betrieben zu haben, einige aphoristische Bemerkungen in den „Gedankenspänen“ (Kleine Schriften, 5. Band, Seite 55 ff.) über die „Wahlverwandtschaften“ (Seite 105) und den „Wanderer“ (S. 110) dürften dies bestätigen.

Um diese Zeit war es, als jene bösartige Schmähschrift erschien, welche den Titel führte: „Göthe als Mensch und Schriftsteller. Aus dem Englischen bearbeitet und mit Anmerkungen versehen v. Friedrich Glover.“ Der Hauptteil dieser Schrift war ursprünglich in der Zeitschrift The Edinburgh Review in englischer Sprache veröffentlicht. Die Übersetzung nebst der Vorrede und allen weiteren Anmerkungen hatte C. H. G. Köchy (1823) herausgegeben. In einer zweiten Auflage scheute sich der Herausgeber nicht, eine Widmung an Goethes Freund Klinger voranzusetzen, der allerdings als er später davon erfuhr, öffentlich erklärte, daß ihm Autor, Übersetzer und Kommentator dieser Schrift unbekannt seien und wörtlich bemerkte: „Da nach dem Titelblatte eine gedruckte Zueignung auf einem Blatte, ohne weitere Unterschrift an mich folgt, da ich Freund und Verehrer Goethes von früher Jugend und im späten Alter bin, so erkläre ich hiermit öffentlich: Dieser Zueignung versage ich die Annahme, die Schrift selbst hat mein höchstes Mißvergnügen erregt, und die Schicklichkeit dieser Zueignung an mich überlasse ich dem deutschen Leser.“ Unwahrheiten, Entstellungen, aus dem Texte Goethischer Werke sinnlos herausgerissene Zitate sollten Goethe in dieser Veröffentlichung als Mensch und Dichter herabsetzen, das Machwerk entlockte aber nur einen Schrei der Entrüstung. Prokesch war nach dem Durchlesen dieses Pamphlets



nicht minder empört, in heiligem Zorne entwarf er einen Brief, welcher (mit seiner Einwilligung) bald darauf in der Stuttgarter Zeitschrift „Hesperus“ Nr. 28 vom 1. Februar 1823 und Nr. 29 vom 3. Februar 1823 unter der Rubrik: „Korrespondenz und Neuigkeiten“ abgedruckt erschien, und zwar unter dem Titel: „Freundschaftliches Schreiben an den G..fen J. P. zu Littich, über eine Flugschrift gegen Goethe. Von ersterem eingesendet.“ Datiert ist dieses Schreiben: „W** 10. November 1822“, also aus Wien. Daß unter dem G..fen J. P. Graf Paar gemeint sei, wäre leicht zu erraten, auch wenn Prokesch nicht später den Namen klargestellt hätte. Übrigens ist der Aufsatz nicht anonym, sondern mit A. Prokesch unterzeichnet.

Obgleich dieses „Schreiben“ später auch in den erwähnten „Kleinen Schriften“ von Prokesch (Bd. 5, S. 365 ff.) zum Abdrucke gelangte, so mag es, da die Zeitschrift „Hesperus“ ganz verschollen ist und auch jene „Kleinen Schriften“, wie erwähnt, in geringer Auflage gedruckt, nur außerordentlich schwer erhältlich sind, als ein Beitrag zur Goethe-Literatur hier vollinhaltlich zum Abdrucke gebracht sein, und zwar nach dem Wortlaute der letzteren Quelle.

Schreiben an Johann Grafen von Paar über eine Flugschrift gegen Goethe.

1822.

Wien am 10. Nov. 1822.

Mein werther Freund!

Als wir bei der Trennung einander versprachen, uns fortwährend in gegenseitiger Kenntnis aller neuen Erscheinungen im Gebiete der Literatur zu erhalten, die irgend Aufmerksamkeit verdienen möchten, besorgten wir wohl schwerlich, daß uns die übernommene Verpflichtung auch unangenehme Stunden bringen könnte. Heute wenigstens kann ich Ihnen eine solche nicht

ersparen, da ich Sie leider auf eines der elendesten literarischen Machwerke unserer an so mancher Erbärmlichkeit reichen Zeit aufmerksam machen muß. Ich spreche von einem Werkchen, das soeben zu Braunschweig unter dem Titel erschien: Goethe als Mensch und Schriftsteller. Aus dem Englischen bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Friedrich Glover.

Was schamlose Frechheit, die nur mit dem Dummstolze des Verfassers eine Vergleichung leidet, was Roheit und Gemeinheit des Charakters nur imstande sind auszubrüten, das finden Sie in dieser Flugschrift mit einer Vollendung geleistet, welche Herrn Glover die sichere Bürgschaft gibt, unter uns Deutschen wenigstens noch lange hierin unübertroffen zu bleiben.

Ob ich zu viel gesagt, ob ich ihm einen Ruhm zuerkannt, der ihm von mehreren mit Erfolg bestritten werden dürfte, mag der eine Auszug erweisen, der hier folgt. Sie werden aus der Art meiner Zusammenstellung ersehen, daß ich mir Mühe gab, die Sache leicht zu nehmen; nehmen auch Sie allen Ihren Gleichmuth zusammen.

Dies Werkchen zerfällt in einen Prolog von Herrn Friedrich Glover und in die eigentliche Schrift „Goethe als Mensch und Schriftsteller“ von einem Engländer (?), zuerst in der Edinburger Literatur-Zeitung abgedruckt, und nun von Herrn Glover, zur Belehrung des deutschen Publikums und zur Ehre des Vaterlandes bearbeitet, mit Anmerkungen versehen und ans Licht gefördert, was um mehr als einer Rücksicht willen notwendig war.

Die Aufgabe, welche sich Herr Glover gesetzt, ist: Die Schlechtigkeit Goethes als Mensch und die Unberufenheit desselben zum Schriftsteller allen Augen klar darzuthun. Der Prolog ist aus diesem Gesichtspunkte die Hauptsache; die Schrift des Engländers dient nur als ein Gelegenheitsstück für Herrn Glover, als Anhaltspunkt für dessen Behauptungen, oder, wenn man will als Stütze und Krücke derselben.

Nichts scheint billiger als die Forderung, daß derjenige, welcher so verletzende und der öffentlichen Meinung so widersprechende Behauptungen in die Welt hinausschickt, sie durch Beweise belege, die aus dem ganzen Leben und aus der Mehrzahl der Werke des Mannes, den er brandmarken will, entnommen sind. — Wer sich herausnimmt, ein ganzes Volk des Irrthums zu zeihen und einen Mann, welcher die höchste öffentlichen Achtung genießt, an seiner Ehre anzugreifen, muß seine Sache siegreich enden, oder nur die Narrenkappe und das öffentliche Mitleid kann ihn vor allgemeiner Verachtung retten.

Herr Glover, sowohl als sein Engländer befassen sich jedoch mit keinem der früheren Werke Goethes; die ersten Bände von „Dichtung und Wahrheit" scheinen ihnen zu genügen, um aus diesem gefährlichen Streite als Sieger hervorzugehen. Hier ihr einziges Arsenal; keines der übrigen wird genannt, und man muß gestehen, daß in der ganzen Schrift sich auch nicht eine Zeile findet, welche vermuten ließe, Herr Glover und sein unbekannter würdiger Freund seien imstande, Kunst überhaupt, Dichtkunst insbesondere, und vorzüglich die Goethische zu beurteilen. Solch eine bescheidene Zurückhaltung der Herren Verfasser, die sich ebenso sehr durch Nullität ausspricht, als darauf hinweiset, würde sich vortheilhafter für sie in gänzliches Schweigen aufgelöst haben, und dürfte nach der Ausforderung, die sie nun einmal wagten, nichts weniger mehr als klug und anwendbar sein.

Ohne vorhergehende kritische Untersuchungen oder Erklärungen beginnt Glover seine Hauptbeschuldigungen mit dem Satze: „Alle Fehler, welche die früheren Arbeiten Goethe's charakterisieren, fallen auch bei dieser invita Minerva begonnenen Biographie nur zu sichtbar in die Augen. Wir rechnen dahin die überall hervorschimmernde leichtsinnige Verachtung der Religion und Moralität, wodurch er bekanntlich unendlichen

Schaden anrichtet. So spricht er z. B. Th. I, S. 43, in einem wegwerfenden Tone von „Strafgerichten der Geistlichkeit.“ Th. II, S. 12, sagt er „Sokrates galt mir für einen trefflichen weisen Mann, der wohl im Leben und Tod(e) sich mit Christo vergleichen lasse, und seine Schüler scheinen eine große Aehnlichkeit mit den Aposteln zu haben. Wer solche gefährliche Grundsätze vor das große Publikum bringt, der ist ein verabscheuungswürdiger Mensch.“ (S. 7.)

Diese einzige Stelle gibt schon genügenden Aufschluß, welch eine Art von Urtheil und welche Beweisführung von Herrn Glover zu erwarten seien. So milde Forderungen an die menschliche Vernunft, hinter denen man Bann und Scheiterhaufen zur Sicherung der Wahlfreiheit und zur Erleuchtung des Weges aufgerichtet sieht, würden ihm auf eine Inquisitions-Präbende den billigsten Anspruch geben.

Nach einer Stelle Goethe's über die Art, wie er sich mit dem alten Testamente vertraut machte und welche Herrn Glover zum Ausrufe bringt: „läßt sich wohl ein größerer Unsinn denken!“, nach einer Fortsetzung dieser Stelle, wobei Herr Glover ebenso zarte als scherzhafte Vergleichungen zwischen Goethe und Sand anstellt, geht er zunächst auf die politischen Grundsätze desselben über. „Schlecht und unmoralisch sind die politischen Maximen, welche Goethe hier und da äußert.“ (S. 8.) — Es ist merkwürdig, die Beweise dieses und überhaupt jedes anderen Satzes nachzusehen, und ich bitte Sie, Freund, dies nicht zu verabsäumen, indem es gewissermaßen die einzige Entschädigung für den Unmuth ist, der uns über ein solch unwürdiges Benehmen, über eine solche Entehrung des deutschen Namens ergreift.

Nachdem also der Stab über Goethe religiös und politisch gebrochen ist, und Glover sonach mit dem Menschen wohl fertig zu sein glaubt, geht er an den Schriftsteller. Schon am Eingange (S. 4 bis 7) spricht er ihm Geschmack und Schilderungs-

gabe ab, eine Folge der fast gänzlichen Vernachlässigung der alten klassischen Literatur, wie er sagt. S. 9 und 10 setzt er dies mehr auseinander, indem er behauptet:

„An faden, tändelnden Wortspielen, worin sich Goethe von jeher so wohl gefiel, läßt er es auch jetzt nicht fehlen. Daher „närrische Definitionen," daher abermals „Unsinn" (dies Wort kommt öfter vor, das Werkchen selbst ist übrigens voll davon), daher „Kindische Possen, die höchstens nur in Bauernschänken und Zigeunerkrügen ihr Glück machen können." — Aber warum diese und ähnliche Quisquilien in Goethes Schriften? — Erstens ist Goethe jetzt viel zu bejahrt, um noch als Schriftsteller vor dem großen Publikum aufzutreten" .... „Denn wie nun einmal die Alten gemeinhin sehr geschwätzig sind, so schwatzt auch er blind in den Tag hinein, ohne sich darum zu bekümmern, was er schwatzt, und warum er schwatzt und wie andere Alte faseln so faselt auch er." (S. 10.)* „Zweitens ist Goethe durch zu schmeichelhaften Beifall und übertriebene Lobeserhebungen seiner Freunde und Klienten verwöhnt und verdorben; er verlangt und erwartet unbedingte Huldigung ... So gleicht dann Goethe einem verzogenen Kinde, das nie die Ruthe fühlte" (Hr. Glover fällt in sein Amt) — „so hält er sich dann für so überaus wichtig, daß er überzeugt ist, es könne nichts, was ihn angeht und von ihm ausgeht, als unbedeutend angesehen werden. — Wenn dem so wäre, ob Goethe ein Recht hat, dies vom deutschen Volke zu erwarten, er, der es aufziehen half, der es mit der Liebe eines Vaters am Herzen trug und trägt? Sie, mein

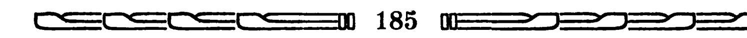
* Da Herr Glover noch nicht ganz so berühmt wie Goethe ist, so mag er mir verzeihen, daß ich sein Geburtsjahr nicht kenne. In welchem Alter er sich befindet, darüber blieb mir jedoch nach der ersten Seite seines Werkes kein Zweifel mehr. Weniger entschieden bin ich über die Frage, ob er noch nicht heraus, oder zum zweitenmale schon wieder in dasselbe getreten ist.

werther Freund, so wie ich, weder ein Klient Goethe's, noch ihm nahe genug im Leben, um sein Freund zu heißen. Sie sein Verehrer wie ich, und ihm persönlich bekannt: empört Sie dieser unbescheidene Vorwurf nicht? Sie entsinnen sich des Inhalts unserer Gespräche mit ihm, als wir vor zwei Jahren den Greis in seinem einfachen Hause zu Jena besuchten: Sie entsinnen sich der Verwunderung, die ich gegen Sie (nicht ohne Beschämung) aussprach, statt des durch Rang, Verdienst, Weltlob und Bewußtsein mit Recht weit über uns gehobenen Mannes, im Benehmen, in seinen Äußerungen nur den milden, liebevollen Vater zu sehen — den Greis, der mit Innigkeit an den Busen der Natur sich schmiegt — den Menschen, der, keine gesellige Form mit hochmüthiger Demuth verachtend, hinter jeder nur das Reinmenschliche aufsucht, und so gerne findet; den Weisen, der von seinen Leistungen mit einer Bescheidenheit sprach, die jetzt kaum der Unbedeutendste unserer unbedeutenden Schriftsteller (ich rede nicht von Herrn Glover) mehr für nöthig achtet; den Dichter endlich, der in seinen Werken nur Unvollkommenes, nur Anfänge anerkannte, wenn er auch wohl wußte, daß jede Leistung des wahren Künstlers, auch die größte, nur ein angefangener Ausdruck ist, zu dem hienieden das Ende nimmer gegeben wird; daß alle Mittel der Darstellung oder Abbildung des Höheren nur bis zu einem geringen Grade ausreichen, und ob ihrer Schwere kaum über den Boden zu heben sind, während Wollen und Denken alle Räume der Idealwelt durchziehen. Aber wozu soll ich Sie an Scenen erinnern, die wir so viel besprochen? — Genug, Sie wissen: Goethe klagt über das Mangelhafte seiner Werke; Glover (der mit ihm nichts als drei Buchstaben gemein hat, wovon der eine, den Zahlen verwandt, mir Gelegenheit zu einer treffenden Bezeichnung gäbe, wenn ich mir Anspielungen erlauben wollte) Glover mag mit seinem Werke zufrieden sein.

Aber weiter im Texte. Ist es Mißtrauen in seine eigene Sache, daß Herr Glover das Publikum durch die Auseinandersetzung zu bestechen sucht, wie „verächtlich“ er von Goethe behandelt werde? — S. 12 sagt er: „In welcher Achtung das Publikum bei ihm stehen müsse, kann man leicht aus den vielen gemeinen pöbelhaften Ausdrücken abnehmen, die er sich erst neuerlich wieder in seiner Biographie erlaubt.“ — Er hebt „davon beispielsweise nur einige der gelindern aus, weil seine Feder sich sträubt, die plumperen abzuschreiben.“

So viel in Absicht auf das Publikum überhaupt. Einer besonderen Beachtung hält Herr Glover noch das hannöverische werth. Goethe nennt einen gewissen von Goué „eine derbe, breite, hannöverische Figur.“ Glover benutzt diese Gelegenheit, um mit überraschender Neuheit im Witze, Goethen „eine hagere, lange Frankfurter Figur“ zu nennen, und ruft nebenbei aus: „man sollte kaum glauben, daß Jemand durch Hochmuth und Übermuth zu einem so hohen Grade von Aberwitz und Muthwillen verleitet werden könnte, die Bewohner einer ganzen deutschen Provinz auf eine solche Art beleidigen oder lächerlich machen zu wollen!“ (S. 12.) — Herr Glover spricht dies in bezug auf Goethe.

„Der Nachlässigkeiten im Styl giebt es auch in dieser Biographie unzählige.“ — (S. 13.) Darunter rechnet Herr Glover als undeutsch die Stelle: „Wir hielten denjenigen für unsern wahrsten Freund“, denn es sollte heißen — (sagt Herr Glover): „besten Freund.“ — Wer die Verbesserungen liest, die Glover an Goethe's Styl macht, muß wahrlich bedauern diesen Herrn nicht an die Spitze einer Akademie zur Ueberarbeitung deutscher Meisterwerke in die wahre klassische Form gestellt zu wissen! — Aber mit Goethe würde sich die Mühe nicht lohnen, „wozu sollte es auch nützen? — einen Neger weiß waschen zu wollen, ist ein undankbares Unternehmen.“ (S. 16.)



Noch ist zur Beurtheilung des Goetheschen Styles Folgendes zu wissen nöthig: daß er Fehler mache, „die man kaum einem Tertianer zu guthalten wird.“ (S. 16); — daß er grobe Unwissenheit unwidersprechlich beurkunde (S. 16); daß er der deutschen Sprache unnöthiger Weise Wörter aufdringe (S. 16); daß er sich das Recht herausnehme, neue deutsche Wörter willkürlich zu schaffen, ein Recht, das jeder andere Schriftsteller eben so ansprechen könnte, wenn jeder so anmaßend und eitel wäre, jenes vermeintliche Recht ausüben zu wollen.“ (S. 22.)

Ohne Rückhalt endet Herr Glover seine Beurtheilung der Goethe'schen Schreibart mit den Worteu (S. 22.): „Es ist zu bedauern, daß Goethe nicht fühlt wie ekelhaft sein Vortrag ist“, und zwar „durch neue Worte“ — durch „Lieblings-Ausdrücke, auf die man in seinen Schriften beständig stößt — durch Wortspiele, die sich in Unzahl finden, und die auf eine bewundernswürdige Art an Absurdität mit einander wetteifern; — durch den Mißbrauch des Particips, womit er das Ohr auf eine unausstehliche Weise beleidigt. Was die Grammatik betrifft, so gehört Goethe zu den Ignoranten; jeder nicht ganz unwissende Schulknabe weiß mehr als er (S. 24); — und so fehlerhaft schrieb vor ihm noch Niemand.“ (S. 26.)

Aber nicht genug, daß die Immoralität, die Irreligiosität, die Unberufenheit Goethe's zum Schriftsteller hinlänglich dargethan worden; auch dessen Unwissenheit muß an den Tag kommen. „Denn seine akademische Laufbahn beschreibt er so, daß man in Versuchung geräth zu vermuthen, er möge wohl eben nicht sehr tief in die Mysterien der Themis eingedrungen sein.“ Beweise hiervon findet der artige Verfasser in einer Dissertation, die Goethe, damals 18 Jahre alt, in lateinischer Sprache herausgegeben haben soll. Die Breite, mit welcher Herr Glover diese Abhandlung durchgeht (er füllt damit 50 Seiten; der ganze Prolog hat 76), verräth sein Wohl-

gefallen an diesem Geschäft. Er schwatzt darin — er ist in seinem Elemente — man sieht, wie gern er dabei weilt, seine geübte Hand ist ganz Meister desselben. Ich überlasse Ihnen, lieber Freund, nachzusehen, wovon hier die Rede ist; ich will Ihnen eine von so zarter Hand und auf so zarte Weise bereitete Überraschung nicht rauben. Sie können voraussetzen, daß, wer auf 76 Seiten über Goethe urtheilte, und was mehr ist, ihn anklagte und verurtheilte, in diesen neuen 50 Seiten ihn nicht anders behandeln werde. Mit völliger Gewissensruhe aber kann ich Sie versichern, daß hier das parturiunt montes ganz unrichtig angewendet wäre.

Auch in juristischer Beziehung findet die Biographie in dieser Vorrede noch eine Beleuchtung. Sie steht da als ein „monstrum horrendum cui lumen ademtum" (S. 73). Ich denke, Sie fragen, mein lieber Freund, worauf sich an diesem Orte das sie beziehe, ob auf die Biographie, auf die Vorrede oder auf die darin gegebene Beleuchtung? — Die Antwort liegt nahe.

Was nun die aus dem Englischen bearbeitete Schrift betrifft, so wird sie an Unverschämtheit, Halbheit, Rohheit und Anmaßung weit von dem Prolog, der sein eigener würdigster Nekrolog werden konnte, übertroffen. Sie ist nichts mehr und weniger als eine Spottschrift auf die deutsche Literatur und den deutschen Volkscharakter, auf Unkenntnis gegründet, nach Hörensagen oder falscher Ansicht ausgeführt, mit einiger Laune belebt, übertrieben, einseitig, nur höchst flüchtiger Durchsicht werth und selbst eine Ephemere. Indessen „a Book's a book, altho there's nothing int" sagt Byron. Das Schlechteste an diesem Buche bleiben unbestritten Herrn Glovers Anmerkungen, worin er sich unberufen und sehr unglücklich zum Vertreter Deutschlands gegen England aufwirft. Sollte ihm denn wirklich das Gewissen gar nicht geschlagen haben, als er aus der englischen Diatribe folgende Stelle übersetzte: „Ohne Furcht, man werde

sie nachdrücklich tadeln, nehmen die Unmündigsten und Armseligsten der schmierenden Zunft majestätische Gestalten an, wie zusammengeschrumpfte Äpfel im leeren Raume sich aufschwellen" u. s. w. (S. 84).

Ist man von einem Manne, der auf solche Weise wie Herr Glover aufzutreten wagt, nicht berechtigt zu fordern, daß er nächstens ein Werk in die Welt sende, vor dem alle Goetheschen in den Staub sinken? — Bis dahin verzeihe er mir, wenn ich ihn für einen Mann halte, der sich im Gefühle seiner Sicherheit am großen Goethe reiben wollte, auf daß neben dessen ruhmvollen Namen auch sein unrühmlicher mitgenannt werde. Für den Augenblick ist diese zweideutige Auszeichnung erreicht, aber Herr Glover schmeichelt sich zu viel, wenn er glaubt, er habe sich damit an die Schleppe Goethes für immer geheftet, und erlange so schlechten Kaufs die Unsterblichkeit.

„Verzeihe der würdige Meister der deutschen Dichtkunst, daß ich den Namen eines unwürdigen Sudlers so oft neben dem Seinigen setze! Ich weiß, daß die niedrige Hoffnung, die alten Tage unseres Goethe zu trüben — ihm das Gefühl seines Werths, den Trost der letzten Lebensstunden zu rauben, eine vergebliche ist; aber wer, der solcher Absicht fähig, verdient nicht, daß man ihn von Pranger zu Pranger führe?"

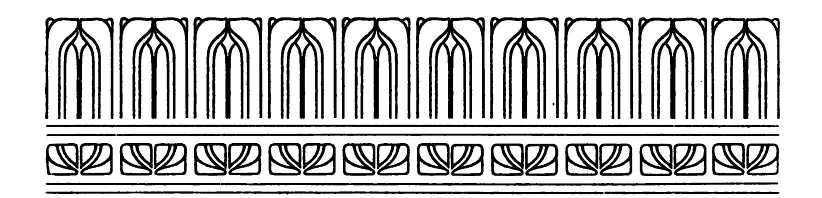
Ich richte daher an Sie den Schrei meines Unwillens und habe Nichts dagegen, wenn ihn die ganze Nation vernimmt. Ich erhebe furchtlos meine Stimme, denn ich bin gewiß, daß Millionen eben so denken, eben so entrüstet sind. Ich hoffe zur Ehre unseres Vaterlandes, daß selbst diejenigen, welche auf Flecken, auf Unvollkommenes in Goethes Werken öffentlich deuten zu müssen glauben, mit Unwillen auf einen Menschen blicken werden, der so sehr jene Achtung vergessen konnte, welche selbst der Tadler einem Mann wie Goethe, und überhaupt jeder der deutschen Nation schuldig ist.

Und nun, mein werther Freund, wenden Sie Ihre Blicke weg von diesen Blättern, und suchen Sie in dem Kreise der Ihrigen, an den freundlichen Ufern der Maas des Gewürmes zu vergessen, das an den ehrwürdigen Säulen des deutschen Kunsttempels hinaufkricht, und seinen Weg mit Unrath bezeichnet.

Diese Apologie des beredten Verteidigers nimmt für den gelehrten vielbelesenen österreichischen Offizier gewiß auch denjenigen ein, der die weiteren literarischen Veröffentlichungen desselben nicht kennt.

Köchy selbst hat in neuerer Zeit seinen Biographen in Teichmann gefunden, welcher in der „Allgemeinen deutschen Biographie" Bd. 16 (1832) den kurzen Lebenslauf und die bemerkenswertesten Werke des „Goethefeindes" verzeichnet hat. Daß Prokesch selbst poetisch tätig war, erwähnte ich schon eingangs, seine Gedichte sind im 6. Bande der „Kleinen Schriften" enthalten und füllen ganz diesen starken Band. Ein Brief Goethes selbst an Prokesch hat sich bis jetzt nicht vorgefunden, obgleich wohl anzunehmen ist, daß der Dichter in Weimar an den von ihm so geschätzten Österreicher geschrieben hat. Vielleicht läßt ein glücklicher Zufall ein solches Schreiben doch noch zutage treten.





Der steirische Typograph Josef Vinzenz Ritter von Degen.

Der Steiermärker, dessen Name diesem Aufsatze vorangestellt ist, hat sich zu Ende des XVIII. und am Anfang des XIX. Jahrhunderts so außerordentliche Verdienste um die Typographie erworben, daß er in der erwähnten Richtung zu den hervorragendsten Buchdruckern nicht nur Österreichs, sondern selbst Deutschlands gezählt werden muß. Im Oktober 1804 wurde vom Staate Österreich, da sich längst das Bedürfnis hiefür geltend gemacht hatte, die Errichtung einer eigenen Anstalt „für die Druckgegenstände des Allerhöchsten Hofes, der Hofstellen und der übrigen Behörden genehmigt“ und dem erwähnten Buchdrucker Josef Vinzenz Ritter von Degen infolge seines mit der damaligen k. k. Hofkammer, Finanz- und Kommerz-Hofstelle abgeschlossenen Vertrages vom 17. Oktober die Leitung dieser Anstalt übertragen. Warum man gerade diesen Mann an die Spitze des neugegründeten Institutes stellte, welches nicht nur eine auf dem Gebiete der Typographie ganz außerordentlich erfahrene sondern auch eine höchst vertrauenswürdige Persönlichkeit erforderte, mögen die nachfolgenden Ausführungen

darlegen, die zugleich die Erinnerung an die nicht gewöhnliche Tatkraft eines Österreichers wachrufen und festhalten sollen, der auf dem Gebiete des Buchdruckes so Ausgezeichnetes geleistet hat wie kaum einer vor ihm, und dem selbst in der Folgezeit wenige auf diesem Felde nahekamen.

Als Sohn bürgerlicher Eltern am 23. Jänner (nach andern am 11. März) 1761 zu Graz geboren, genoß Degen eine vortreffliche Erziehung; er betrieb in der Folge an der Wiener Universität sogar die juristischen Studien und beschäftigte sich wissenschaftlich mit der Veterinärkunde. Seine Vorliebe für das Druckgewerbe und alle Richtungen des Buchhandels aber bewog ihn, nach Vollendung des juristischen Studiums sich diesem zu widmen, und er brachte 1789 die Paul Kraussche Buchhandlung in Wien, welche übrigens damals passiv war, an sich, errichtete 1801 eine eigene Schriftgießerei und begann hierauf eine eifrige Tätigkeit auf dem Gebiete des Verlagsbuchhandels. Diese Tätigkeit erregte um so mehr die Beachtung weiterer Kreise und namentlich auch der Behörden, als in jenen Tagen der Wiener Verlagsbuchhandel noch sehr im argen lag und die von demselben ausgegebenen Druckwerke in Bezug auf ihre Ausstattung und zumal in Bezug auf Schönheit und Reinheit der Schrift sich durchaus nicht mit den Werken des Auslandes messen konnten. Gerade hierauf aber lenkte Degen sein Augenmerk, er suchte seine Druckerei auf den höchsten Stand zu bringen und wandte seine Aufmerksamkeit der Herstellung neuer, geschmackvoller und schöner Lettern zu. Aus diesem Grunde und weil die Verlagswerke des geschickten und mit besonderem Geschmack begabten Mannes in der Tat auch schon die Aufmerksamkeit außerhalb Österreichs auf sich gezogen, wurden ihm verschiedene Privilegien zur Förderung seiner Unternehmungen gerne gewährt. Sein Geschäft, das er im eigenen Hause (Alserstraße Nr. 143) betrieb, stand deshalb auch bald in voller Blüte, und längst waren

nicht nur die Lasten gedeckt, welche er bei Begründung und beim Ankaufe der früher erwähnten Buchhandlung mit übernommen, sondern er hatte auch rasch ein ansehnliches Vermögen erworben, und es wurde ihm 1807 das Wiener Bürgerrecht verliehen.

Schon bevor Degen den eigenen Verlag begründet, bewährte er sich auf dem Gebiete des Buchhandels als feingebildeter und über die bestehenden Verhältnisse in Wien weit hinausblickender Fachmann. So wandte er, sein reiches Lager betreffend, besondere Beachtung nicht nur den deutschen Werken, sondern auch jenen in fremden Sprachen zu. Als ein deutlicher Beweis hiefür erscheint der zehn Jahre nach Begründung seiner Buchhandlung, also 1799, herausgegebene, heute noch mustergültige Lagerkatalog, welcher 322 Seiten umfaßte und den Titel führte: „Catalogue des livres grecs, latins, allemands, françois, italiens, anglois et espagnols etc. qui composent le dépot de la librairie de J. V. Degen . . . ou Choix des livres rares et précieux", welchem 1802 und später noch drei nicht minder umfangreiche Supplemente folgten. 1803 erschien außerdem neuerlich ein deutsches „Verzeichnis deutscher und lateinischer Bücher, welche bei J. V. Degen . . . zu haben sind, nebst einem Anhange von ihm gedruckter und verlegter Bücher". Die letztere Anführung lenkt uns auf die Rührigkeit Degens als Verleger. Wir finden unter seinen stets schön ausgestatteten und besonders aufmerksam gedruckten Verlagswerken solche ökonomischen und mathematischen, philosophischen und geographischen Inhaltes. Die Alpen-Reisebeschreibungen von Schultes, Pezzls vielgenannte Beschreibung von Wien, die ersten Bände des großen Werkes von A. Bartsch: Le peintre graveur", eine Reihe feinausgestatteter Bände des „Wiener Taschenbuches" (von 1803 bis 1809), mit Reiseskizzen in jedem Bande, denen von Gerstner und Blaschke hübsch gestochene Kupferstiche beigegeben sind, auch mehrere belletristische

Musen-Almanache und Taschenbücher, der „Tiroler Almanach“ u. a. m. lenkten auf die Bücher seines Verlages große Beachtung.

Die höchste Aufmerksamkeit, man kann sagen den Ruhm Degens aber begründeten die von ihm seit 1803 an veranstalteten Prachtausgaben, welche den Hersteller derselben, wie eine zeitgenössische Stimme schon 1804 sagt, den ersten Veranstaltern deutscher Prachtdrucke Göschen, Unger und Breitkopf, ja den berühmten Typographen Bodoni in Parma und Didot in Paris ebenbürtig zur Seite stellten. In der Tat sind diese Ausgaben typographische Meisterstücke ersten Ranges. Sie erschienen mit den prächtigsten Antiqualettern auf starkem, nicht allzu glattem Velinpapier so schön, klar und rein gedruckt, wie wir selbst bis auf den heutigen Tag kein ähnliches Druckwerk aufweisen können, namentlich nicht in so vornehmer, edler Einfachheit und tadelloser Schönheit. Mitunter sind auch von den besten Meistern gestochene Kupferstiche diesen Druckwerken entweder beigegeben oder mit als Kopf- oder Zierleisten dem Texte eingefügt. Das Format dieser stattlichen Druckerzeugnisse reicht vom größten Oktav bis zum umfangreichsten Imperialfolio. Von dem ihm besonders bemerkenswert scheinenden dieser Prachtdrucke hat Degen auch einzelne Abzüge auf Pergament herstellen lassen, welche für die Majestäten oder berühmte Bibliotheken bestimmt waren und von dem Herausgeber nur als Geschenk solchen illustren Personen oder Anstalten gewidmet wurden.

Die erwähnten prächtigen Druckwerke dieser Gattung umfassen entweder berühmte Schöpfungen zeitgenössischer klassischer, deutscher Schriftsteller oder Dichtungen von Österreichern, die anläßlich eines besonderen patriotischen Ereignisses entstanden sind, in einem Falle auch das umfangreiche Werk eines lateinischen Poeten. Es ist begreiflich, daß Degen solch kostbare Druckstücke, deren ein einziges schon den Ruhm des Typographen begründen kann, nicht von zahlreichen Schriften ver-

anstalten konnte, zumal ja dieselben mehr das Können und den Geschmack ihres Herstellers zu beweisen als einen Ertrag durch den Verkauf zu bieten bestimmt waren. Immerhin liegen aus den Jahren 1803 bis 1811 acht derartige Prachtausgaben vor, welche es wohl begreifen lassen, daß nach solchen Leistungen Degen als der hervorragendste Vertreter Österreichs auf dem Gebiete der Typographie betrachtet werden konnte.

Von 1803 an gab Degen die in typographischer Beziehung besonders sorgfältig behandelten Bände einer „Collectio auctorum classicorum latinorum“ in schönem handlichem Oktavformat heraus, namentlich Horatius und Publii Ovidii Nasonis opera in 3 Bänden. Es wurden Ausgaben auf Velin-, auf Schreibpapier und auf gewöhnlichem Papier veranstaltet, und wie groß der Preisunterschied zwischen diesen verschiedenen Ausgaben war, möge die Angabe bestätigen, daß z. B. die 3 Bände Ovid auf Velin 24 fl., auf Schreibpapier 4 fl. 30 kr. und auf ordinärem Papier 2 fl. 40 kr. kosteten. Überaus ehrend und bezeichnend für die Wertschätzung unserer deutschen Dichter durch den Verleger ist die ebenfalls 1803 begonnene, mit trefflichen scharfen Antiqualettern nur auf Velinpapier von Degen veranstaltete Sammlung deutscher Klassiker in Oktav, welche Werke von Thümmel, Gerstenberg, Uz, Hölty u. a. enthielt und die schönsten Ausgaben jener Zeit von diesen Autoren bot. Diese Drucke Degens waren keine Nachdrucke. Als sich die Meinung verbreitete, man habe es in diesen und seinen übrigen Ausgaben deutscher Dichter und Schriftsteller mit solchen Nachdrucken zu tun, veröffentlichte Degen eine Notiz in dem damals überaus maßgebenden Wiener Literaturblatte „Annalen der Literatur und Kunst in den österreichischen Staaten“ (Jahrgang 1804, Intelligenzblatt Nr. 1), welche ich ihres charakteristischen Inhaltes wegen hier ganz wiedergebe. Sie lautet: „Es beliebt gewissen Herren, die in der Degenschen Buchdruckerei veranstalteten Prachtausgaben von Zimmermann,

Abbt, Thümmel &c. für Nachdrucke zu erklären; diejenigen Herren, die dieses Bedenken tragen, werden ersucht, sich durch einige Blicke in den Leipziger Meß-Katalog, in welchem bekanntlich Nachdrucke nicht angezeigt werden, eines besseren zu belehren ..."

In der nachfolgenden Zusammenstellung seien Degens Prachtdrucke mit vollständiger Titelangabe möglichst genau beschrieben und einige ausführende Bemerkungen darangeknüpft. Zunächst die Angabe, daß die meisten der Werke auf dem Titelblatte das schöne Monogramm Degens als Buchdruckersignet enthalten und daß in allen Stücken der Antiquadruck auf Velinpapier angewendet ist.

Das Erscheinungsjahr 1803 weisen auf:

Zimmermann „Von der Einsamkeit", ein 77 Seiten starker Band in klein Folioformat mit ausgezeichnet großen Antiqualettern gedruckt. Der Preis dieses Bandes betrug 20 Gulden.

„An Flora und Ceres" von C. Freiherrn von der Lühe, ein Quartband, 60 Seiten stark. Diesen Gedichten v. d. Lühes sind 2 Medaillonporträts des Verfassers von Kininger beigegeben, welche der berühmte Stecher Friedrich John in Kupfer gestochen hat, derselbe Künstler, der für die Göschenschen Prachtausgaben der Werke Wielands in Quart 12 und der Werke Klopstocks 6 Platten in Stiche ausführte. Der Ladenpreis dieses Bandes betrug 15 Gulden.

Aus dem Verlagsjahre 1804 rühren her:

„Poetische Werke" von Johann Peter Uz. Nach seinen eigenhändigen Verbesserungen herausgegeben von Christian Felix Weiße, 2 Bände, 210 und 259 Seiten stark in großem Quartformat. Diese geradezu monumentale Ausgabe hat zur Zeit ihres Erscheinens die Bewunderung jedes Kenners erregt. Eine Biographie von Schlichtegroll ist vorangestellt. Der erste Band enthält das nach einem guten Originale von Cl. Kohl

gestochene Porträt von Uz, der zweite Band wieder einen Stich von John, welcher als Grabdenkmal einen trauernden Genius mit einem Lorbeerkranz und gesenkter Fackel vorstellt, dessen Zeichnung der ausgezeichnete Bildhauer Zauner entworfen hat. Zauner, zu Ende des Jahrhunderts Professor der Bildhauerkunst an der Wiener Akademie, ist unter anderm der Schöpfer des Kaiser Josef-Denkmales in der Residenzstadt. Über den besonderen Einband dieses Werkes und einiger noch zu erwähnender Bücher folgen einige Ausführungen am Schlusse unserer Zusammenstellung. Der Preis dieser Prachtausgabe von Uz betrug (nach dem Bücherlexikon von Heinsius) 13 Thlr. 8 Gr.

Thomas Abbt „Vom Verdienste“, ein etwas schmaler Quartband in der Stärke von 372 Seiten, in ähnlicher Ausführung wie die früheren beschriebenen Bücher, ebenfalls ein Prachtdruck ersten Ranges.

Aus dem Verlagsjahre 1805 weiß ich kein Stück anzuführen, dagegen von 1806:

„Elegie due di Clemente Bondi“ in kleinem Folioformat, nur 23 Seiten stark, mit besonders großen Lettern, die scharf und rein hervortreten, gedruckt. Bondi, ein früherer Jesuit, der 1815 der Kaiserin in Literatur und Geschichte Vorträge hielt, galt als ein hervorragender italienischer Poet und genoß als solcher in Wien ganz besonderes Ansehen. Er ist auch der Verfasser des folgenden Druckwerkes.

Aus dem Verlagsjahre 1808:

„In occasione delle faustissime nozze di sua Maestá Francesco I, Imperatore d'Austria, Re di Ungheria, Boemia e di sua altezza reale l'archiduchessa Luigia d'Austria sincero omaggio e devoto di Clemente Bondi“ mit dem Umschlagtitel „Sonetti epitalamici“. Diese Festschrift, vom Verleger anläßlich der Vermählung des Kaisers Franz und der Kaiserin Maria Ludovika herausgegeben, hat zwar nur einen Umfang von 4 Blättern, weist aber das größte Format auf, in dem je ein Druckwerk

Degens erschienen ist; das Imperialfolioformat zeigt das Maß von 65·5 zu 48·5 cm. Die großen Antiqualettern wurden eigens auf die sorgfältigste Weise hierfür angefertigt. Den Inhalt bilden 6 Sonette, deren jedes eine besondere Seite einnimmt und die in dem Formate entsprechenden großen Lettern gedruckt sind. Über jedem Sonette ist als Kopfleiste in länglich viereckigem Rahmen eine kleine allegorische Darstellung in Kupferstich angebracht; diese Stiche in geschummerter Manier wiederholen sich je zweimal und dürften ebenfalls von John herrühren. Von diesem prächtigen Drucke wurden für das Kaiserpaar und einige der höchsten Persönlichkeiten Abzüge auf Pergament hergestellt. Aus einem Schreiben des Präsidenten der Polizeihofstelle, Freiherrn von Summerau, an Degen anläßlich der Herausgabe dieses Druckwerkes seien nur die Sätze angeführt: „Sie haben das Vermählungsfest Sr. Majestät durch den Triumph Ihrer Kunst gefeiert und ich darf mir das Vergnügen nicht versagen, Ihnen nicht bloß meinen Beifall über die schöne und große Idee, sondern auch meine völlige Bewunderung über die treffliche Ausführung zu bezeugen. Die großen Opfer, welche Sie, von dem edelsten und seltensten Enthusiasmus geleitet, gebracht haben, um diese höchste Stufe der Vollkommenheit der Typographie zu erreichen, sind mir nicht unbekannt und der ausharrende Eifer, mit welchem Sie alle Hindernisse besiegten, erhöht Ihr Verdienst noch mehr. Es wird mir zur angelegentlichsten Pflicht, die besondere Aufmerksamkeit Sr. Majestät, Allerhöchstwelchem die Kultur der Wissenschaften und Künste so nahe am Herzen liegt, auf diese in ihrer Art einzige Huldigung eines achtungswürdigen Staatsbürgers zu lenken und ich darf mit Zuversicht voraussetzen, daß Allerhöchstdieselben ein Kunstwerk, welches nach seiner hohen unübertroffenen Vollendung dem Kaiserstaate selbst zur Ehre gereicht, würdigen und anerkennen werden.“ Auch die literarischen Blätter waren über dieses vornehm ausgestattete Prachtwerk des Lobes

voll; namentlich rühmten die „Annalen der Literatur der österreichischen Kunst“ in demselben: „Die Form der Buchstaben, die Schwärze des Druckes, die wohlgeordneten Verhältnisse der Zeilen und des Ganzen“ und stellten es den schönsten Werken Didots und Bodonis zur Seite. Nach dem Bücherverzeichnisse von Heinsius war dieses Prachtdruckwerk für 6 Thlr. 16 Gr. käuflich.

In demselben Jahre erschien:

„Musarion“ von Christ. Mart. Wieland, ein Folioband von 83 Seiten Stärke, welcher, obgleich von etwas kleinerem Formate wie das vorige Werk, diesem doch würdig zur Seite gesetzt werden kann, da er dieselben Vorzüge aufweist. Die scharfen Antiqualettern sind etwas kleiner als jene der Sonette Bondis, aber noch immer so groß, daß nur 22 Verszeilen auf einer der Folioseiten enthalten sind. Vor jedem der drei Bücher, in welche Wielands Gedicht zerfällt, findet sich ein Kupferstich als Kopfleiste, der eine Szene aus dem bezüglichen Buche darstellt. Die Bilder sind, von Agricola entworfen und von John in dessen eigenartiger feiner Weise gestochen, wahre kleine Kunstwerke. Es ist diese Ausgabe von Wielands Musarion wohl die prächtigste und kostbarste, welche überhaupt existiert. Sie kostete nach dem Bücherverzeichnisse 18 Thlr.

Aus dem Jahre 1811 rührt das letzte der hier zur Besprechung kommenden Druckwerke her:

„M. Annaei Lucani Pharsalia curante Angelo Illycino“, ein gewaltiger Quartband von 432 Seiten. Es scheint, daß Degen sich dieses Gedicht Lucans über den Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus deshalb als Prachtverlagswerk gewählt hat, weil es die einzige Dichtung jener Periode ist, welche einem Künstler Gelegenheit gibt, Szenen aus römischen Kämpfen darzustellen und so der antikisierenden Kunst mit Rücksicht auf das römische Rittertum Geltung verschafft. Die Ausgabe enthält nämlich 10 blattgroße, überaus tonkräftige Kupferstiche

von Georg Friedr. Wächter, jenem Maler, der in den Anschauungen Carstens ausgebildet, von so bedeutendem Einfluß auf das österreichische Kunstleben zu Anfang des Jahrhunderts sich zeigte. Die besten Stecher haben die Zeichnungen Wächters im Stiche wiedergegeben, so Leybold, Kohl, Schramm, Frey und Rahl. Die Bilder führen meist Kriegsszenen vor; sie zeichnen sich hauptsächlich durch die Charakteristik der Figuren und durch die treffliche Verteilung von Licht und Schatten aus. Diese Lucan-Ausgabe zog auf der Leipziger Ostermesse 1811 „die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und galt als das Vollendetste und Beste, was in dieser Richtung geleistet werden konnte.“ Böttiger rühmt an ihr „die ausgesuchte Schärfe, Rundung, Wohlgestalt und Proportion der Typen, die gefällige Symmetrie in dem Abstand der einzelnen Worte von einander, den genauen Druck und die wohlberechnete Schwärze.“ Leider ist dieser Ausgabe in textkritischer Beziehung nicht die gleiche hohe Bedeutung beizumessen als in typographischer. Einige Exemplare auch dieses Buches wurden auf Pergament gedruckt; eines liegt in der k. k. Hofbibliothek in Wien.

Mit der Lucan-Ausgabe schließt die Reihe der Prachtdrucke Degens, welcher, seitdem er die Leitung der Wiener Hof- und Staatsdruckerei inne hatte, seinen Verlag immer mehr einschränkte und, wie wir gesehen, bald darauf ganz einstellte.

Es bleibt noch übrig, der Originaleinbände zu gedenken. welche mir von einigen dieser Degenschen Ausgaben vorliegen und die einer besonderen Aufmerksamkeit wert erscheinen. Wielands Musarion ist ganz in dunkelbraunes Leder gebunden; der Vorder- und Rückendeckel des Bandes zeigt sorgfältig ausgeführte Verzierungen. Zarte Goldarabesken in den Ecken sind durch Goldzierleisten verbunden. Der leder farbige Grund wird von einer Art Marmoradern in hellerem Braun und in aufgetragener Goldfarbe durchzogen. Die

Mitte des Deckels nimmt ein 20 cm hohes Oval ein, das von verschiedenartigen eingeprägten Goldleisten umgeben erscheint. Dieses Oval hat einen lichten braunen Ledergrund, in den eine Leier teils eingeritzt, teils eingemalt ist, an der ein grüner, ebenfalls gemalter Eichenkranz hängt. Auf dem Rücken ist in einem weißen Emailschildchen in Golddruck der Titel angebracht. Der mit Goldschnitt und in Grau und Rot marmoriertem Vorsatzpapier versehene Band bildet eine schöne charakteristische Probe solider und eleganter Buchbindekunst jener Zeit,

Der zweite Einband ist jener des etwas schmäler gehaltenen Quartbandes, der Abbts Werk „Vom Verdienste“ enthält. Dieser Ganzlederband, in der Grundfarbe ebenfalls braun gehalten, zeigt auf der Vorder- und Rückseite des Deckels eine Art Ledermosaik, in dem dunkelgrün marmoriertes Leder als Rahmen wieder ein lichteres Lederoval, durch zarte Goldleisten vermittelt, einfaßt. In dem Mitteloval ist vorn die Figur eines Ritters mit einer Schriftrolle, rückwärts eine weibliche Gestalt, an ein Kamel gelehnt, eingeritzt. Der äußerste braune Lederrahmen zeigt aufgemalte grüne Weinblätter, deren Rippen ebenfalls zart geritzt erscheinen. In den vier Ecken der Deckel sind vier weiße Emailzwickel eingelegt; auch das rote Rückenschildchen mit dem Goldtitel ist von einem ähnlichen weißen Rande umgeben. Eine hübsche Überraschung bietet der Goldschnitt an der Seite des Buches, welcher, wenn alle Blätter zugleich durch den Daumen etwas seitwärts gehalten werden, verschwindet und das Bild einer gemalten weiblichen Gestalt in buntem Gewande, vor einem Opferaltare stehend, gewissermaßen auf dem Seitenschnitte erscheinen läßt. (Solche Schnitte kamen, wie ich aus „Mühlbrecht, Die Bücherliebhaberei, II. Auflage“, Seite 805, ersehe, schon im XVI. Jahrhundert bei sächsischen Buchbindern vor.) Auf dem hellblauen Vorsatzpapier sieht man grauweiße Verzierungen, die mit der Hand gemalt sind.

Das letzte Werk, welches durch seinen Einband Aufmerksamkeit beansprucht, ist die Prachtausgabe von Uz in Quart. Die zwei in einem Band gebundenen Teile befinden sich in einem, wie ein Buch aufzuklappenden Futterale, welches selbst einen großen braunen Lederband mit Goldschnitt darstellt. In diesem künstlerisch ausgestatteten Futterale, das 36 cm hoch und 28 cm breit ist, liegt der eigentliche Band, welcher durch ein blaues Seidenband herausgehoben werden kann. Das Futteral imitiert einen ähnlich ausgestatteten Einband wie jenen von Wielands Musarion, hat mit Goldschnitt versehene Blätter und ist im Innern blau; sorgfältig ausgeführte weißgraue Arabesken sind auf dem blauen Grunde mit der Hand eingemalt. Auch hier sind in dem Mitteloval des braunen Futteraldeckels und selbst auf dem Rücken desselben antike Figuren eingeritzt, welche in lichterem Braun hervortreten. Das Mitteloval zeigt derartig ausgeführt die Gestalt Apollos mit der Leier. Das eigentliche, also geschützte Buch ist in rotes Maroquin gebunden; Verzierungen auf dem Deckel sind in blauem Leder gegen die Ränder des Buches zu angebracht; zarte Goldstreifen umrahmen dieselben. Das Rückenschildchen mit dem Goldtitel erscheint weiß. Es ist neben dem Goldschnitt, wie bei dem Buche von Abbt, ebenfalls eine zweite, zunächst versteckt erscheinende farbige Verzierung des Schnittes angebracht, welche das Bild einer Leier zeigt, die von Rosen umgeben ist.

Es ist schon erwähnt worden, daß Degen seine Prachtdrucke gern als Geschenk überreichte, namentlich haben die großen Wiener Bibliotheken solche erhalten, zumal die kaiserliche Familien-Fideikommiß-Bibliothek und die Hofbibliothek in Wien, welche heute noch Pergamentexemplare dieser typographischen Meisterstücke besitzen. Der Lyzeal-, heute Universitätsbibliothek seiner Vaterstadt Graz hat Degen eine vollständige Reihe aller dieser Druckwerke auf Velin in den beschriebenen Einbänden, die an sich schon eine Merkwürdigkeit

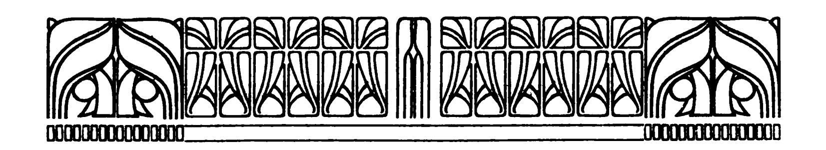
bilden, zum Geschenke gemacht und so auch seine Anhänglichkeit an die engere Heimat bekundet.

Nach dieser Darstellung der Tätigkeit Degens als Typograph wird es nun wohl leicht erklärlich, daß die staatlichen Behörden bei der Gründung der Hof- und Staatsdruckerei in Wien vor allem diesem, auf seinem Fachgebiete hervorragendsten Manne Österreichs ihr Augenmerk zulenkten und ihn zunächst zum, wenn auch zuerst provisorischen, Leiter des genannten Instituts ernannten. Die provisorische Anstalt, noch nicht ins Eigentum des Staates übernommen, befand sich von 1804 an im Franziskaner-Klostergebäude, Stadt, Singerstraße Nr. 913. Neben der Leitung derselben führte aber Degen bis 1815 noch die eigene Verlagsanstalt fort, wie ja schon die Ausführung seiner oben eingehender beschriebenen späteren Druck- und Verlagswerke nachweist. Erst als die Hof- und Staatsdruckerei vom 1. November 1814 an ganz in das Eigentum des Staates übernommen und Degen zum wirklichen Direktor derselben ernannt wurde, gab er das eigene Buchdrucker- und Buchhändlergeschäft auf, welches sein bisheriger Buchhalter K. F. Mörschner übernahm. Die Leitung der Hof- und Staatsdruckerei, welche außer den verschiedenen amtlichen Druckstücken namentlich auch die Verfertigung der Banko-Zettel zu besorgen hatte, führte Direktor Degen musterhaft, und zahlreiche vortreffliche Einrichtungen sind ihm daselbst zu verdanken. In Anerkennung seiner Tätigkeit wurde ihm 1810 der Adelstand, 1817 der Titel eines k. k. Regierungsrates und 1824 der österreichische Ritterstand verliehen. Wie glänzend sich seine Verhältnisse durch Tätigkeit und Fleiß gestalteten, erweist auch der Umstand, daß Degen, welcher nun das Prädikat Ritter von Elsenau erhalten hatte, das große Schloß Trautenfels im Ennstale der Steiermark an sich brachte und damit das Inkolat und die Würde eines steiermärkischen Landstandes erlangte. Der Ankauf dieses hervorragenden Besitzes, welcher

jahrhundertelang sich in den Händen des Geschlechtes der Grafen von Trauttmansdorff befand, durch Degen erfolgte schon im Jahre 1815.

Degen hat den Grund gelegt zu jener Bedeutung der k. k. Hof- und Staatsdruckerei, welche dieses Institut heute als eines der hervorragendsten typographischen Anstalten der Welt erscheinen läßt. Mitten in seiner Tätigkeit starb Ritter von Degen am 5. Juni 1827. Ein echt patriotisch denkender, durch seine Wirksamkeit unvergessen bleibender Österreicher ist mit ihm aus der Welt geschieden.





Aus dem Nachlasse Karl Gottfried Ritter von Leitners.

—

Im Jahre 1825 erschien „gedruckt bei J. P. Sollinger“ in Wien ein bescheidenes Bändchen: „Gedichte von Karl Gottfried Ritter v. Leitner“, welches sowohl in als auch außer Österreich die Aufmerksamkeit poesiefreundlicher Kreise in besonderem Grade auf sich zog. Sinnige und überaus formschöne Lieder fanden sich in dem kaum 200 Seiten starken Buche, daneben in kräftigen epischen Tönen gehaltene Balladen und andere erzählende Gedichte. Der Poet, ein Steiermärker, in Graz geboren, war damals 25 Jahre alt, aber nicht mehr unbekannt in der literarischen und künstlerischen Gesellschaft, welche zu jener Zeit in Wien Männer versammelte, die später zu den berühmtesten Deutsch-Österreichs gehörten; Grillparzer war schon hoch gefeiert, Graf Auersperg, damals noch nicht als „Anastasius Grün“ bekannt, veröffentlichte seine ersten Dichtungen, auch Zedlitz, Bauernfeld und andere traten mit ihren ersten Geisteswerken hervor. Franz Schubert hatte bereits die herrlichsten seiner Tonschöpfungen geschaffen; noch vor dem Erscheinen des erwähnten Gedichtbandes Leitners war ihm dessen darin befindliches und früher in einer Zeitschrift erschienenes Gedicht: „Drang in die Ferne“ („Vater du glaubst es nicht — Wie mirs zum Herzen spricht“) vorgekommen und hatte

den Künstler zur Komposition desselben veranlaßt, die 1823 als op. 71 erschien. Weitere Stücke von Leitner hat Schubert im Jahre 1827 vertont, nachdem er den Dichter bei einer Anwesenheit in Graz persönlich kennen gelernt, und eine Reihe von Kompositionen Leitnerscher Dichtungen fand sich noch in dem Nachlasse des allzu früh geschiedenen Meisters der Töne.

Es soll hier keine Biographie Leitners, der am 20. Juni 1890 starb, geboten, aber es darf erinnert werden, daß der steirische Poet ein Alter erreicht hat, das wenigen beschieden, und bis in die letzten Tage seines einfachen, aber stets dem Idealen geweihten Lebens der Dichtkunst Muse ihm hold geblieben ist, es darf erinnert werden, daß ihm schon nach den ersten Veröffentlichungen von Gedichten Grillparzer seine hohe Anerkennung nicht versagt und dessen dichterisches Schaffen selbst von da an aufmerksam verfolgt hat. Wie man Leitner, einen der besten unter den österreichischen Dichtern des XIX. Jahrhunderts, an seinem 70., an seinem 80. und beim Eintritte ins 90. Jahr gefeiert, hat gezeigt, daß man das viele Schöne, das er empfänglichen Herzen geboten, nicht vergessen, obwohl der Greis sich schon lange von der Außenwelt ganz zurückgezogen hatte. An dieser Stelle aber möge einiger Briefe und Briefstellen gedacht sein, welche dem nicht veröffentlichten Nachlasse des Dichters Leitner entnommen, die besondere Verehrung zeigen, die man namentlich auch in Komponistenkreisen dem von ihm Geschaffenen schon frühzeitig entgegenbrachte, und die Hochschätzung, welche er allseitig genoß.

Albert Stadler, der im Konvikte der Sängerknaben der k. k. Hofkapelle mit Franz Schubert so innig befreundet war und selbst unter den tüchtigsten Liederkomponisten Österreichs eine Stelle einnimmt (gestorben 1884 in Wien), hat im Jahre 1832 an den ihm persönlich unbekannten Leitner ein längeres Schreiben gerichtet, das hier seines begeisterten Inhaltes und seines Verfassers wegen zum Abdrucke gebracht werden soll.

Linz, am 10. März 1832.

Euer Hochwohlgeboren!

Poetische Bekanntschaft ist auch eine und auf diese wage ich es, Ihnen mit der Thür oder vielmehr mit diesem Briefe in das Haus zu fallen und Sie um Entschuldigung zu bitten, daß sich Ihnen ein Mensch geradezu aufdringen will, den Sie gar nicht kennen und dessen Dasein Sie erst in diesem Augenblicke bemerken. Es ist ein Bettler, ein Armer, der sich Freunde sucht, doch wahrhaftig keinen, den er nicht hochachten kann, und der auch vorerst jetzt um nichts bettelt als, gleich dem Kanzelredner im Chorhemde, um Ihre Aufmerksamkeit und Geduld. Ich habe Ihre Gedichte gelesen, nicht doch, weit mehr als gelesen, ich habe sie tief gefühlt, scharf durchdacht. Da ist mir so wohl, so warm dabei geworden, und das Thermofluidum für den bekränzten Dichter ist mir im Herzen so hoch gestiegen, daß ich voll heißer Bewegung des Gemüthes die Feder ergriff und schrieb und fortschrieb und das Füllhorn der Töne ausgoß über Ihre herrlichen Worte. Wüßte ich doch nicht, warum ich schmeicheln sollte einem Manne, dem es wahrhaftig darum nicht zu thun sein kann und der sein eigen Lob, ich meine das Gefühl des Gelingens, welches unwillkürlich auftaucht bei jeder Schöpfung des Wahren, Guten und Schönen, bescheiden, aber gerecht, selbst im Busen trägt. Wie des Malers Pinsel die Idee des Schaffenden verkörpert und durch tausend Augen seine Empfindung tausendmal hineinstrebt in die Brust des Berufenen, so möchte ich glauben, daß die Potenz der Worte durch das Mittel der Töne sich gleichsam zu einem sinnlichen Gebilde verwirklichen lasse und durch das Ohr zu einer erhöhten Anschauung gelange, welche das Auffassen der vom Geiste nur wieder zum Geiste ausgesprochenen Idee erleichtert und durch den Halbleiter eines edlen Sinnes auch dort bis zum Zünden erhitzt werden könne, wo das Wort des Dichters

leider zu wenig Wärmestoff und Aneignung findet, um wie es will, soll und verdient, das heilige Flämmchen in dem tiefen Schacht der Menschenbrust zu wecken. Doch ich sentenziere da vor ihrer Schwelle und habe meinen Paß und Beruf noch gar nicht vorgewiesen, ohne dem Sie mich wahrhaftig für einen Land- oder was immer für einen Streicher halten können. Geburt, Name, Stand &c. gehört hier nicht zur Sache. Ich bin der Unterzeichnete, lebe nicht von Musik, lebe aber in ihr, und sie ist und bleibt mein Leben, mein Trost, mein Alles. Ich weiß nicht, ob Sie selbst Musik treiben, doch das weiß ich, daß Sie mit den Genüssen, die Kunst und Wissenschaft gewähren, enge vertraut sind, und darum nicht Mehreres davon. Gott hat mir, tausend Dank, dieses Talent gegeben, schon in früher Kindheit wurde es gepflegt und fortan durch wackere Meister und durch glückliche Verhältnisse geleitet. Ich muß es beifügen, daß ich Musik ernstlich studiert und niemals als leere Erholung und Ohrenkitzel behandelt habe. Es ist das ursprünglich nicht *mein* Verdienst, sondern Folge der Richtung, die ich in diesem Fache erhielt. Welche Stufe ich etwa erreicht habe kümmert mich nicht, das mögen andere sagen, mir ist nur die Kunst heilig, sie selbst ist es, sie einzig, die ich glühend umfasse und nichts leichter als Komparazionen und Kalkulierung meines geringen Wissens entbehre; es könnte mir nicht im Traume beifallen, mich für etwas auszugeben, ich bin *nur* Dilettant und ich bitte Sie um des Himmelswillen mich keines Dünkels fähig zu halten; diesen Schmutz trägt mein Leben und mein Beruf nicht an sich. In den letzten Jahren habe ich Beethoven am fleißigsten durchgegrübelt, mit Schuberts Muse bin ich ganz leicht sehr vertraut geworden, denn ich lebte mit dem Verklärten viele Jahre im persönlichen freundschaftlichen Umgange und war immer der Erste im Besitze seiner Dichtungen und der Urschrift. Ihm verdanke ich vorzugsweise die erhaltene Richtung zum Liederfache, worin ich fast

ausschließlich arbeite und auch schon eine dickleibige Sammlung zusammengearbeitet habe. Mein guter Wille dabei ist stets nur auf Wahrheit der Darstellung gerichtet, ohne Schmuck und Flitter der Kunst. Des Dichters Idee und Tendenz fest im Auge, pflege ich, so gut es geht, meine Lieder zu schreiben, und wenn ich dann etwas so recht getroffen zu haben glaube, so denke ich immer an das verbum caro factum est, obschon weit entfernt heilige Dinge in irdische Vergleichung zu stellen, aber es ist mir so als ob sich dann ein Geist verkörpern und erst recht sehen lassen wolle. Das ist mein Signalement, welches ich Ihnen schuldig war und nun zur Sache. Nicht Eitelkeit oder Vorliebe ist es, wenn ich mir erlaube, Ihnen beiliegend ein paar solcher Versuche einzusenden, sondern es soll nur erweisen, daß es mir Ernst ist und von der Hochachtung soll es zeugen, die ich Ihrer reichen Dichtergabe zolle. Ich habe alle 6 „Lieder des Einsiedlers“ gesetzt und dabei den Mann nicht als einen von der Last der Jahre, sondern des Kummers und zerstörter Hoffnungen niedergebeugten Lebensmüden behandelt. Darum singt er füglich im Tenor und scheint nur dabei noch interessanter zu werden. Der Greis am Grabesrande möchte auch kaum mehr so in seine Glocken stürmen. Doch vielleicht habe ich mich irrig belehrt, jedem Winke würde ich dankbar sein. Indeß haben diese einen Cyklus bildenden Lieder die Probe ausgehalten, denn schon viele (und zwar keine kindischen oder mondsüchtigen) Thränen sind dabei um den armen Siedler geflossen. Möchten Sie aus diesen kleinen Auszügen nicht verkennen wollen, daß ich bemüht bin nur im Sinne des Dichters und keine Note ohne Grund zu schreiben. Außerdem schrieb ich aus Ihren Gedichten noch: „Des Greises Schlaflied“, „Der Meßner“ (gewiß eine der schwierigsten Aufgaben, die ich mir setzte), „Des Sängers Braut“, „Todtengräberlied“, „Die Wallensteiner Landsknechte beim Trunke“ und „Drang in die Ferne“. Ich habe es gewagt

mich im letzteren mit Freund Schubert zu versuchen, aber aufrichtig gesagt nur deßhalb, weil mir der große Meister in diesem Liede nicht recht passend geschrieben hat. Der 6/8tel Takt, den er hiezu wählte, ist in Presto dort, wo es nicht positiver jagt, hüpft und gallopirt, immer eine gar gefährliche Klippe im Meere der Töne. Ich kann mich dabei oft der Assonanzen des Dreschflegels und würde er auch in Arkadien geschwungen nicht erwehren, und gar so leicht verfällt der Sänger unwillkürlich in den Sylbenfall des Verse recitirenden Schulknaben und es ist jammerschade um die Arbeit. Lesen Sie doch gütigst laut und scharf betont: Vater, du glaubst es nicht, wie's mir zum Herzen spricht &c. So die Musik, es läßt sich gar nicht ausweichen. Ich habe den al breve Takt genommen und bei allen Kennern hat das Lied eine beifällige Aufnahme gefunden. Hiemit will ich aber nur mein Darum gesagt haben ohne es zugleich als unfehlbar verfechten zu wollen. Randhartingers „Drang in die Ferne" kenne ich nicht, indeß halte ich etwas davon, denn ich kenne ihn persönlich sehr gut als einen talentvollen Tonsetzer. In Wien musizirten wir täglich zusammen bei unseren Symfonien, ich geigte und er, damals ein winzig kleiner Sopranist, schlug in der That die Pauken recht tapfer. Schubert war ja auch dabei. Was gäbe ich wohl, wenn ich Sie, der so tief fühlt, der die zartesten tiefsten Gefühle aus der Menschenbrust wie spielend heraufholt und wieder zum Herzen trägt, am Klavier zur Seite hätte und Ihnen zeigen könnte, wie ich Sie aufgefaßt, wie ich Ihre herrlichen Worte in die Sprache der Töne übersetzt habe? Jeder belehrende Wink, jede Berichtigung und Zurechtweisung aus Ihrem Munde wäre mir Goldes werth, denn ich würde ja aus der klarsten Quelle schöpfen! Wie wohl thut es dem Kunstjünger verstanden zu werden, welche Wonne wäre es mir Ihre Akkorde im Herzen angeschlagen zu haben! Sicher gibt es noch viele Ihrer Gedichte, die ich theils nicht kenne,



Gedenktafel für Karl Gottfried Ritter von Leitner unter den Arkaden im Landhaushofe zu Graz, modelliert von Hans Brandstetter.

theils nicht besitze, die aber zur Musik recht gut geschaffen wären, ich bekam nur ein Bändchen zu leihen und mein gemüthliches Weibchen schrieb mir die oben bemerkten Lieder in flagranti heraus. Nun habe ich Johann Mayrhofers kräftige Dichtungen erwischt und auch auf dem Repertoir. Dieser Geist trägt Fresco auf, sein Pinsel ist sparsam aber scharf und kühn. Der fordert wieder eine ganz eigene Behandlung. Ich kenne den schroffen Schwärmer auch persönlich gut, schon durch Schubert und den Meistersänger Vogl, den ich wohl auch meinen Lehrer und Freund nennen darf.

Nun habe ich Ihnen wohl viel, vielleicht bis zur Ermüdung vorgeplaudert, verzeihen Sie, es ist so selten und thut so wohl solche Empfänglichkeit zu finden und daran kann und darf ich nicht zweifeln. Kaltenbrunner mag mich verfechten, wenn Sie ungehalten über meine Freiheit sein sollten, er hat mir gesagt, eine Zuschrift würde Sie freuen. Entschuldigen Sie auch die Adresse, er selbst wußte mir keine andere zu sagen. Darf ich mir mit einer kleinen Erwiderung (für mich eine Reliquie und ich habe deren schon mehrere) schmeicheln, so bitte ich den Brief zu adressiren „im Regirungsgebäude abzugeben". Einen Verleger zu suchen, scheue ich wie das Feuer, ja wer ein Strauß, Lanner, Morelly und Consorten wäre! Hinc illae lacrymae! O arme bettelarme Zeit! Und ich sollte mir nicht Ihre freundliche Annäherung erbitten?

Albert Stadler

k. k. Regierungs-Konzipist und derzeit Bücher-Revisions-Amtsverweser.

Albert Stadler hat die Lieder Leitners „Drang in die Ferne", „Der Meßner", „Vor meiner Wiege", Sängers Braut" sowie mehrere andere vertont, und sind diese Kompositionen bei Eurich in Linz und Haslinger in Wien auch im Drucke

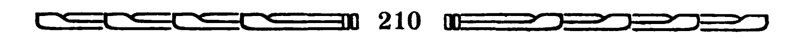
theils nicht besitze, die aber zur Musik recht gut geschaffen wären, ich bekam nur ein Bändchen zu leihen und mein gemüthliches Weibchen schrieb mir die oben bemerkten Lieder in flagranti heraus. Nun habe ich Johann Mayrhofers kräftige Dichtungen erwischt und auch auf dem Repertoir. Dieser Geist trägt Fresco auf, sein Pinsel ist sparsam aber scharf und kühn. Der fordert wieder eine ganz eigene Behandlung. Ich kenne den schroffen Schwärmer auch persönlich gut, schon durch Schubert und den Meistersänger Vogl, den ich wohl auch meinen Lehrer und Freund nennen darf.

Nun habe ich Ihnen wohl viel, vielleicht bis zur Ermüdung vorgeplaudert, verzeihen Sie, es ist so selten und thut so wohl solche Empfänglichkeit zu finden und daran kann und darf ich nicht zweifeln. Kaltenbrunner mag mich verfechten, wenn Sie ungehalten über meine Freiheit sein sollten, er hat mir gesagt, eine Zuschrift würde Sie freuen. Entschuldigen Sie auch die Adresse, er selbst wußte mir keine andere zu sagen. Darf ich mir mit einer kleinen Erwiderung (für mich eine Reliquie und ich habe deren schon mehrere) schmeicheln, so bitte ich den Brief zu adressiren „im Regirungsgebäude abzugeben". Einen Verleger zu suchen, scheue ich wie das Feuer, ja wer ein Strauß, Lanner, Morelly und Consorten wäre! Hinc illae lacrymae! O arme bettelarme Zeit! Und ich sollte mir nicht Ihre freundliche Annäherung erbitten?

Albert Stadler

k. k. Regierungs-Konzipist und derzeit Bücher-Revisions-Amtsverweser.

Albert Stadler hat die Lieder Leitners „Drang in die Ferne", „Der Mesner", „Vor meiner Wiege", Sängers Braut" sowie mehrere andere vertont, und sind diese Kompositionen bei Eurich in Linz und Haslinger in Wien auch im Drucke



erschienen; aber noch eine Reihe von Stadler komponierter Dichtungen Leitners liegt vor, die nicht zum Drucke gelangt und ganz in des Freundes Schubert Geiste gehalten sind.

Noch ein anderer kunstbegabter Freund Schuberts und Leitners, der im Jahre 1868 verstorbene Anselm Hüttenbrenner, hatte des steiermärkischen Landsmannes Lieder zum Vorwurfe seiner Kompositionen gemacht. Als ihm Leitner die zweite Auflage der „Gedichte" (welche erst 1857 erschien) zusendete, antwortete Hüttenbrenner umgehend von Marburg am 20. November 1857: „Meinen herzlichsten Dank für den gestern von Dir erhaltenen herrlichen Liederschatz. Da das Gemüth auch seine vier Jahreszeiten hat, so werde ich unter Deinen Gedichten sicherlich solche finden, die das Herz erquicken wie Veilchenduft, die es kräftigen wie Weizenbrot, es beleben wie Traubenblut und seine Eisrinde lösen durch geistige Wärme. Ich werde emsig darin blättern und die für den Tonsatz geeigneten Stücke auswählen. — Lieber alter Freund! Dichte nur fleißig fort und lebe froh wie ich, im Himmel der Phantasie. Der Herr ist unsere Sonne und die Liebe unser Leben." Hüttenbrenner war es, der schon im Jahre 1835 sein bedeutendstes Werk, die Oper „Lenore", geschaffen, dessen Textworte von Leitner herrühren. Die in der Handlung sich an Bürgers Ballade anlehnende Oper wurde im April 1835 und öfter zu Graz aufgeführt. Die Kritik rühmte sie als „ein durch Kraft und Gediegenheit ausgezeichnetes deutsches Tonwerk" und den großen Reichtum desselben an neuen Melodien. Leitner selbst hat dem ihm so viele Jahre als Freund nahe gestandenen Freund Hüttenbrenner eine pietätvolle „nekrologische Skizze" gewidmet, welche zugleich die beste Biographie des Verewigten enthält.

Reich und groß ist die Zahl von anderen auf dem Gebiete der Gelehrsamkeit, Kunst und Poesie hervorragenden Persönlichkeiten, welche dem in Zeitschriften und Almanachen auch später öfter durch seine Poesien vertretenen Dichter Leitner

ihre außerordentliche Anerkennung und Begeisterung für dieselben bekundeten. Der Präsident des „Stadt- und Landrechtes" zu Innsbruck, J. R. v. Jenull, als juristischer Schriftsteller hervorragend bekannt, sandte dem jungen Poeten im Jahre 1832 das nachstehende Schreiben:

Herrn Karl Gottfried Ritter von Leitner.

Die Anwesenheit des bei dem Brucker Kreisamte befindlichen Sohnes des jubilirten Herrn Dr. Prof. Scherer bei mir in Innsbruck machte in mir den Wunsch rege, Sie verehrter junger Mann, den ich vor einigen Jahren durch meinen Bruder in Gastein kennen lernte, mit diesen Zeilen zu besprechen. Damals unbekannt mit Ihren poetischen Leistungen wußte ich dieselben, wie sehr sie auch mein Bruder rühmte, wenig zu schätzen; um offen zu sprechen so viele unberufene Musensöhne, die keck in die Leier greifen, wissen uns mit ihrem Spiele weit öfter zu vertreiben als anzuziehen.

Alle Ihre Gedichte, die ich nach meiner damaligen Zurückkunft zur Hand nahm haben mich und meine Familie durch ihre Innigkeit, Wärme und Natur so sehr gewonnen, daß wir uns daran kaum satt lesen und nur immer den Wunsch erneuern können, eine vollständige Sammlung davon zu besitzen. Und dies ist auch die Veranlassung zu dem gegenwärtigen Briefe; wir besitzen nur die Ausgabe Ihrer Gedichte vom J. 1826, ohne zu wissen, ob so viele andere später geborene Früchte Ihres Genius nicht seither irgendwo vollständig gesammelt zu finden sind. Ich ersuche Sie daher um die Gefälligkeit mir den Weg zu zeigen, wie ich in den Besitz einer möglichst vollständigen Sammlung Ihrer dichterischen Schöpfungen kommen kann und ob — wenn dieselbe noch nicht bestehen soll, zu einer Herausgabe derselben nicht Hoffnung vorhanden sei?

Ich kann diese Zuschrift nicht schließen ohne zu wiederholen, wie viele angenehme und geisterquickende Stunden uns

Ihre kleine Sammlung gemacht hat. Diese reine Gemütlichkeit, diese Zartheit, die reiche Natur, welche sich überall zeigt; das eigentliche entsprechende Gepräge, welches jede Zeile Ihrer Dichtungen auszeichnet, dies und so vieles andere macht mich geizig nach ähnlichen Genüssen und mag es entschuldigen, wenn ich Ihnen hierdurch eine kleine Antwort abheische. Ich stelle Ihnen frei, ob Sie mir diese gerade durch die Post auf dem kürzesten Wege, oder durch meine in Grätz befindlichen Freunde H. Hofrat Karl Thad. v. Nittel (im Ruhestande in Grätz) oder H. Wilhelm v. Webenau, k. k. Landrath zustellen lassen wollen. Genehmigen Sie diesen Ausdruck meiner besondern Hochschätzung, womit ich verharre

Euer Wohlgeboren ergebenster Diener

Dr. Joh. Ritter von Jenull,
Präsident des k. k. Stadt- und Landrechtes zu Innsbruck.

Innsbruck 27. Dezbr. 1832.

Besonders schöne Worte, welche die Hochschätzung des Dichters bekunden, hat auch der treffliche Schriftsteller und von 1836 an Herausgeber der vorzüglichen „Wiener Zeitschrift", Friedrich Witthauer, an Leitner gerichtet, als er diesen nach dem Tode des früheren Herausgebers J. Schickh in herzlichster Weise einlud, auch ferner der „Zeitschrift" die Mitwirkung zukommen zu lassen. Witthauer selbst war ein ebenso fein gebildeter als auch geistvoller Literat und sein Schreiben an Leitner ist für denselben ein ganz besonderes Zeugnis außerordentlicher Hochschätzung. Dasselbe lautet:

Wien den 28. März 1836.

Verehrter Herr und Freund!

Aus der Adresse meines Briefes werden Sie ersehen, daß mir Ihre Ernennung zum ständischen Sekretär bereits zu Ohren gekommen ist. Mein diesfalsiger herzlicher Glückwunsch

wird Ihnen zwar gleichgültig erscheinen, mir aber kommt er aus voller Seele. Man hat so selten Gelegenheit sich über das günstige Erdengeschick eines edlen geistreichen Dichters zu freuen! Lassen Sie mich drum immer über die Erfüllung Ihrer Hoffnung erfreut sein. Was Ihnen wurde, möchte ich Allen gönnen, die es verdienen wie Sie. — Auch mir ist etwas Gutes geworden, das ich vielleicht noch nicht verdient habe, das ich aber verdienen will durch reines redliches Streben, wenn auch durch nichts Anderes. Sie wissen, daß die Wiener Zeitschrift nach dem Tode meines biedern alten Freundes mir durch Kaufkontrakt von der Witwe überlassen worden und daß ich seit dem Anfange des laufenden Jahres das Unternehmen auf eigene Gefahr und Kosten leite. Mit dem Ganzen habe ich volle Ursache zufrieden zu sein und ich hoffe mit dem, was bisher unter meinen Händen geschehen ist, keine Unehre einzulegen.

Aber es muß noch besser werden, denn schon damit es gut werde, fehlen mir Kräfte, Seelen und Namen wie der Ihrige. Sie errathen also, um was ich bitte! Früher waren Sie ein thätiger segenbringender Helfer an dem Bau, wollen Sie es jetzt nicht auch sein? Jeder Stein, den Sie mir zutragen, soll mir ein Grund- und Eckstein werden, soll mit tausend tausend Freuden willkommen, soll hochgeehrt sein. Prosa oder Verse, was immer!

Lassen Sie meine Bitte im Lapidarstyle sich zu Herzen gehen. Eben weil sie so kurz ist, ist sie um so dringender. Sie wissen, die Wiener Zeitschrift honoriert ihre Mitarbeiter geistig und materiell nach besten Kräften. Je schneller Sie mir antworten, je bälder und je mehr Sie mir schicken, von allen Sorten, die Sie auf dem Lager haben — denn von Ihnen nehme ich Alles — desto mehr werden Sie mich erfreuen und mich ewig zu Ihrem dankbaren Freunde machen. Ich bin das zwar schon lange für manchen Genuß, den ich Ihnen danke,

aber Sie wissen, die menschliche Natur ist unersättlich, wenn ihr einmal was Gutes vorgesetzt worden ist. Drum setzen Sie vor mir und meinen Lesern. — Was Sie aber auch beschließen und thun, zweifeln Sie nie an der aufrichtigen Verehrung und wahren Freundschaft, mit der ich Ihnen ergeben u. stets bleibe

Ihr gehorsamster

Friedrich Witthauer
Herausgeber und Redakteur der Wiener Zeitschrift.

Als Leitner, noch seines einstigen Besuches im Kernerhause zu Weinsberg gedenkend, an Justinus Kerner die Neuausgabe der „Gedichte“ von 1857 sendete, ließ ihn der schon erblindete edle Sänger durch die Hand seiner Tochter ein Schreiben zukommen, worin er für die „vortrefflichen wahrhaft originellen Gedichte“ herzlichst dankt und beifügt: „Sie aber in mein Gedächtniß zurückzurufen, hätte es dieser Anmahnung nicht bedurft. Ihr Bild und Ihr Wesen ist mir, seit ich Sie in Cannstatt sah und kennen lernte, ins Herz gedrückt, und der mir so liebe Laut Ihrer heimatlichen Sprache tönt mir noch immer geräuschvoll ins Ohr.“ Rührend wirkt die Unterschrift dieses Briefes, welche der blinde Justinus in zitternden ungelenken Zügen eigenhändig beigefügt. Eines besonderen Briefes aus der Menge sei hier Erwähnung getan, welcher von Franz Nissel herrührt. Es waren eben die „Herbstblumen“ (im Jahre 1870), jene neue Sammlung von Liedern und Balladen Leitners, erschienen, die, neuerlich so viel Schönes enthaltend, ganz vergessen läßt, daß ihr Schöpfer schon das 70. Lebensjahr erreicht hat. Nissel hat damals, nach dem Tode seiner geliebten Gattin bittere Tage durchgemacht und lebte auch in kümmerlichen Verhältnissen, seine später so glänzend aufgenommenen Dramen waren noch durchaus nicht durchgedrungen und Nissel nahm dankbar die Unterstützung entgegen, welche

ihm von der Filiale Graz der deutschen Schillerstiftung zuteil wurde, zu deren Ausschußräten auch Leitner gehörte. Dieser Umstand führte zur persönlichen Bekanntschaft der beiden Poeten. Als Leitner an Nissel ein Exemplar der „Herbstblumen“ mit freundlichen Worten, von seiner Photographie begleitet, sendete, schrieb ihm dieser den nachfolgenden ausführlichen Brief:

Wien den 28. Jänner 1870 Abends.

Hochverehrter Herr

den wärmsten Dank für ihr liebes werthvolles Geschenk, mir doppelt werthvoll, weil es mir zugleich ein schönes Zeichen ist der Theilnahme, die ich Ihnen einzuflößen so glücklich war, Ihrer Schätzung meines Strebens. Die freundlichen Worte, die Sie mir sagen, haben mich wahrhaft erfreut, hoch geehrt, ja gehoben — und glauben sie mir, daß ich der wohlthuenden Eindrücke mehr als je bedarf. Gelang es mir mit dem, was ich geschaffen, ein so edles Dichterherz, wie es in Ihrer Brust schlägt, verehrungswürdiger Mann, auch nur ein ganz klein wenig zu bewegen, so rang ich nicht umsonst. Seien sie überzeugt, ich lege Buch und Bild zu meinen theuersten Erinnerungen, dieses, um recht oft in die treuherzigen Züge zu schauen, jenes, um recht oft meine Seele daran zu erquicken, Balsam daraus zu holen, für manche tiefe Wunde. Ach! wer doch wie Sie den Schmerz so ganz zu überwinden, ihn umzuwandeln wüßte in stille, fast beseligende Trauer, in heiteres Gottesvertrauen! Es ist ein warmherziger Menschenliebe atmender, still vor sich hin lächelnder Stoicismus, nicht felsenschroff den Wogen des Geschickes trotzend, nein, nachengleich mit muthvoller Ergebung auf ihnen hingleitend, wohin sie auch tragen — was aus Ihren Dichtungen wohlthut und ungeheure Sympathie erweckt. Welch ein Gemüth spricht aus diesen Liedern, wie einfach anspruchslos sind ihre Weisen — und doch wie tief ergreifend die Motive. Wie eigentümlich doch die Gedanken, wie

echt die Gefühle! So wie ich das Buch nur aufgeschlagen und einen Blick hinein geworfen, konnte ich ihn auch nicht mehr davon wegwenden, las Gedicht auf Gedicht, bis das letzte in meiner Seele ausgeklungen hatte. Oft war ich tief bewegt, ja ergriffen oft — ich schäme mich nicht dessen — oft rollte die Träne aus meinem Auge. Edler Empfundenes und schöner Ausgeführtes, wie manches dieser Gedichte weiset die Poesie nicht auf — und kaum ein einziges ist ganz unbedeutend, oder gewöhnlich, nach der Schablone geschaffen, nirgends Originalität erzwungen, nirgends der Gedanke durch die künstlich kokettierende Form erdrückt, wie mans mitunter in den berühmtesten Sammlungen berühmter Poeten findet. Welche Perlen: Apfelbaum, Erfüllung, Schöne Brigitte, Bauerntod, Tannenbäumchen, Vom grünen Wasen, Bildnerin Natur, Sennerin von Kaiserau, Am Grabe des Kindes, Klärung, Drei Küsse, Licht, Grabschmuck und viele andere. Was mich ergriff bei der Widmung und Liedern wie: Traumbild, Nach Ninas Hingang, und jenen in Pisa, brauch ich Ihnen wohl nicht zu erklären. Es drängte mich Ihnen dies zu sagen. Vielleicht macht es Ihnen doch eine kleine Freude. Nochmals den innigsten Dank! Stets kam mir doch nur Liebes, Gutes, wo mein theurer Freund, unser liebenswürdiger, biederer Marx, die Hand im Spiel gehabt. Noch gestern Abends besuchte ich Schlesinger und übergab das ihm Bestimmte. Sie können denken mit welcher Wärme ich ihm das Buch ans Herz legte. Ein paar Gedichte, die ich ihm gleich vorlas, fanden auch seine laute Anerkennung. Ich zweifle nicht, daß er Ihnen auch wenn er alles gelesen im „Tagblatt“ vollen Ausdruck geben wird. Er versprach mir nächste Woche darüber zu schreiben. Sie zwar verehrter Herr, brauchen darauf allerdings nicht großes Gewicht zu legen, des Beifalls aller Edlen ohnehin gewiß, wie Sie es schon sind. Aber es wird mich freuen, auf Ihr Buch durch ein Journal aufmerksam gemacht zu sehen,

welches auch von dem Volke gelesen wird: denn Ihre Lieder sollen mehr, als unter den Gebildeten von Hand zu Hand gehen, sie verdienen tief in das Volk zu dringen, dessen Geist ihnen so sehr entgegenkommen müßte. Ich wäre glücklich, hätte ich dazu ein klein wenig beitragen können. — Was mein neues historisches Trauspiel „Ein Sachsengraf“ betrifft, dem sie so Gutes wünschen, so erfuhr ich leider vor wenigen Tagen die tiefe, und wie ich glaube, die unverdiente Kränkung einer entschiedenen Ablehnung von Seiten der Direktion und Intendanz des Hofburgtheaters. In die Öffentlichkeit soll es, so hoff ich, demungeachtet kommen. Ich trage mich mit dem Gedanken einer Herausgabe meiner Werke oder doch einer Auswahl derselben. — Da soll dies Neueste nebst Perseus doch wohl mein bedeutendstes nicht fehlen. Nur muß ich mich erst um einen Verleger umsehen. Sobald es gedruckt ist, sind Sie gewiß unter den Ersten, die es erhalten.

Nun gestatten sie mir nochmals den Ausdruck meiner tiefsten, aufrichtigsten Verehrung, womit ich mich zeichne

Ihr treu ergebener

Franz Nissel.

Diesem Schreiben reihe sich noch ein anderes ebenfalls die „Herbstblumen“ betreffendes an, welches von dem damals jugendlichen aufstrebenden Poeten Peter Rosegger herrührt. Der heute weitberühmte Steirerdichter bezeugt in diesem Briefe eine ergreifende Verehrung des greisen Landsmannes und Kunstgenossen.

Graz den 21. Januar 1870.

Euer Wohlgeboren!

Ich weiß mir nicht zu helfen, ich muß Ihnen heute schreiben und Sie müssen mir verzeihen, daß ich es thu. Ich bin über die „Herbstblumen“ so entzückt! So wohlgethan hat

mir schon lange nichts als diese frischen treuen Herbstblumen. Ich mags vielleicht nicht verstehen, aber ich sehe nicht ein, warum diese Balladen nicht mit den Uhland'schen verglichen werden sollen. Uhlands ganzer Vorzug ist, daß seine Balladen eben älter sind als die Ihren. Welch Gemüt liegt nicht im „Dombau", „Bauerntod", welcher Humor im „Pfarrer bei Kaiserslautern", „Der Landsknecht beim Trunke" u. s. w. Wie schön ist nicht das „Schattenspiel", „die Sonnenfinsterniß", „Der Kukuk"; geradezu herrlich ist „Drei Küsse", „Campanile" und vor Allen: „Licht", Schiller hat kein Gedicht, das mir so gefällt und mich so erschüttert hätte wie das Distichon: „Licht".

Und wie mir Alles so frisch vorkommt, wie die Form so rein und der Gedanke überall so edel ist! Ich bin stolz auf mein Vaterland, daß es einen solchen Dichter besitzt und ich bin so herzlich froh, daß ich diesen Dichter persönlich kenne und daß es sich zu ihm so innig und aufrichtig sprechen läßt, wie es das Herz gerne thut. Verzeihen Sie mir heute Alles, lieber Herr, auch das, wenn ich sage, Sie kommen mir ganz so vor wie Stifter. Solche Menschen zum Umgang und Vorbild müßten Einem edel machen. Und Sie sind so freundlich, so wohlwollend mit mir, erlauben Sie mir nun auch, daß ich Sie von nun an, da ich Sie kenne, recht lieben und verehren darf.

Die „Herbstblumen" werde ich immer und immer wieder lesen, sie thun dem Auge meines Geistes so wohl und stärken mich. Es ist kein einziges Giftpflänzlein dabei und kein einziges, das in einem Glashause künstlich erzogen worden wäre; es sind alles frische kräftige Naturblumen, wie sie nur mein liebes deutsches Alpenland hervorbringt.

Ich speziell hab' nur für Eines das Recht, Ihnen zu danken und zwar, daß Sie mir selbst das Buch gegeben haben — Sie haben mir damit eine große reine Freude gemacht.

Als ob Ihnen nun diese Zeilen lieb gewesen wären, aber ich hab' sie einmal hinschreiben müssen — die Freude hat mich ordentlich gedrückt im Herzen.

Mit treuen Grüßen Euer Wohlgeboren

in tiefster Verehrung ergebener

P. K. Rosegger.

Einer der eigenartigsten Briefe, welche sich in Leitners Papieren fanden, ist wohl jenes Glückwunschschreiben, welches Generalmajor Lobinger an den Dichter zu dessen 70. Geburtstage gerichtet. Leitner hatte im Jahre 1826 in dem steirischen Blatte „Der Aufmerksame“ zur Erinnerung an das Schloß Rothenfels, wo er seine erste fröhliche Jugend zugebracht, das liebliche Gedicht „An die Linde zu Rothenfels“ veröffentlicht, welches auch in der zweiten Auflage der „Gedichte“ abgedruckt ist. Viele Jahrzehnte darnach kamen dem Dichter aus dem angeführten Anlasse seines Geburtstages die nachstehenden Zeilen zu.

Schloß Ottersbach 19. Novb. 1870.

Euer Hochwohlgeboren!

Im Jahre 1826 erhielt ich von meinen Verwandten in Graz das Blatt des „Aufmerksamen“ vom 1. Juni 1826 nach Italien zugeschickt mit dem Gedichte „An die Linde zu Rothenfels“. — Mit unendlicher Freude erhielt ich dasselbe, denn ich bin in Rothenfels im Jahre 1803 geboren, da mein Vater die Herrschaft vom Fürst Bischof von Freising in Pacht hatte.

Durch 44 Jahre hat mich dieses Gedicht in meiner Mappe unter den theuren Erinnerungen der Kindheit überall hin begleitet und ist auch endlich mit mir in das Vaterland zurückgekehrt, da ich müde des Herumwanderns endlich um meine

mir schon lange nichts als diese frischen treuen Herbstblumen. Ich mags vielleicht nicht verstehen, aber ich sehe nicht ein, warum diese Balladen nicht mit den Uhland'schen verglichen werden sollen. Uhlands ganzer Vorzug ist, daß seine Balladen eben älter sind als die Ihren. Welch Gemüt liegt nicht im „Dombau", „Bauerntod", welcher Humor im „Pfarrer bei Kaiserslautern", „Der Landsknecht beim Trunke" u. s. w. Wie schön ist nicht das „Schattenspiel", „die Sonnenfinsterniß", „Der Kukuk"; geradezu herrlich ist „Drei Küsse", „Campanile" und vor Allen: „Licht", Schiller hat kein Gedicht, das mir so gefällt und mich so erschüttert hätte wie das Distichon: „Licht".

Und wie mir Alles so frisch vorkommt, wie die Form so rein und der Gedanke überall so edel ist! Ich bin stolz auf mein Vaterland, daß es einen solchen Dichter besitzt und ich bin so herzlich froh, daß ich diesen Dichter persönlich kenne und daß es sich zu ihm so innig und aufrichtig sprechen läßt, wie es das Herz gerne thut. Verzeihen Sie mir heute Alles, lieber Herr, auch das, wenn ich sage, Sie kommen mir ganz so vor wie Stifter. Solche Menschen zum Umgang und Vorbild müßten Einem edel machen. Und Sie sind so freundlich, so wohlwollend mit mir, erlauben Sie mir nun auch, daß ich Sie von nun an, da ich Sie kenne, recht lieben und verehren darf.

Die „Herbstblumen" werde ich immer und immer wieder lesen, sie thun dem Auge meines Geistes so wohl und stärken mich. Es ist kein einziges Giftpflänzlein dabei und kein einziges, das in einem Glashause künstlich erzogen worden wäre; es sind alles frische kräftige Naturblumen, wie sie nur mein liebes deutsches Alpenland hervorbringt.

Ich speziell hab' nur für Eines das Recht, Ihnen zu danken und zwar, daß Sie mir selbst das Buch gegeben haben — Sie haben mir damit eine große reine Freude gemacht.

Als ob Ihnen nun diese Zeilen lieb gewesen wären, aber ich hab' sie einmal hinschreiben müssen -- die Freude hat mich ordentlich gedrückt im Herzen.

Mit treuen Grüßen Euer Wohlgeboren

in tiefster Verehrung ergebener

P. K. Rosegger.

Einer der eigenartigsten Briefe, welche sich in Leitners Papieren fanden, ist wohl jenes Glückwunschschreiben, welches Generalmajor Lobinger an den Dichter zu dessen 70. Geburtstage gerichtet. Leitner hatte im Jahre 1826 in dem steirischen Blatte „Der Aufmerksame“ zur Erinnerung an das Schloß Rothenfels, wo er seine erste fröhliche Jugend zugebracht, das liebliche Gedicht „An die Linde zu Rothenfels“ veröffentlicht, welches auch in der zweiten Auflage der „Gedichte“ abgedruckt ist. Viele Jahrzehnte darnach kamen dem Dichter aus dem angeführten Anlasse seines Geburtstages die nachstehenden Zeilen zu.

Schloß Ottersbach 19. Novb. 1870.

Euer Hochwohlgeboren!

Im Jahre 1826 erhielt ich von meinen Verwandten in Graz das Blatt des „Aufmerksamen“ vom 1. Juni 1826 nach Italien zugeschickt mit dem Gedichte „An die Linde zu Rothenfels“. — Mit unendlicher Freude erhielt ich dasselbe, denn ich bin in Rothenfels im Jahre 1803 geboren, da mein Vater die Herrschaft vom Fürst Bischof von Freising in Pacht hatte.

Durch 44 Jahre hat mich dieses Gedicht in meiner Mappe unter den theuren Erinnerungen der Kindheit überall hin begleitet und ist auch endlich mit mir in das Vaterland zurückgekehrt, da ich müde des Herumwanderns endlich um meine

Pension gebeten und das leer gestandene Schloß Ottersbach gemiethet habe, da es mir größtentheils im Süden lebend, in Oberwölz zu kalt und der Winter zu lang gewesen wäre.

Durch das Morgenblatt der „Tagespost“ vom gestrigen Tage erhielt ich endlich Auskunft über den Verfasser meines Lieblingsgedichtes mit den theuersten Erinnerungen der Kindheit. Gestatten mir Euer Hochwohlgeboren wenn auch erst nach einer langen Reihe von Jahren für dieses so werthvolle mir theure Bild der Vergangenheit meinen wärmsten Dank auszusprechen und zugleich meinem von jedem Steirer verehrten Landsmanne meinen Glückwunsch zum 70ten Geburtstage auszudrücken.

Wenn ich einmal nach Graz komme behalte ich mir vor persönlich Ihnen meine Verehrung zu bezeugen.

Euer Hochwohlgeboren ergebener Diener

Lobinger,
General-Major.

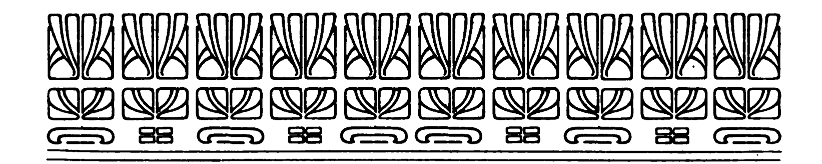
Es legt ein ganz merkwürdiges Zeugnis von der Spannkraft und Frische des Dichters Leitner ab, daß dieser auch in der letzten Periode seines Lebens poetisch schöpferisch tätig war; zwischen 1870 und 1890 ist eine reiche Zahl von Liedern und Balladen durch ihn geschaffen worden, die sich würdig den besten seiner früheren Dichtungen zur Seite stellen. In diese Zeit fällt auch eine Reihe politisch-nationaler Apostrophen, die den echten freisinnigen Deutsch-Österreicher zeigen und die Liebe zu seinem engeren und weiteren österreichischen Vaterlande ins hellste Licht setzen, das er nach 1848 in so verschiedenen Phasen politischer Bewegung gesehen. Wie markig klingt schon das schwungvolle Poem „zur Eröffnung des Landtages in Steiermark 1861“ aus:

Sie wollen uns zerschlagen
Den hehren Adlerschild,
Doch in die Nachwelt ragen
Soll noch sein ruhmvoll Bild.
Und frisch belorbeert weis' er
Den Wahlspruch stolz und klar:
Ein Volk, ein Reich, ein Kaiser
Für jetzt und immerdar.

Wie herrlich aber tönen die Verse an den alten, freilich damals schon dahingeschiedenen Freund A. Grafen Auersperg, den Dichter Anastasius Grün, vom Jahre 1884, die so bitter das Los des zurückgesetzten Deutschen beklagen und in Erinnerung an die gewaltigen Worte, welche Auersperg seinerzeit bejubelt im Herrenhause für das deutsche Volk in Österreich gesprochen, in der Strophe gipfeln:

O kehre zurück aus dem Geisterreich
Im Faltengewande den Barden gleich,
Bekränzt und die Harfe zur Seite.
Lass' brausen sie kühn mit der alten Macht,
Daß drüben der letzte der Schläfer erwacht,
Gewaltiger Rufer im Streite.





Anastasius Grün in Rohitsch-Sauerbrunn.

Den berühmten, einst von der k. k. österreichischen Polizei so verfehmten und in der nachmärzlichen Periode zum höchsten Ansehen auch als Volksmann gelangten Anastasius Grün — den Grafen Anton Alexander Auersperg — zählte auch Graz, obwohl er Krain seine Heimat nennt, zu seinen rühmlich bekannten Mitbürgern. Hatte doch Graf Auersperg Jahre hindurch selbst seinen eigenen Hausbesitz in der Hauptstadt Steiermarks, seine Villa am Fuße des reizenden Rosenberges und das später von ihm erbaute schöne Gebäude in der Elisabethstraße sollte auch im Jahre 1876 sein Sterbehaus werden. Schon die ersten Dichtungen des jungen Poeten, der in Graz die Rechtswissenschaft studierte, sind in der schönen Gartenstadt entstanden, welche diesen Namen im Jahre 1827 noch viel mehr verdiente als heute. Besonders wert aber wurde ihm der Aufenthalt an den Geländen der Mur, im Bereiche des reizenden Schloßbergs, seitdem sich Auersperg im Jahre 1839 mit der Tochter Marie des hochverehrten Landeshauptmannes der Steiermark, Ignaz Grafen von Attems, vermählt hatte. Immer häufiger bot sich seitdem freundliche Gelegenheit die Eltern der geliebten Gattin zu besuchen und etwa diese selbst

zu einem Gastaufenthalte dem Vaterhause zuzuführen, während den Gatten oft wirtschaftliche und ökonomische Pflichten in dem Schlosse Krains, welches das junge Ehepaar bezogen hatte, zurückhielten. Wie glücklich Auersperg-Grün im Besitze seiner stets so hochverehrten Gemahlin war, zeigen die zahlreichen Briefe an dieselbe, von denen die meisten nicht in die Öffentlichkeit gelangt sind.

Bis zur Vermählung Auersperg im Jahre 1839 war das von der Heerstraße abgelegene und damals noch durch keine Eisenbahn leicht erreichbare Schloß Thurn am Hart in Krain, das Stammschloß seiner Väter, dessen ständiger Wohnsitz, welchen er auch nachher für sich und die junge Frau zu einem behaglichen gestaltete. Er hatte es, nachdem er großjährig geworden, da der Vater schon lange gestorben war, im Jahre 1831 übernommen und nach Überwindung verschiedener Schwierigkeiten durch rastlose ökonomische Tätigkeit bald auch erträgnisreich gestaltet. Namentlich der rationelle Betrieb des Weinbaues daselbst bot nicht lange danach eine wichtige Ertragsquelle. Auch unmittelbar nach der Vermählung blieb dem gräflichen Paar Thurn am Hart der liebste Aufenthalt lange Jahre hindurch, bis von 1860 an die politische Tätigkeit, welche Auerspergs häufige Anwesenheit in Wien gebot, immer längeres Weilen desselben in Graz verlangte. Allerdings hat schon seit 1831 der junge Dichter Wien und seine poetischen Freunde daselbst alljährlich einigemale besucht, „um sich unter uns aufzufrischen", wie sein Freund Bauernfeld nach Auerspergs eigenen Worten bemerkt. Größere Reisen hatte er, als er noch unverheiratet war, durch Italien, Frankreich, Belgien und England, sowie durch ganz Deutschland unternommen. Nach seiner Verehelichung wurden diese Reisen seltener, doch war er 1845 nach Süddeutschland gekommen, zu den von ihm so verehrten schwäbischen Dichtern, an deren Spitze Uhland stand, und im Jahre 1848 hatte ihn seine politische Mission als Abgeordneter nach Frankfurt

am Main geführt. Häufiger aber unternahm Auersperg nach seiner Vermählung Badereisen. Auch die Gattin finden wir im Laufe der Jahre als Kurgast in Tobelbad, Ischl und Karlsbad. Graf Auersperg hat zwischen den Jahren 1840 bis 1845 seinen Badeaufenthalt in Krapina, Gastein, Rohitsch-Sauerbrunn, Franzensbad und später mehreremal in Helgoland genommen. Das Seebad in den Wellen des Meeres daselbst bekam ihm vortrefflich und von Helgoland besitzen wir auch eine poetische Ausbeute an charakteristischen Sonetten, welche die eigenartige Schönheit und Großartigkeit jenes Meeresgebietes verherrlichen. Dort ereilte ihn ja auch die Nachricht vom Tode seines unglücklichen berühmten Freundes Lenau, an den er in Helgoland jene innigen Sonette gerichtet, die in dem letzten Bande der Gedichte Grüns, betitelt „In der Veranda“, enthalten sind.

Von jedem Orte aber, in dem Graf Auersperg weilte, sandte er fast täglich an die geliebte Gattin ein Schreiben und seine Briefe vom Juni des Jahres 1843 aus Rohitsch-Sauerbrunn finden hier ihre Stelle.

Sie legen ebenso von der Innigkeit und Gemütstiefe und von der Liebe zur Gemahlin des Schreibers Zeugnis ab, wie sie auch die damaligen Zustände des Kurortes, im Gegensatz zu den heute so gewaltig geänderten Verhältnissen und zum interessanten Vergleiche des Einst und Jetzt knapp schildern.

Der Kurort Rohitsch-Sauerbrunn wurde eigentlich erst im Jahre 1804 als solcher von den steiermärkischen Ständen namentlich durch das werktätige Eingreifen des Landeshauptmannes Ferdinand Graf v. Attems begründet, nachdem schon Jahrhunderte hindurch die Heilkräftigkeit des dortigen Mineralwassers bekannt und berühmt war. Nach 1804 entstanden daselbst immer mehr Wohngebäude, eine eigene Badeanstalt, später ein Speisesaal und der Brunnentempel und wurden schöne Anpflanzungen und Promenaden angelegt. Besondere Aufmerksamkeit war schon im Jahre 1810 auf den neuen Kur-

ort gelenkt, als der in Steiermark und ganz Österreich so hochverehrte Erzherzog Johann im Juli des genannten Jahres daselbst weilte. Die schönen bedeutungsvollen Worte, welche der Erzherzog in das noch erhaltene Gedenkbuch damals eintrug, verdienen der Vergessenheit entrissen zu werden. Dieselben lauten:

„Nach zurückgelegten kummervollen Zeiten, wo ich die Welt und ihre Tücke kennen lernte, geschwächt am Körper durch mancherlei Leiden, abgestumpft am Geist, fand ich in diesem stillen Thale Ruhe und Gesundheit wieder. Die gute Luft, der heilsame Brunn gaben meinem Körper neues Leben. Der Aufenthalt in dem geliebten Steiermark unter diesem in Tagen der Gefahr erprobten treuen herzlichen guten Volke, die Anschauung der schönen Natur, einsame Stunden, dem Nachdenken gewidmet, seelenstärkende Lesung vergangener Geschichten, Entfernung aller widrige Erinnerungen erregenden Gegenstände und von der leidenschaftlichen lärmenden Hauptstadt heilten meinen Geist und erhoben ihn mit neuer Kraft.

Sauerbrunn bei Rohitsch in Steiermark
den 16. Juli 1810.

E. H. Johann.

Seitdem stieg die Bedeutung der Quellen und Bäder in Sauerbrunn alljährlich, wenn sie freilich noch lange nicht jene Höhe aufwies, welche die heute mit jeder modernen Bequemlichkeit ausgestattete Anstalt erreicht hat. Jahrzehnte hindurch besuchte eine Zahl Heilungsbedürftiger das schöne stille Quellental und suchte und fand Genesung daselbst. Mancher Dichter, welcher in dasselbe gekommen war, hat es seiner lieblichen Lage wegen besungen. Schon im Jahre 1841 hatte auch Graf Anton Auersperg, damals mit seiner jungen Gattin daselbst geweilt. War doch von Thurn am Hart an der Grenze der

Steiermark, in deren südlichem Gebiete Sauerbrunn gelegen ist, der Ort rasch und bequem zu erreichen, zumal stets die eigene Equipage zur Verfügung stand. Diesmal hatte der gräfliche Dichter allein und nur für einige Tage des Juni sich nach dem steirischen Bade begeben, aus dem die folgenden Briefe an die Gattin gerichtet sind, deren erster vom 21. Juni 1843 datiert erscheint.

„Mein innigst geliebtes Weibchen!

Ich bin, nachdem ich mit wundem Herzen von Dir Abschied genommen, ohne Unfall bis hieher gefahren, wo ich in demselben Hause, in dem wir vor zwei Jahren wohnten, in einem recht netten Zimmer ziemlich gut untergebracht bin. Außer Welsperg und seiner Familie fand ich hier noch an Badegästen einen Herrn von Adamovich aus Slawonien samt Gattin, einer geborenen Gräfin Forgacs, dann einen Grafen Nimptsch aus Wien, der noch ein junger Mann und Garcon ist, einen Herrn v. Rainer aus Grätz, den Pfarrer von Reichenburg, ferner einige Agramer Domherren nebst unendlich zahlreichem Anhang von kroatischen Geistlichen. Im ganzen ist außer den bereits Genannten wenig zum Umgange hier; überhaupt scheint es mir auf die Länge kaum auszuhalten, weshalb ich schon wieder recht froh wäre, fort zu sein, und zwar um so mehr, als mein Abschied von Sauerbrunn das Signal zur Wiedervereinigung mit Dir, mein Herz, sein wird. Heute vormittag habe ich mit Welsperg ganz allein eine ziemlich große Exkursion auf die nächsten Höhen und Aussichtspunkte gemacht und auch Deinem Großvater eine Visite abgestattet. Ich befinde mich, abgesehen von der Sehnsucht nach Dir, die mich fortwährend peinigt, körperlich ganz gut und hoffe auch, daß der Brunnen mir nicht übel anschlagen wird. Hätte ich nur schon Nachrichten von Dir und wüßte ich nur mit Sicherheit, daß Du glücklich in Grätz angekommen bist. Gestern abend noch, sowie während der Nacht

und auch heute morgen hatten wir abscheuliches Regenwetter; wenn Du nur nicht naß geworden bist und diese rauhe Witterung Dir nicht geschadet hat. — Wäre nur schon Dein erster Brief da! Indem ich Dich millionenmal im Geiste umarme und Dich am mein lieberfülltes Herz drücke, wünsche ich, daß es Dir in der Ferne recht wohl gehe und Du Dich bisweilen meiner erinnern mögest; doch ich weiß es ja Du thust dies, so wie ich auch fortwährend mit Sehnsucht nach Dir und Wünschen für Dich beschäftigt bin. Adieux mein Engel!

Dein A.“

Der nächste Brief ist vom 22. Juni 1843 datiert:

„Mein innigst geliebtes Weibchen!

Heute war ein wahres Freudenfest für mich, da zwei Deiner Briefe, einer aus Marburg, einer aus Graz, in meinen Händen sind und mir Deine glückliche Ankunft melden. Wärest Du nur schon wieder zurück und in meinen Armen! Wie freue ich mich auf das Wiedersehen!

Herzlichen Dank für Deine freundlich-sorgsame Besorgung meiner Kommissionen. — Ich befinde mich hier ziemlich wohl, eigentlich körperlich ganz gut. Nur scheint der Aufenthalt etwas monoton und länglich werden zu wollen. Des Morgens täglich der Trunk am Brunnen, nach dem Frühstück eine große Promenade mit Welsperg, der ein ganz tapferer Pieton ist; dann eine Stunde Lektüre in meinem Zimmer; hierauf schlechtes Mittagessen an der Table d'hote im Salon, wobei selten über zwölf Personen, dann Siesta bei schwarzem Kaffee auf der Terrasse, wenn es nicht regnet; dann wieder ein näherer Spaziergang, ein Stündchen dann zu Hause — der Lichtmoment des ganzen Tages — wo ich mich wenigstens brieflich mit Dir unterhalte, endlich Souper und Schlafengehen. Heute ist der Welspergsche Familienzirkel durch die Ankunft seines Sohnes

Eugen, Rittmeisters bei Karl-Ulanen, vergrößert worden, ein recht angenehmer Zuwachs. Bei der Monotonie des hiesigen Lebens darfst Du von mir keinerlei Neuigkeiten erwarten; denn hier begibt sich nichts Erzählenswertes und von draußen bringen uns keine neuen Ankömmlinge Erwähnenswertes.

Ich beschränke mich daher auf die Wiederholung meiner innigsten Liebe und der zärtlichsten Wünsche, die Dich auf allen Deinen Wegen begleiten. — Millionenmal Dich umarmend

Dein treuer A."

Der dritte der vorliegenden Briefe, Sauerbrunn, 23. Juni 1843 datiert, lautet:

„Innkgstgeliebtes teures Weibchen!

Ich schreibe Dir, während der Klang der Musik aus dem Salon, wo des Regenwetters wegen ein Tänzchen improvisiert wurde, zu mir herüber tönt. Aus Mangel an Tänzerinnen und noch mehr an Tänzern will der Miniaturball aber nicht recht belebt werden.

Herzlichen Dank für Dein so eben eingetroffenes liebes Schreiben vom gestrigen Tage, das ich zugleich mit einem ziemlich langen Briefe Gleispachs erhielt, den Du vermutlich in Graz gesehen haben wirst. Du bist so lieb und so besorgt für meine Kommissionen, daß ich Dir nicht genug danken kann. Wenn die metallenen Knöpfe auf dem Quäker nicht mehr modern sind, bin ich natürlich ganz damit einverstanden, daß sie wegbleiben und schwarze an ihre Stelle treten, denn wozu wäre ein modernes Kleidungsstück mit unmodernen Bestandteilen! Aber wirst Du auch mit der Kasse auskommen und ist es noch möglich, daß ich Dir einen Nachtrag einsende? Wie schade, daß die Briefe von hier nach Graz erst am dritten Tage dort eintreffen, während die von Graz hier schon Tags darauf abgegeben werden.

An neuen Ankömmlingen kann ich Dir nur Herrn von Adlerskron aus Pulsgau, welchen ich jedoch bis zur Stunde noch nicht gesehen habe und einen in Cilli residierenden Grafen Thurn, Bruder von Toni Thurn, nennen, der mich heute bei Tisch abordierte, wo es doch allmählich etwas lebhafter zu werden anfängt. Leider ist das Wetter noch abscheulich und da ich von Sauerbrunn trinken hier keine andere Wirkung verspüre als zu Hause, so hoffe ich bei Deiner sehnlichst erwarteten Rückkehr auch von hier aufbrechen zu dürfen, um zu Hause noch einige Zeit das hiesige Tintenwasser fortzutrinken. — Wir machen täglich Spaziergänge. Heute Vormittags ging ich mit Welsperg und Sohn nach Kostreinitz zu dem vielbesprochenen Novakschen Sauerbrunn.* Wir gingen im scharfen Schritte zwei Stunden zurück. Es wird dort rüstig gearbeitet. Schon ist ein Tempel über den Quell in sehr gemischter Architektur (gotische Spitzbögen mit jonischen Säulen) erbaut, der Quell mit einem marmornen Brunnenkranz umgeben, ein Lusthaus gebaut, ein Wohnhaus im Bau, Anlagen (recht geschmacklose) gemacht usw. Kurz, man sieht, es ist Ernst und es geschieht dort sehr viel. Heimgekehrt machte es uns viel Spaß, Dr. Sock mit dem neuen Rivalen zu necken und uns dadurch für das Naßwerden unterwegs durch zwei tüchtige Regengüsse zu entschädigen.

Und nun schließe ich wieder, indem ich Dir nur noch melde, daß meine Gesundheit nichts zu wünschen übrig läßt, daß Dich aufs zärtlichste liebt und Dich millionenmal im Geiste umarmt und küßt

Dein treuer A."

Der letzte der vorliegenden Briefe ist undatiert, dürfte aber in Sauerbrunn am 25. Juni 1843 abgefaßt sein. Er lautet:

* Das Sauerwasser von Kostreinitz wird bekanntlich noch heutiges Tages zur Versendung gebracht.

„Meine teure, gute, liebe Marie!

Ich schreibe Dir heute einen ganz kurzen Brief, nicht als ob ich zu wenig Zeit hätte, denn daran mangelt es mir nicht, da es schon den ganzen Tag hindurch regnet und mich in das Zimmer bannt, sondern aus Mangel an Ereignissen in unserem hiesigen Leben. Außer der heute wieder erfolgten Abreise des jungen Welsperg hat sich nichts von einigem Belang begeben. Apropos ad vocem Welsperg! Gestern habe ich den jüngeren in einer komischen Verlegenheit gesehen; nachdem wir an der Johannes Nepomukstatue vorüber zu dem Monumente Deines Großvaters kamen, fragte er in spaßhaftem Ton: „Was ist denn das wieder für ein Götzenbild?“ „Das ist der Schwieger-Großvater vom Grafen Auersperg!“ erwiderte der Alte mit pfiffiger Laune, was eine recht komische Wirkung machte.* — Soeben bringt man mir Deinen lieben Brief von gestern, der mir aber leider noch nichts von Deiner Ankunft meldet. Wie sehne ich mich Dir entgegen, mein Engel! Komm nur bald, recht bald! Ich habe Dich so unendlich lieb. — —

Unter den hiesigen Kranken ist auch der Advokat Dr. Baumgartner aus Laibach, den Du in Gesellschaft des Käferjägers Schmidt in Thurn am Hart gesehen hast; er soll die Brustwassersucht haben und kaum zu retten sein. Die arme Frau ist auch mit hier. —

Wenn es bei der alten Verabredung bleibt, in betreff Deiner Abreise, so wäre dies mein letzter Brief für Graz an

---

* Das erwähnte Monument ist die überlebensgroße Büste des Begründer des Kurortes, des Landeshauptmanns Ferdinand Grafen von Attems, des Vaters von Auerspergs Schwiegervater; sie stand auf der Höhe des nach ihm benannten Ferdinandshügels. Heute ist sie auf dem Hügel etwas tiefer gesetzt, da an der früher von ihr eingenommenen Stelle sich die hübsche neue Kapelle befindet. Auch die „Visite“ im ersten dieser Briefe bezieht sich auf das erwähnte Monument.

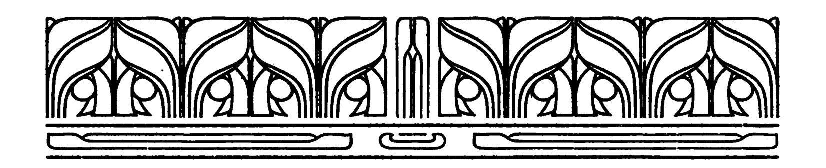
Dich. Jedenfalls aber werde ich noch morgen, wenn Dein morgen ankommender Brief noch nicht Dein Eintreffen meldet, einen Brief an Dich abgehen lassen, dann aber selbst, sobald ich den Moment weiß, in Deine Arme fliegen.

Unendlichemale Dich umarmend und küssend mit innigster Liebe und unaussprechlicher Sehnsucht

Dein treuer A."

Dieses Schreiben dürfte in der Tat das letzte aus des Grafen damaligem Sauerbrunner Kuraufenthalt an die Gattin gewesen und er am 26. Juni nach sechstägigem Aufenthalte wieder nach Thurn am Hart gereist sein.





Hamerling-Erinnerungen.

Gegen Ende der Sechziger- und zu Anfang der Siebzigerjahre fiel in der damals noch nicht so reich wie heute bevölkerten Hauptstadt der Steiermark Graz die Gestalt eines Mannes auf, welcher ernst und sinnend durch die Straßen oder Anlagen schritt, bei kühlerer Jahreszeit in einen blauen Überrock gehüllt, mit leicht geschlungener Krawatte und mit einem Kopfe, welcher sofort die Aufmerksamkeit des Begegnenden erregte. Ein edel geschnittenes Antlitz, dessen Farbe einen olivenfarbigen Stich hatte, eine kühn vorspringende Nase, tieferliegende Augen, die von Zeit zu Zeit in seltsamem Feuerglanze leuchteten, waren umrahmt von dunklem, langem Haare, welches, nach rückwärts zurückgekämmt, fast bis zum Nacken hinabfiel. Dieses Antlitz machte beinahe einen orientalischen Eindruck, welcher durch ein dunkles Schurrbärtchen, das rechts und links nach abwärts gerichtet war und durch eine sogenannte „Fliege“ zwischen Kinn und Unterlippe noch erhöht wurde. Der Mann, anfangs wenig bekannt, wurde den Bewohnern der Stadt bald vertrauter, seine Erscheinung bildete in wenigen Jahren nicht mehr den Gegenstand müßiger Neugierde, sondern wurde als diejenige einer hochbewunderten Persönlichkeit mit den Blicken der Verehrung betrachtet. Hatte doch um diese

Zeit eine großartige Dichtung „Ahasver in Rom“ * die Aufmerksamkeit der gesamten literarischen Welt auf deren Verfasser Robert Hamerling gelenkt, und der Literaturkreis in der freundlichen Murstadt fühlte sich nicht wenig geehrt, das geniale Talent, welches ein poetischer Stern erster Größe am deutsch-österreichischen Dichterhimmel werden sollte, zu den Seinen zu zählen.

Auch wir Studenten waren von des Ahasver großartiger Anlage, von den kühnen Bildern, von der Farbenpracht dieser Dichtung, von dem melodischen Tonfall der, wenn auch ungereimten Verse hingerissen und weihten dem Verfasser die ganze volle Begeisterung unserer Jugend; Kollegen, welche dem Dichter begegneten, stießen sich oder jüngere, noch weniger in der Stadt bekannte Freunde an und flüsterten ihnen zu: „Das ist Hamerling, der Dichter des Ahasver.“ Und das Auge manches jungen Musensohnes blickte verehrend der Gestalt nach, die da vorübergeschritten. Es war aber auch lange nicht vorgekommen, daß eine Dichtung so gewaltiges Aufsehen gemacht hätte wie jener Ahasver, trotz aller Ausstellungen und kritischen Bedenken, welche diesem Werke natürlich auch nicht erspart blieben, ihm aber gerade neue Bewunderer zuführten. Ein ganz bemerkenswertes Urteil über die Dichtung finde hier in einem Briefe ihren Platz, welchen der damals schon dem Greisenalter nahe Karl Egon Ebert an Hamerling gerichtet. Ebert, welcher im Jahre 1882 starb, hat als der zur Zeit der Abfassung seines Schreibens vielleicht bedeutendste österreichische Poet dem jüngeren Musengenossen darin ein Zeugnis ausgestellt, das wert ist, der Vergessenheit entrissen zu werden, und dies um so mehr, als der Brief damals gar nicht für die Öffentlichkeit bestimmt war; derselbe lautet:

---

* Ahasver in Rom. Epische Dichtung in sechs Gesängen von Robert Hamerling. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter). Hamburg. 1866.

„Geehrtester Herr Professor!

‚Da haben wir denn endlich wieder einmal einen echten Dichter, und Österreich darf sich dessen erfreuen, ihn zu den Seinigen zählen zu können;‘ — dies äußerte ich schon mehrmals, seitdem ich Ihren Ahasver in Rom gelesen. Was ich gegen andere geäußert, das spreche ich nun auch gegen Sie aus. Ihr Werk hat mich entzückt; ich halte es für sehr bedeutend und für einen Vorboten noch bedeutenderer Leistungen. Einigemale schon habe ich es ganz, einige Partien noch öfter gelesen. Auch durch zwei Vorlesungen (wobei freilich wegen der anwesenden Damen große Lücken gemacht werden mußten) habe ich den Zuhörern einen so hohen Genuß verschafft wie mir selbst.

Allerdings ist der Stoff Ihres Gedichtes ein furchtbarer, hie und da sogar fast abstoßender; aber er trägt gewaltige Gedanken in sich, und diese Gedanken konnten nicht tiefer erfaßt, die Schilderungen nicht prachtvoller gemacht werden, als Sie es taten. Sehr klug haben Sie sich des reimlosen Jambus bedient; eine beschränktere Form wäre für die Behandlung dieses Stoffes eine unerträgliche Fessel gewesen.

Einiges wüßte ich wohl rügend zu bemerken; allein es wäre ganz gegen meine Natur, durch Bekrittlung von Einzelheiten mir und vielleicht auch Ihnen die reine Freude an dem schönen Ganzen zu trüben.

Darum keine Schatten dahin werfen, wo so viel helles, glänzendes Licht ist.

Warum ich Ihnen das alles sage, warum ich Ihnen überhaupt schreibe? Die Antwort darauf lautet einfach: weil ich mich dazu gedrängt fühlte, und weil ich weiß, daß eine Anerkennung, wie ich sie Ihnen hier aufrichtig zolle, dem echt und edel Strebenden, den das große Publikum selten versteht, wohl thut und ihn aneifert. Man kann den Beifall des lauten

Marktes heutzutage wohlfeiler haben, wenn man eben gangbare Fragen, landläufige Modegedanken oder politische Schlagwörter zum Stoff wählt. Allein der wahre Dichter verschmäht diese ebenen glatten Sandwege und geht oft auf steilen und rauhen Wegen festen Schrittes dem Parnaß zu. Daß Sie auf diesen Wegen rüstig vorwärts gehen, habe ich erkannt, und werde Ihrem Fortschritt fortan mit dem lebhaftesten Anteil folgen.

Mit aufrichtiger Hochachtung Ihr ergebenster

Prag, am 30. Dezember 1865.

Karl Egon Ebert."

Also schrieb der betagte Poet der „Wlasta", jener glänzenden Balladen und anderen dichterischen Schöpfungen, durch welche er damals schon längst als Haupt und Chorage der deutsch-böhmischen Dichtung und als eines der besten Talente Österreichs überhaupt anerkannt war, dem jungen, in genialer Kraft aufstrebenden Hamerling, mit welchem er auch seitdem im brieflichen Verkehre verblieb.

Noch ein anderes unbekanntes Urteil eines ausgezeichneten Mannes, das wenige Jahre nach dem obigen niedergeschrieben wurde und den Ahasver betrifft, ist von hohem Interesse. In Triest hatte wohl gelegentlich Hamerling den berühmten Diplomaten Anton Grafen Prokesch-Osten kennen gelernt. Der Graf aber war, und dies ist nicht allgemein bekannt, selbst als Dichter hervorgetreten; er besaß stets ein feines Gefühl und das tiefste Verständnis für die Schönheiten echter Poesie, worüber dessen alter Freund Adolf Friedrich Graf von Schack in seinen Memoiren „Ein halbes Jahrhundert" * so

* „Ein halbes Jahrhundert". Erinnerungen und Aufzeichnungen von Ad. Fr. Graf von Schack. 3 Bände. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.

manches mitteilt. Prokesch hat es denn auch trotz seiner viel in Anspruch genommenen staatsmännischen Tätigkeit nie unterlassen, sich mit den bedeutendsten Erscheinungen der Literatur stets auf dem Laufenden zu erhalten. Er war im Jahre 1867 österreichischer Botschafter an der Pforte in Konstantinopel, und von dort aus ist auch der folgende Brief vom 14. Mai 1867 datiert. Derselbe bietet die Kundgebung eines Mannes über Hamerling, der, wie Schack bemerkt, „an mannigfaltiger geistiger Bildung und lebhafter Teilnahme für höhere Bestrebungen fast alle, die ich gekannt, überragte“:

„Verehrtester!

Ich habe Zeit und Stimmung endlich gewonnen, um die zweite Auflage* durchzulesen. Sie hat mir den Eindruck der ersten erneuert. Es ist eine gewaltige Arbeit, eine Dantische Schöpfung in Dantischer Sprache. Für die schwachen Magen unserer Zeit ist die Speise wohl zu derb, aber warum sollen Sie eine Ausnahme machen von der Regel, daß erst die Toten mit nie welkendem Lorbeer gekrönt werden.

Die Farben bei Nero sind dick aufgetragen, was ich nicht tadle. Da auch eine edle Seite in ihm ist, so hätte ich vielleicht gewünscht, daß er den Genuß nicht bloß auf den Wegen des frechsten und rohesten Lasters suche, sondern auch auf denen schöner Täuschungen und des Mißbrauchs derselben. Der Lebensdrang in einer so begabten Natur muß alle Wege wandeln. Selbst der Tod der griechisch-römischen Zivilisation war nicht ein völliges Sterben dessen, was in ihren Heldenschöpfungen Leben hatte.

Daß Ahasverus der ewige Mensch, diese Auffassung ist die allein verständliche, berechtigte und würdige. Der Abschluß mit dem Christentum wäre allerdings ein Widerspruch und

* Des „Ahasver in Rom“.

Fehler gewesen, eine Unwahrheit. Er wandert noch und wird immer wandern. Ruhen kann er nur in kurzen Hoffnungen, die selbst wieder eine Täuschung sind. Nil humani und so weiter darf er auch sich selbst sagen und muß es sogar.

Das Wort an die Kritiker war, nach meiner Ansicht, ganz und gar notwendig.

Ihre Dichtung ist eine Perle der Zeit — und eben als Perle aus der Krankheit der Zeit geboren. Auch das sichert ihren Wert und ihre Dauer. Sie ist selbst ein Stück Ahasverus.

Ich hoffe, Sie wohl in diesem Sommer oder Herbst zu sehen.

Herzlichst

Prokesch-Osten."

Graf Prokesch verfolgte eifrig und mit wärmster Teilnahme Hamerlings weitere poetische Tätigkeit, in welcher er den reinsten und idealsten Standpunkt des echten Dichters so glänzend gewahrt sah. Es wird von Wert sein, des geistvollen Staatsmannes Urteile auch über einige andere Schöpfungen des Poeten zu vernehmen. Als im Frühling des Jahres 1868 das ostpreußische Gebiet von schwerem Notstand heimgesucht war, machte sich bei der deutschen Bevölkerung überall bis tief zum Süden hinab die wärmste Teilnahme geltend und man weiteiferte, den vom Unglücke Heimgesuchten zu helfen. Nun warf allerdings der traurige Feldzug des Jahres 1866 noch seinen Schatten auf die österreichischen Länder. Um so ehrenvoller erschien das Vorhaben eines zu Graz zusammengetretenen Komitees, durch ein großes zu veranstaltendes Konzert eine Summe hereinzubringen, welche jenen hungernden deutschen Stammesbrüdern gewidmet sein sollte. Das Komitee bestand zumeist, wenn ich nicht irre, aus Studenten. Und die Studierenden beschlossen, an den schon hoch gefeierten Dichter

Hamerling heranzutreten und ihn um Abfassung eines Festprologes zu dem Konzerte zu bitten. In der Tat willfahrte der Poet und es entstand jene herrliche Dichtung:

„Je weiter der Weg, den er wandern muß,
Um so wärmer zu sein pflegt ein Liebesgruß“ u. s. w.

welchem in den Tagesblättern allüberall so hohe Beachtung geschenkt wurde und in der Hamerling seinen echt deutschnationalen Standpunkt so glänzend manifestierte. Mit Jubel wurde der Vortrag dieser Dichtung am 8. März 1868 aufgenommen, einer Dichtung, welche insbesondere den deutschen Geist, den deutschen Gedanken und das deutsche Herz auch an den Hängen der Alpen pries. Es ist bezeichnend für den österreichischen Diplomaten in Konstantinopel, der ja auch eine hohe Generalswürde in der österreichischen Armee bekleidete, wie er diese glänzenden Verse begrüßte, die er wohl in einem Blatte gelesen hatte, denn erst die Gedichtsammlung: „Blätter im Winde“ (1887) enthielt das Poem authentisch gedruckt. Datiert von Konstantinopel 21. Mai 1868, schreibt Prokesch an den Dichter:

„Seit Monaten gehe ich mit dem Entschlusse um, Ihnen, verehrter Herr Hamerling, für den schönen Prolog zu danken, zum Besten der Notleidenden in Ostpreußen von Ihnen gedichtet. Es ist ein prächtiges, wahrhaft deutsches Wort, das Sie da dichteten, und eine treue deutsche Gesinnung gab es ein. Die Gelegenheit auch war ein glücklicher Wurf, denn der Haß, von der Gier nach falscher Ehre und Besitz, von oben gestreut, was geht er das Volk an, das sich eins fühlt und in diesem Gefühle an Wahrheit, Würde und Einsicht hoch über denen steht, die es zu spalten bemüht sind? — Ihr Gedicht sollte zum Volksliede werden.“

Kennzeichnen solche Worte nicht den Freund und Kampfgenossen Theodor Körners, denn ein solcher war der junge Prokesch im Jahre 1813!

Endlich sei noch der Worte des Grafen über den „König von Sion“ gedacht. Graf Prokesch-Osten, eben auf einer Reise in Ägypten begriffen, schrieb den nachfolgenden schönen Brief auf einem Nilschiffe; derselbe ist ebenfalls wert, der Vergessenheit entrissen zu werden.

„Auf dem Nil, 23. Januar 1869.

„Verehrter Herr!

Ich habe soeben Ihren König von Sion* gelesen. Mit wahrer Achtung erfüllt mich die Macht und Reinheit der Sprache, sowie auch der homerische Baustil im einzelnen wie im ganzen. In Ihrem Helden konnten Sie nur ein Bild geben wollen von jugendlicher Schönheit und edler Schwärmerei. Er hält das Wort für die That und glaubt, daß er wirklich sei, was er zu sein wünscht und denkt. Daß er mit den Elementen, die er unter den Händen hatte, ein Reich der Reinen zu gründen strebte, war ein Irrtum, worüber ihn diese Elemente bald belehrten. Sein Urteil ist nicht von dieser Welt, und sein ganzes liebliches Wesen schwimmt wie ein leichter Nebel über der Wirklichkeit. Daß Sie ihn scheitern machen an dem, was sich Volkswille nennt, dafür muß Ihnen unsere Zeit dankbar sein; denn sie liegt noch im Wahne, in der Wahrheit ruhe die Begabung, die selbst bei der Minderheit selten ist. Wohin dieser Wahn führt, haben Sie trefflich geschildert. Großes ist in der Welt, so lange sie besteht, nur durch einzelne geschehen, welche den Volkswillen zu beherrschen verstanden.

Es reiht sich diese Dichtung würdig an Ihren Nero. Mich freut, daß die Welt sie würdigt.

---

* Der König von Sion. Epische Dichtung in zehn Gesängen von Robert Hamerling. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vorm. J. F. Richter) Hamburg. 1869.

Ich schreibe diese flüchtigen Zeilen im Angesichte der Pyramiden, die seit Jahrtausenden das Werden und Stürzen der Reiche überdauerten, obwohl sie gleich ihnen Werke von Menschenhand und die Zeugen der Lebenskraft sind, die einer großen Idee innewohnt.

In achtungsvollster Ergebenheit

Prokesch-Osten."

Nachdem auf den bereits zu den hervorragendsten Dichtern Österreichs zählenden Verfasser des Ahasverus in Graz die Aufmerksamkeit aller, und zwar nicht nur der deutschen literarischen Kreise gerichtet war, und Hamerling in poetischen Dingen nun wohl eine hohe Autorität genannt werden konnte, blieb es nicht aus, daß junge poetische Talente ihre Dichtungen vorlegten und ihn um ein gütiges Urteil baten. Wie es schon der jugendlichen Anschauung entspricht, mochte wohl so mancher daran denken, seine literarische Laufbahn sei begründet, wenn Hamerlings Urteil günstig ausfalle. Und der zwar still und zurückgezogen lebende, aber mit der höchsten Feinfühligkeit ausgestattete Poet kam jedem mit der größten Liebenswürdigkeit entgegen, es war ihm nicht gegeben, jemand, der sich ihm anvertraute, zu verletzen. Manche bemerkenswerten Autoren führte er denn auch in die Literatur ein und bot ihnen freundliche, schriftliche Worte, die sie ihren Erstlingswerken vorsetzen durften. Einer dieser Autoren, dem später Hamerling Jahre hindurch bis zum Tode die wärmste Freundschaft weihte, ist heute der berühmteste unter den Volksschriftstellern. Ich meine Peter Rosegger. Auch er hatte sich an Hamerling zuerst schriftlich gewendet und sodann persönlich vorgesprochen und diesem seine Dialektgedichte vorgelegt. Der ältere berühmte Poet erkannte in den Jugenddichtungen Roseggers die Spuren des Genies und stand nicht an, mit besonderer Wärme für den

jugendlichen Steirer einzutreten. Im Jahre 1870 erschien die erste Auflage der Sammlung: „Zither und Hackbrett. Gedichte in obersteirischer Mundart von P. K. Rosegger mit einem Vorworte von Robert Hamerling,“ im Verlage von Josef Pock in Graz. Wie richtig Hamerlings tiefer Blick gesehen, hat die Zukunft und die Entwicklung Roseggers gelehrt. Als 1875 dessen Zeitschrift „Heimgarten“ zu erscheinen begann, war bald Hamerling, welcher sonst überaus ungern Aufsätze in Zeitschriften veröffentlichte, dessen getreuester Mitarbeiter, bald auch des Steirerpoeten vertrautester Freund. Roseggers: „Persönliche Erinnerungen an Robert Hamerling“ (Wien 1891), welche nach des edlen Poeten Tod herausgegeben wurden, erweisen Blatt für Blatt die Beziehungen der beiden Dichter.

Im „Heimgarten“, dessen Herausgeber Rosegger heute noch lange nach dem Tode Hamerlings ist, hat der Dichter des „Ahasver in Rom“ auch jene autobiographischen Aufsätze veröffentlicht, aus denen die 1889 erschienene fesselnde Selbstschilderung seines Lebens unter dem Titel „Stationen meiner Lebenspilgerschaft“ entstanden ist. In diesen „Stationen“ erwähnt der Verfasser unter anderem seines vorübergehenden Aufenthaltes in Graz zu Anfang der sechziger Jahre, währenddessen er mit jener „stillen Gemeinde“ poetisch schwärmend und in heiterer Geselligkeit verkehrte, zu der auch der älteste seiner Grazer Freunde, der Poet und gelehrte Numismatiker und Archäologe Fritz Pichler gehörte. Im Sommer des Jahres 1863 vermählte sich Pichler und dessen Braut erscheint als „Estrella“ (sie hieß Theresia) nicht selten in den Briefen Hamerlings genannt, die er an den Freund Pichler aus Triest schrieb.

Zum Vermählungstage übersendete Hamerling das nachstehende, in seine Gedichtsammlungen bisher nicht übergegangene Sonett:

An Fritz und Estrella zum 1. August 1863.

Gesungen wird's in vielen tausend Sprachen
Von Millionen Zungen wird's beteuert,
Daß nichts so süß wie Lieb' das Herz befeuert
Von allen himmlischen und ird'schen Sachen.

Wohl trotzt der wilden See der Lebensnachen,
Wenn ihn die Zauberhand der Liebe steuert:
Der Wasserspiegel glänzt wie blank gescheuert,
Und friedlich in der Tiefe ruh'n die Drachen.

Doch mischt die Liebeshuld, die wunderbare,
Sich auch mit Musenhuld, um sich zu krönen,
Strahlt doppelt schön die Flut, die spiegelklare:

Drum Heil der Stunde, wo mit Glockentönen
Verkündigt wird in einem neuen Paare
Der alte Bund der Dichter und der Schönen.

Hiezu sei noch bemerkt, daß auch jenes Gedicht „An Estrella“, welches in dem Nachlaßbande der Gedichte Hamerlings „Letzte Grüße aus Stiftinghaus“ (1894) enthalten ist und einen Glückwunsch zu deren Namenstage am 15. Oktober 1863 enthält, an dieselbe Dame gerichtet ist, in der gedruckten Fassung aber bedeutend von der Version abweicht, in welcher die Besungene heute noch das Blatt besitzt.

Rosegger war es auch, dem Hamerling mehrmals seinen letzten literarischen Herzenswunsch auf die Seele band: eine volkstümliche Ausgabe von Hamerlings gesammelten Werken im Auge zu behalten. Der berühmte Verfasser des Ahasver in Rom wäre gern auch den Geistern der wenig Bemittelten näher getreten, seine Klage war immer, daß seine Werke für weitere Kreise zu teuer seien. Trotz aller Bemühung des ihn überlebenden Freundes hat erst in jüngster Zeit dieser Herzenswunsch des Toten Aussicht, erfüllt zu werden.

Auch der Verfasser dieser Zeilen hatte sich damals — es war in der ersten Hälfte der siebenziger Jahre — das Herz gefaßt und dem gefeierten Dichter eine Dichtung zur Durchsicht überreicht, die schon mehrere Jahre vollendet im Pulte ruhte. Mein Gott, wer denn, der in Graz halbwegs erträgliche Verse schrieb, hätte nicht wenigstens ein bescheidenes Wort der Anerkennung von Hamerling als hohes Glück angesehen. So nahm ich denn mein Manuskript — es war die 1877 bei Wagner in Innsbruck erschienene „Cornelia, eine Herzensgeschichte in Versen" — und begab mich zagend damit zu dem verehrten Manne. Er nahm mich in seinem dunkel gehaltenen Zimmer, in dem Hause der Realschulgasse (heute Hamerlinggasse), welches nun eine Marmorgedenktafel schmückt, freundlich auf und versicherte:

„Sie können überzeugt sein, ich werde Ihr Manuskript genau und gewissenhaft durchsehen."

Ich bat um offenes Urteil.

„Das sollen Sie haben, schon in der nächsten Woche."

Als ich zur bestimmten Zeit wieder erschien, hatte er wirklich das Ganze durchgelesen. Seine erste Bemerkung war eine Frage:

„Warum haben Sie diesen Stoff nicht novellistisch in Prosa bearbeitet? Es wäre eine gute Novelle geworden."

Ich konnte natürlich nichts anderes sagen, als daß es mir darum zu tun gewesen, eine Novelle in Versen abzufassen, welche ein kleines psychologisches Problem durchführen sollte.

„Ich habe manche hübsche Stelle darin gefunden, gewandte Verse, auch manches, was ich beanstanden möchte," sagte der Dichter, „aber," und sein stolzes Auge sah mich ernst, doch freundlich an, „Sie haben ein förmliches kleines Epos schaffen wollen, zu einem solchen aber gehört ein Held, eine gewaltige, kraftvolle Persönlichkeit, welche die Blicke der Welt auf sich zieht oder gezogen hat. Versuchen Sie später einmal einen solchen

An Fritz und Estrella zum 1. August 1863.

Gesungen wird's in vielen tausend Sprachen
Von Millionen Zungen wird's beteuert,
Daß nichts so süß wie Lieb' das Herz befeuert
Von allen himmlischen und ird'schen Sachen.

Wohl trotzt der wilden See der Lebensnachen,
Wenn ihn die Zauberhand der Liebe steuert:
Der Wasserspiegel glänzt wie blank gescheuert,
Und friedlich in der Tiefe ruh'n die Drachen.

Doch mischt die Liebeshuld, die wunderbare,
Sich auch mit Musenhuld, um sich zu krönen,
Strahlt doppelt schön die Flut, die spiegelklare:

Drum Heil der Stunde, wo mit Glockentönen
Verkündigt wird in einem neuen Paare
Der alte Bund der Dichter und der Schönen.

Hiezu sei noch bemerkt, daß auch jenes Gedicht „An Estrella“, welches in dem Nachlaßbande der Gedichte Hamerlings „Letzte Grüße aus Stiftinghaus“ (1894) enthalten ist und einen Glückwunsch zu deren Namenstage am 15. Oktober 1863 enthält, an dieselbe Dame gerichtet ist, in der gedruckten Fassung aber bedeutend von der Version abweicht, in welcher die Besungene heute noch das Blatt besitzt.

Rosegger war es auch, dem Hamerling mehrmals seinen letzten literarischen Herzenswunsch auf die Seele band: eine volkstümliche Ausgabe von Hamerlings gesammelten Werken im Auge zu behalten. Der berühmte Verfasser des Ahasver in Rom wäre gern auch den Geistern der wenig Bemittelten näher getreten, seine Klage war immer, daß seine Werke für weitere Kreise zu teuer seien. Trotz aller Bemühung des ihn überlebenden Freundes hat erst in jüngster Zeit dieser Herzenswunsch des Toten Aussicht, erfüllt zu werden.

Auch der Verfasser dieser Zeilen hatte sich damals — es war in der ersten Hälfte der siebenziger Jahre — das Herz gefaßt und dem gefeierten Dichter eine Dichtung zur Durchsicht überreicht, die schon mehrere Jahre vollendet im Pulte ruhte. Mein Gott, wer denn, der in Graz halbwegs erträgliche Verse schrieb, hätte nicht wenigstens ein bescheidenes Wort der Anerkennung von Hamerling als hohes Glück angesehen. So nahm ich denn mein Manuskript — es war die 1877 bei Wagner in Innsbruck erschienene „Cornelia, eine Herzensgeschichte in Versen" — und begab mich zagend damit zu dem verehrten Manne. Er nahm mich in seinem dunkel gehaltenen Zimmer, in dem Hause der Realschulgasse (heute Hamerlinggasse), welches nun eine Marmorgedenktafel schmückt, freundlich auf und versicherte:

„Sie können überzeugt sein, ich werde Ihr Manuskript genau und gewissenhaft durchsehen."

Ich bat um offenes Urteil.

„Das sollen Sie haben, schon in der nächsten Woche."

Als ich zur bestimmten Zeit wieder erschien, hatte er wirklich das Ganze durchgelesen. Seine erste Bemerkung war eine Frage:

„Warum haben Sie diesen Stoff nicht novellistisch in Prosa bearbeitet? Es wäre eine gute Novelle geworden."

Ich konnte natürlich nichts anderes sagen, als daß es mir darum zu tun gewesen, eine Novelle in Versen abzufassen, welche ein kleines psychologisches Problem durchführen sollte.

„Ich habe manche hübsche Stelle darin gefunden, gewandte Verse, auch manches, was ich beanstanden möchte," sagte der Dichter, „aber," und sein stolzes Auge sah mich ernst, doch freundlich an, „Sie haben ein förmliches kleines Epos schaffen wollen, zu einem solchen aber gehört ein Held, eine gewaltige, kraftvolle Persönlichkeit, welche die Blicke der Welt auf sich zieht oder gezogen hat. Versuchen Sie später einmal einen solchen

Helden zu finden, Sie sind ja noch jung. Doch ich kann Ihnen meine Anerkennung nicht versagen, daß Sie gleich eine größere Arbeit in Angriff genommen und nicht ohne Geschick und warmes poetisches Gefühl durchgeführt haben. Wollen Sie diese Dichtung dem Druck übergeben?“

Auf meine Bemerkung, falls ich einen Verleger fände, hätte ich allerdings die Absicht, meinte Hamerling wohlwollend:

„Warten Sie noch eine Zeit damit.“

Es vergingen einige Jahre, bis 1877 meine Dichtung erschien, die dem Verleger gefallen hatte, und sich auch nachher bei der Kritik, so weit diese ihr überhaupt Beachtung schenkte, freundlicher Aufnahme erfreute. Heute denkt allerdings kaum mehr jemand an das Büchlein, nur hatte auch schon vor Jahren ein Literaturflegel es hervorgesucht, um mir anläßlich dieses Jugendwerkes Grobheiten an den Kopf zu werfen. Wie herzlich gedachte ich damals des edlen Hamerling und seiner Zartheit und Freundlichkeit und seines milden Ernstes.

Der Dichter besuchte zu Anfang der achtziger Jahre öfters die Grazer Universitätsbibliothek, er hatte damals die Einladung, an Meyers Konversationslexikon mitzuarbeiten, angenommen und behandelte darin die moderne italienische Literatur, wie dies für ihn, den vortrefflichen Kenner dieser Literatur und ausgezeichneten Leopardiübersetzer ja auch passend erschien. In der genannten Bibliothek, in der ich angestellt war und die ich heute zu leiten berufen bin, fiel aus dem Munde des Dichters manch geistvolles Wort, wenn er anläßlich des Studiums italienischer Werke und Zeitschriften die Leseräume betrat, wo ich meines Amtes waltete. Einmal kam das Gespräch auf die „Gartenlaube für Österreich“, ein Blatt, das H. Penn, Sacher-Masoch und andere begründet hatten, welches von 1866 bis 1869 in Graz herausgegeben, sich anfangs eines ganz hübschen Leserkreises erfreute, und unter anderem Originalbeiträge von Adalbert Stifter, Fr. Marx, F. Nissel, Ada Christen brachte,

die ihm zu gutem Ansehen verholfen. Natürlich wurde auch die Mitarbeiterschaft Hamerlings erbeten und — gewährt.

Dieses Blattes gedachte Hamerling im Gespräche. „Ich habe," meinte er, „mit großem Interesse die Gründung dieses Blattes und seine Weiterführung verfolgt. Schade, daß es später in wenig gewandte Hände gekommen. Es war durchaus kein gewöhnliches Provinzialunternehmen und in der belletristischen Zeitungsliteratur höchst geachtet." Hamerling kam auch auf die Provinzblätter zu sprechen und brachte mich, da ich gerade verschiedene bibliographische Arbeiten in Angriff genommen, welche Steiermark betrafen, auf eine bemerkenswerte Idee.

„Sehen Sie," sagte er beiläufig, „es wäre ein guter Gedanke, alle im Lande erschienenen Zeitungen und Zeitschriften zu verzeichnen und ganz kurz deren Geschichte zu skizzieren, das heißt die Dauer des Bestehens eines jeden Blattes, die Redakteure und Herausgeber, die Hauptmitarbeiter, bei politischen Zeitungen etwa die Tendenz und dergleichen. Eine solche Zusammenstellung bietet eine gute Grundlage für den Verfasser einer Geschichte nicht nur unseres Zeitungswesens, sondern der Literatur und Kultur überhaupt. Hätten wir dergleichen Arbeiten aus verschiedenen Ländern, man würde schon beim bloßen Durchsehen derselben staunen, welche Summe von Arbeit da niedergelegt ist, was für Männer, die möglicherweise später weit berühmt geworden sind, sich daran beteiligt, welche Wandlungen im Geschmack und in der Auffassung der Verhältnisse erfolgt sind."

Ich teilte des Dichters Ansicht so vollkommen, daß ich in der Tat daranging, eine derartige Arbeit abzufassen. Inzwischen hat Friedrich Ahn, ein eifriger Beamter der erwähnten Bibliothek, auf meine Anregung den Gedanken fortgeführt und in dem Schriftchen „Die periodische Presse der Steiermark in den Jahren 1848—1898", Graz 1900 und „Nachtrag bis 1904" wirklich zur Ausführung gebracht.

Eine Zahl von Jahren hindurch hat Hamerling eifrig die beiden Grazer Bibliotheken, nämlich die Universitätsbibliothek und die große Bücherei am Joanneum, die heutige Landesbibliothek. Seine Aufmerksamkeit für dieselben und zugleich die Genauigkeit, welche seine eigenen Werke betraf, zeigte sich, nachdem er gestorben war. Jede der beiden Sammlungen erhielt eine genau und sorgfältig zusammengestellte Kollektion aller Schriften des Dichters legiert, und zwar war jedes seiner Werke durch alle Auflagen und Ausgaben vertreten. Da Hamerling in jeder Neuauflage Verbesserungen anbrachte, so kann man den Wert dieser Zusammenstellung, zumal für den Literaturforscher, beurteilen. Noch bei Lebzeiten setzte der Dichter alle Mühe daran, daß ja nicht eine einzige Auflage in der für sein Legat bestimmten Doppelsammlung fehle.

Es mögen nun einige Mitteilungen über die Beziehungen des Dichters zur Kunst und über seinen Verkehr mit einem Künstler folgen, welcher in vortrefflicher Weise uns die Züge Hamerlings in der von ihm modellierten Büste überliefert hat. Dieser Künstler ist der auf der Wiener Akademie ausgebildete Bildhauer Hans Brandstetter, einer der wenigen Landsleute Roseggers, welche sich auf dem Gebiete der Plastik hervorragend bemerkbar gemacht haben. Brandstetter hat die Büste Roseggers selbst, jene des Dichters C. Gottfried R. von Leitner und des edlen Grafen Hartenau, des einstigen Fürsten von Bulgarien und späteren österreichischen Generals, sowie eine Zahl anderer Porträtbüsten, die sich durch große Ähnlichkeit auszeichnen, gefertigt. Später sind auch andere schöne plastische Kunstwerke Brandstetters entstanden, namentlich auch das sinnige Monument auf Hamerlings Grabe.

Im Jahre 1881 wurde Brandstetter mit Hamerling bekannt; nachdem es schon längst des Künstlers Wunsch gewesen, das charakteristische Haupt des berühmten Dichters zu modellieren, bat er diesen um die Bewilligung hierzu und um einige

Sitzungen. Dieselben fanden im Jahre 1882 statt. Brandstetter ersuchte den Dichter, sich das lang herabfallende Haar nicht kürzen zu lassen, und einige Zeit darauf wurden Tag und Stunde einer Sitzung bestimmt. Der Bildhauer hatte aber längere Zeit vorgearbeitet, und der wohlmodellierte Kopf in grauem Ton ließ die Züge schon ganz gut erkennen.

Hamerling empfing den Künstler eine Zeit vorher in seinem Sommeraufenthalte im Stiftinghause, wo er so gerne weilte, mit den Worten auf sein Haar weisend: „Sehen Sie, daß ich nicht vergessen habe.“ Als die Sitzung selbst im Kupferstichkabinet der Bildergalerie hätte stattfinden sollen, erschien der Dichter pünktlich, aber er sagte: „Ich komme heute nur um mich zu entschuldigen, zu einer Sitzung fühle ich mich nicht wohl genug, vielleicht morgen.“ Da bemerkte er jedoch das begonnene Bildwerk und wendete sich demselben mit Interesse zu. „Sie ist ja schon zu erkennen,“ sagte er, nahm seinen Platz ein und vergaß ganz auf das vorgeschützte Unwohlsein; Brandstetter konnte zwei Stunden lang an seinem Werke arbeiten. Hamerling kam nun in der Tat öfter. Einmal sagte er: „Das Gesicht wird gut, nur die Augenbrauen, Bart und Fliege sind etwas zu stark gehalten.“ Auf die Bemerkung des Künstlers, daß dieser es in der Natur so sehe, wurde Hamerling still, Brandstetter erkannte aber das nächstemal, daß Bart, Fliege und Brauen gekürzt worden seien. „Vergleichen Sie noch einmal,“ sagte nun der Dichter, und da es offenbar dessen Wunsch war, verkleinerte Brandstetter nochmals die erwähnten Dinge.

Einmal ersuchte Hamerling den Bildner: „Darf ich eine mir befreundete fein gebildete Dame herführen, an deren Urteil mir sehr gelegen ist und welche die Büste schon gern sähe?“ Natürlich war dies dem Künstler nur sehr angenehm, und am nächsten Tage erschien mit Hamerling Frau von Gstirner, „Minona“, die treue edle Freundin des Professors, den sie

bis zu ihrem Tode hoch verehrte. Auch sie fand das Bild gelungen und Hamerling bemerkte: „Frau von Gstirner kennt mich schon lang und genau, ihr Urteil kann Ihnen maßgebend sein.“ Die Porträtsitzungen wurden damit beendet; „wenn auch nicht langweilig, so sind sie doch sehr anstrengend für mich,“ sagte der oft sehr leidende Dichter zum Bildhauer. „Sie sind wohl der letzte, welchem ich als Modell gedient, zumal Ihr Werk so gut ausgefallen ist.“

Als später einmal Brandstetter mit Hamerling vor dem im Grün des waldigen Stiftingtales anmutig gelegenen „Stiftinghause“ stand, wies der Dichter auf ein durch Läden markiertes Blindfenster des Gebäudes: „Sehen Sie, dort möchte sich ein Relief gut machen; hinter jener Wand schrieb ich die ‚Aspasia‘, dort wäre eine Gestalt aus jener Dichtung gewiß passend, vielleicht die Kora.“ Der Bildhauer machte einen Entwurf der Figur Koras in Wachs, und auf die Frage Hamerlings, wie hoch das Ganze in Stein ausgeführt kosten könnte, nannte Brandstetter etwa hundert Gulden. „Das ist zu viel für meine Verhältnisse, aber auf siebenzig Gulden könnte ich mich einlassen, denn ich muß für die Meinigen sorgen.“

Am 2. Oktober 1882 schrieb Hamerling dem Bildhauer die nachstehenden Worte ins Album, welche wohl verdienen, einem weiteren Leserkreise bekannt zu werden:

„Der Künstler muß die Natur nachahmen, um Großes zu leisten. Aber das Größte leistet er dann, wenn er die Natur nicht bloß nachahmt wie ein vor ihm und außer ihm stehendes Modell, sondern wenn ihm die Natur, ihre Schaffensfreude, ihr Formensinn, im Innern, im Gemüte selbst lebendig wird, und sie aus seinem Geiste noch bedeutender, sinniger, ergreifender wiedergeboren wird, als in der vergänglichen Wirklichkeit.

Robert Hamerling.“

Seitdem blieb Brandstetter mit dem Dichter des Ahasverus in steter Verbindung. Es war im Jahre 1887, als der Bildhauer in Wien weilend ein Medaillon mit dem Reliefporträt des greisen Bauernfeld gefertigt hatte, welches der Porträtierte selbst wie dessen Freunde für ganz vortrefflich ausgeführt erklärten. Um dieselbe Zeit wurde Kundtmanns edles Standbild Anastasius Grüns aus weißem Marmor im Grazer Stadtpark zur Aufstellung gebracht. Darauf beziehen sich die nachfolgenden Zeilen des Dichters, welchem Brandstetter eine Photographie des erwähnten Reliefs von Wien aus übersendet hatte:

„Etwas spät, aber herzlich danke ich Ihnen, sehr geehrter Herr und Freund, für die übersandte Photographie des trefflichen Bauernfeldmedaillons. Gestern schleppte ich mich zu unserm Gründenkmal. Dem Ausruf der Bewunderung muß sich leider der des Bedauerns anschließen, daß ein so schönes feines Werk nicht in Erz, sondern in gebrechlichem Marmor ausgeführt ist. Auch mit dem abgelegenen, eingeengten Platze, auf dem es steht, kann ich mich nicht befreunden. Aber das Werk an sich ist, wie gesagt, reizend schön. Mit bestem Gruß

Ihr

Graz, 11. Juli 1887. Robert Hamerling."

Im Jahre 1904 wurde Hamerlings Marmorbild, ebenfalls von Professor Kundtmann modelliert, in demselben Grazer Stadtpark auf freiem Platze zur Aufstellung gebracht. Es zeigt den Dichter sitzend, wie er, mit einem Buche in der Hand, sinnend in die Ferne blickt.

Im Jahre 1888 weilte Brandstetter in Rom, er hatte die Thermen des Titus besucht, wo noch die Steinreste von Neros goldenem Hause sich vorfinden, das Hamerling im „Ahasver" so prächtig geschildert, und dem schon sehr kranken Dichter einen Lorbeerzweig aus dem alten Gemäuer nebst herzlichem Briefe gesendet. Dieser antwortete:

„Sehr geehrter Freund! Ich erwidere Ihr liebes und inhaltreiches Schreiben nur mit einem Weihnachtsgruß, welcher dazu beitragen möge, Sie in diesen Tagen der Weihe des Gemüts in die Heimat und zu den Befreundeten zurückzuversetzen. Der übersandte römische Lorbeer befindet sich unter Glas und Rahmen; empfangen Sie meinen besten Dank dafür! Wir alle -- mit Einschluß Berthas, die mich nur bittet, Ihnen zu sagen, daß sie nicht ‚Paula' heißt* — bleiben Ihrer mit besten Gesinnungen und Wünschen eingedenk.

In freundlicher Ergebenheit

Ihr

Graz, 22. Dezember 1888.

Robert Hamerling."

Noch sei eines Schreibens aus der Feder des Dichters gedacht, das uns den schwer Leidenden, vielleicht darum aber um so milder Denkenden vorführt. Ein sehr bekannter Wiener Schriftsteller und Kritiker, der Rom genau kannte, hatte seinerzeit bei einer Besprechung des „Ahasverus" tadelnde Worte über verschiedene Schilderungen und Örtlichkeiten in dem Gedichte ausgesprochen, Schilderungen, welche der topographischen Wirklichkeit nicht entsprächen. Hamerling war sehr gekränkt, fast erbittert, und er suchte jede Berührung mit dem erwähnten Kritiker, der auch Graz zu besuchen pflegte und mit Brandstetter befreundet war, zu vermeiden. Der Bildhauer, eine liebenswürdige versöhnliche Persönlichkeit, suchte Jahre hindurch vergeblich eine Vermittlung herzustellen. Aber endlich hatte der Dichter in seinen Leiden auch das Ganze vergessen. Darauf und auf die Schilderung des Eindrucks, welchen der eben erschienene „Homunkulus" auf Brandstetter ausgeübt, bezieht sich die Antwort Hamerlings an diesen vom 26. Dezember 1887 datiert:

* Hamerlings Mündel, deren Namen Brandstetter irrtümlich angeführt.

„Bin so elend, sehr geehrter Freund, daß ich Ihnen nur kurz antworten kann. Was den Herrn betrifft, der mich vor siebzehn Jahren beleidigt haben soll, so weiß ich nicht, wen Sie meinen; wer immer es aber sein mag, er kann versichert sein, daß all mein Leben und Erleben abgeschlossen und abgethan hinter mir liegt und ich über Groll und Feindseligkeit vollständig hinaus bin.

Also ein ‚großer Zug‘ geht durch den ‚Homunkel‘? Wenn nur die Rezensenten nicht das ‚Reißen‘ bekommen von diesem ‚Zug‘! Gern hätte ich Ihnen ein Exemplar geschickt, aber leider ist's für den Augenblick nicht möglich; ich hoffe es später thun zu können. Alles Schöne zum Jahreswechsel. Herzlich ergeben

Ihr

Robert Hamerling.“

In der Zeit zurückgreifend, glaube ich auch mit dem folgenden Schreiben des Dichters einen Beitrag zu seiner Charakteristik liefern zu können. Dieses Schreiben zeigt uns des Poeten eigenes Urteil über seine lyrische Tätigkeit. Es ist als Begleitbrief der neuen Auflage der Gedichtsammlung „Sinnen und Minnen“ an einen Wiener Kritiker gerichtet, welchem Hamerling darin seine eigene Ansicht über diese Gedichte mitteilt, selbstverständlich ohne irgendeine Beeinflussung damit in Verbindung bringen zu wollen. Der Name des Adressaten tut hier nichts zur Sache. Der Brief aber lautet:

„Hochgeehrter Herr! Immer gleich lebhaft wünschend, mein literarisches Streben durch Ihre Kenntnisnahme beehrt zu sehen, übersende ich Ihnen wieder ein Buch, das unter altem Titel wenigstens zur Hälfte Neues bringt. Freilich nicht in dem Sinn Neues, daß es ein neues Element in die Sammlung brächte: nur das, was an das Alte sich verwandt anschloß, habe ich aufgenommen, und es stammt das meiste davon aus

den Jahren, welche der ersten Ausgabe (1859) zunächst folgten, aus einer Zeit also, in welcher meine poetische Jugendepoche noch lange nicht ihren Abschluß durch den ‚Ahasver in Rom‘ gefunden hatte. So vertritt die Sammlung nach wie vor das jugendliche ‚Sinnen und Minnen‘ — vielleicht eine sehr monotone Lektüre, die aber in dieser Monotonie wenigstens eine Bürgschaft wahrer Empfindung tragen dürfte, da schwerlich jemand es für denkbar halten wird, daß man einen so wenig pikanten Stoff mit bewußter Absicht wählt. Kann man übrigens nur echt lyrische Melodie in dem Bändchen finden, so bin ich stolz darauf und schäme mich der einfachen Klänge nicht, durch welche ja das Gedankenhafte in meinen größeren Dichtungen sich zum Eindruck einer poetischen Individualität ergänzen könnte. Auch glaube ich, daß ich vieles in dieser Sammlung, namentlich die reimlosen Stücke in freien Rhythmen, niemals durch reifere lyrische Leistungen zu überbieten imstande sein werde. Ich denke, mit diesen Zeilen keineswegs Sie zu einem öffentlichen Richterspruche herauszufordern; sollten Sie aber zu einem solchen sich angeregt fühlen, so bedarf es nicht der Versicherung, daß ich ihn mit herzlichem Dank entgegennehmen werde.

In aufrichtigster Hochachtung verharre ich Ihr ergebenster

Graz, 4. Januar 1868.

Robert Hamerling.“

Hamerling stand in den siebziger Jahren auf der Höhe seines Ruhmes. So kam es denn auch, daß Ansuchen um Autographen, Photographien und dergleichen gar reichlich einliefen. Der Herausgeber der „Neuen illustrierten Zeitung“ in Wien, Herr K . . . . ., welcher eben auf einer Reise durch Graz begriffen war, suchte den Dichter Hamerling ebenfalls einmal auf und wollte ihm die Bitte um poetische Beiträge

für das genannte, damals vortrefflich geleitete, leider später eingegangene Blatt, vortragen, traf ihn aber nicht zu Hause. Die Redaktion bat darauf zum Zwecke der Wiedergabe in dem Blatte um Hamerlings Photographie. Es erfolgte nachstehende bezeichnende Antwort des Dichters:

Hochgeehrter Herr! Ich bitte Herrn K..... mein herzliches Bedauern darüber auszudrücken, daß er den Weg vergebens zu mir machte. Ihrem Wunsche nach einer Photographie von mir entspreche ich gern und fühle mich geehrt durch Ihre freundliche Absicht, glaube aber, daß Sie zunächst mit Roseggers Bild Ihren Lesern eine größere Freude machen würden, da dieses, weil noch nirgends veröffentlicht, den Reiz der Neuheit für sich haben würde. Wenn es Ihnen noch möglich ist, bitte ich Sie sehr, Rosegger vorauszuschicken: ich für meine Person bin gerade in letzter Zeit ein wenig zu oft biographirt worden. Mißgünstige Leute setzen da gerne voraus, daß man selbst die Hand dabei im Spiele hat, daß man Reklame für sich macht. Also, wenn es Ihnen möglich, erfüllen Sie meine Bitte: bringen Sie vorerst Rosegger.

Als Beitrag sende ich Ihnen ein Gedicht, das ich eben heute geschrieben; ich habe nichts anderes zur Hand: meine Papiere sind noch in der Stadt, ich auf dem Lande. Ich sende noch weiteres. Sie wünschen auch einen Autograph; ich erlaube mir daran zu erinnern, daß die Neue illustrirte Zeitung einen solchen bereits von mir gebracht hat.

Zu früherer oder späterer Benützung, falls Sie darauf bestehen, mein Bild mit biographischer Skizze zu bringen, teile ich Ihnen mit, daß ich nicht, wie bisher meist angegeben wurde, am 24. März 1832, sondern 1830 zu Kirchberg am Walde in Niederösterreich geboren bin.

Hochachtungsvoll ergeben Ihr

Graz, 15. Juni 1874. Robert Hamerling."

den Jahren, welche der ersten Ausgabe (1859) zunächst folgten, aus einer Zeit also, in welcher meine poetische Jugendepoche noch lange nicht ihren Abschluß durch den ‚Ahasver in Rom‘ gefunden hatte. So vertritt die Sammlung nach wie vor das jugendliche ‚Sinnen und Minnen‘ — vielleicht eine sehr monotone Lektüre, die aber in dieser Monotonie wenigstens eine Bürgschaft wahrer Empfindung tragen dürfte, da schwerlich jemand es für denkbar halten wird, daß man einen so wenig pikanten Stoff mit bewußter Absicht w ä h l t. Kann man übrigens nur echt lyrische Melodie in dem Bändchen finden, so bin ich stolz darauf und schäme mich der einfachen Klänge nicht, durch welche ja das Gedankenhafte in meinen größeren Dichtungen sich zum Eindruck einer poetischen Individualität ergänzen könnte. Auch glaube ich, daß ich vieles in dieser Sammlung, namentlich die reimlosen Stücke in freien Rhythmen; niemals durch reifere lyrische Leistungen zu überbieten imstande sein werde. Ich denke, mit diesen Zeilen keineswegs Sie zu einem öffentlichen Richterspruche herauszufordern; sollten Sie aber zu einem solchen sich angeregt fühlen, so bedarf es nicht der Versicherung, daß ich ihn mit herzlichem Dank entgegennehmen werde.

In aufrichtigster Hochachtung verharre ich Ihr ergebenster

Graz, 4. Januar 1868.

Robert Hamerling.“

Hamerling stand in den siebziger Jahren auf der Höhe seines Ruhmes. So kam es denn auch, daß Ansuchen um Autographen, Photographien und dergleichen gar reichlich einliefen. Der Herausgeber der „Neuen illustrierten Zeitung“ in Wien, Herr K . . . . ., welcher eben auf einer Reise durch Graz begriffen war, suchte den Dichter Hamerling ebenfalls einmal auf und wollte ihm die Bitte um poetische Beiträge

für das genannte, damals vortrefflich geleitete, leider später eingegangene Blatt, vortragen, traf ihn aber nicht zu Hause. Die Redaktion bat darauf zum Zwecke der Wiedergabe in dem Blatte um Hamerlings Photographie. Es erfolgte nachstehende bezeichnende Antwort des Dichters:

Hochgeehrter Herr! Ich bitte Herrn K..... mein herzliches Bedauern darüber auszudrücken, daß er den Weg vergebens zu mir machte. Ihrem Wunsche nach einer Photographie von mir entspreche ich gern und fühle mich geehrt durch Ihre freundliche Absicht, glaube aber, daß Sie zunächst mit Roseggers Bild Ihren Lesern eine größere Freude machen würden, da dieses, weil noch nirgends veröffentlicht, den Reiz der Neuheit für sich haben würde. Wenn es Ihnen noch möglich ist, bitte ich Sie sehr, Rosegger vorauszuschicken: ich für meine Person bin gerade in letzter Zeit ein wenig zu oft biographirt worden. Mißgünstige Leute setzen da gerne voraus, daß man selbst die Hand dabei im Spiele hat, daß man Reklame für sich macht. Also, wenn es Ihnen möglich, erfüllen Sie meine Bitte: bringen Sie vorerst Rosegger.

Als Beitrag sende ich Ihnen ein Gedicht, das ich eben heute geschrieben; ich habe nichts anderes zur Hand: meine Papiere sind noch in der Stadt, ich auf dem Lande. Ich sende noch weiteres. Sie wünschen auch einen Autograph; ich erlaube mir daran zu erinnern, daß die Neue illustrirte Zeitung einen solchen bereits von mir gebracht hat.

Zu früherer oder späterer Benützung, falls Sie darauf bestehen, mein Bild mit biographischer Skizze zu bringen, teile ich Ihnen mit, daß ich nicht, wie bisher meist angegeben wurde, am 24. März 1832, sondern 1830 zu Kirchberg am Walde in Niederösterreich geboren bin.

Hochachtungsvoll ergeben Ihr

Graz, 15. Juni 1874. Robert Hamerling."

Nahm auch Hamerling die ernste Kritik des dazu Berufenen gern entgegen, so stand er doch nicht an, die eigenen Ansichten in Dingen, welche seine Poesie betrafen, gegen jedermann zu verfechten. Ich kann hier ein hübsches Beispiel anführen, das zugleich mit einigen kurzen charakteristischen Versen Hamerlings bekannt macht, welche an dieser Stelle zum erstenmale gedruckt vorliegen. Im Jahre 1887 erschien die neue Gedichtsammlung des Poeten: „Blätter im Winde“. Es findet sich daselbst auf Seite 6 folgender xenienartige Spruch:

„Was soll doch nur die Poesie?
Sie kommt zu spät, sie kommt zu früh,
Hat schnöden Lohn für edle Müh’,
Was Sie gewollt, erreicht sie nie.“

Der Dichter erhielt einige Zeit nach dem Erscheinen der „Blätter im Winde“ von einer jungen Dame, welche selbst ganz hübsche Verse machte, anonym ein Gedicht zugesandt, das sich auf den obigen Spruch bezog und, mit der Überschrift: „An die Poesie“ versehen, in mehreren Strophen der in dem Xenion enthaltenen Ansicht des Poeten entgegentrat. Zum besseren Verständnis teile ich die erste Strophe des Gedichtes dieser Dame mit:

„Was will doch nur die Poesie?
Sie keimt empor, du weißt nicht wie,
Sie schleicht sich sacht ins Herz hinein
Und macht es besser, macht es rein
Von aller Erdensorgen Last,
Sie ist uns ein gar lieber Gast.
Sie bringt dir Seligkeit und Glück
Und ruft die Jugend dir zurück;
Und kommt sie früh und kommt sie spät,
Wenn dich ihr süßer Hauch umweht,
So blüht der Lenz dir neu empor,
Und zaubert Lieb’ und Glück dir vor.“

Hamerling entwarf auf ein Blatt, datiert vom 3. März 1889, eine Art poetischer Zurechtweisung. Es ist mir nicht bekannt, ob er dieselbe der betreffenden Dame, deren Name ihm mitgeteilt worden sein soll, überschickte, doch liegt mir das von seiner Hand mit Bleistift geschriebene Gegengedicht vor, es lautet:

Dichterworte muß man ehren,
Wenn man selbst noch jung an Jahren
Und der Dichter ein betagter Mann.
Besser, statt ihn zu belehren,
Eignet man, was er erfahren,
Sinnend, dankend still sich an.

Zum Schlusse mögen noch einige Angaben folgen, die allerdings hätten eingangs dieser Skizze ihren Platz finden sollen, da sie die Jugendzeit unseres Dichters betreffen; da jedoch der vorliegende Aufsatz nur in Erinnerungen besteht, welche überhaupt nicht rein der Zeitfolge nach geordnet sind, so werden sie auch an dieser Stelle willkommen sein; sie werfen manches Streiflicht auf den schon in ganz jungen Jahren edlerem Dichterdrange Folgenden.

Es ist aus der Selbstbiographie Hamerlings, aus den so wahrheitsgetreu entworfenen schon früher erwähnten „Stationen meiner Lebenspilgerschaft" bekannt, daß der Dichter frühzeitig sich mit poetischen Entwürfen trug, Gedichte verfaßte und in der ersten Hälfte der vierziger Jahre insbesondere mit dem ihm gleichgesinnten poetischen Freunde Anton Bruckner ein förmlich kontraktlich festgesetztes Freundschaftsbündnis schloß. Den bezüglichen „Kontrakt" veröffentlichte später Rosegger in seinen „Persönlichen Erinnerungen von Robert Hamerling". Der Bund trug den Namen der „Herakliusbrüder", weil der erwähnte Vertrag vom 11. März 1846, dem Tage des heiligen Heraklius, datiert war.

Aus dieser Zeit liegt ein Brief des jungen sechzehnjährigen Hamerling an einen dritten poetisch tätigen Freund

in Krems vor. Das Schreiben mag als interessantes Dokument dieser poetischen Bestrebungen hier seinen Platz finden:

Wertester Kollege! Bruggner* sagt mir, Du seiest ein Dichter. Was braucht es mehr als Dichter zu sein, um sich in der Freundschaft musterhaft zu bewähren? Der Dichter vermag aufzurichten und den Kritiker, der der Freundschaft spottet und seinen Scherz damit hat, niederzuschmettern. Er ist's, der da sagen kann:

So gelt es denn, Sieg gelt es oder Tod!
Denn wisse, keinen Kampfes scheut der Held,
Der seine ersten Waffen schmunzelnd prüft:
Des Fernhinzielers Silberbogen weiß
Ich wohl zu spannen, treffe scharf das Ziel.
Mein Köcher rasselt goldner Pfeile voll . . .
Wer mag einher in meiner Rüstung gehn?

Daß ich so lange die angenehme Pflicht, Deinen Brief zu beantworten, vernachlässigte, wurde durch folgende Umstände bedingt:

Erstens hoffte ich mit Bruggner, Du würdest uns ganz gewiß in den Pfingstfeiertagen besuchen.

Zweitens konnte ich mich selbst lange nicht von dem freudigen Erstaunen erholen, das Dein Brief mir verursachte. Er ist ebenso voll von tiefer Herzlichkeit als hoher Gelehrsamkeit. Ja, in diesem Briefe erkenne ich den Jüngling wieder, an dem ich als Knabe mit so inniger Liebe gehangen! Freilich trennten uns später die Fügungen des Himmels, aber wenn wir auch durch Berg und Tal geschieden sind, wir bewohnen doch beide den Donaustrand; hauche Seufzer der Freundschaft in den Strom, ich will am Ufer stehen und lauschen, wie aus den Wogen Deine Grüße mir entgegenrauschen! Es wäre

* Bruckner.

mir lieb, wenn Du mir diesen Brief beantwortetest und mir zugleich kundgäbest, ob ich Dich nicht etwa in den Ferien sehen kann.

„Ich brenne vor Begierde zu sein

Dein

Am 25. Juni 1846.

Rup. Joh. Hammerling,* Phil.“

Um diese Zeit besuchte Hamerling die in Österreich sogenannten „philosophischen Studien“ in Wien. Im Jahre 1847 finden wir ihn, wie er selbst in den „Stationen“ erzählt, als Mitglied der „Dichtergilde Teutonia“, welcher unter anderem als Hamerlings Kollege auch der spätere Generaldirektor der österreichischen Staatsbahnen und jetzige Geheimrat und k. k. österreichischer Sektionschef Alois Freiherr von Czedik angehörte, derselbe, welcher in dem Brünner Blatte „Moravia“ den ersten Abdruck eines Gedichtes von Hamerling vermittelte und selbst poetisch tätig war. Der Liebenswürdigkeit dieses hochgestellten einstigen Kollegen Hamerlings verdanke ich die nachfolgende Bemerkung über die Beziehungen der beiden damals poetisch Strebenden: „Unsere persönliche Berührung fand eigentlich nur im Schuljahre 1846—1847 statt. Er war auch als junger Mann eine kränkliche, allzu bescheidene, fast scheue Natur. Ich mußte sehr energisch auftreten, bis er mir gestattete, den Druck eines seiner Gedichte in der „Moravia“ zu vermitteln. Im Jahre 1848 hatte ich als Legionsoffizier viel zu schaffen, wir sahen uns weniger, und dann brachte uns das nüchterne praktische Leben immer mehr auseinander, obwohl wir eine Anzahl Jahre hindurch beide dem Lehrerstande an Mittelschulen — er in Triest und ich in Teschen und Wien — oblagen.“

* Also schrieb zu jener Zeit der Dichter seinen Namen, auch in dem erwähnten „Kontrakt“ ist er in dieser Art unterschrieben.

Als junger Aushilfslehrer weilte Hamerling im Jahre 1853 in Wien. Er betrieb zu jener Zeit eingehende Studien in den klassischen Sprachen, auch das Gebiet der Philosophie, insbesondere der Metaphysik, beschäftigte seinen Geist. Unter den neuern Dichtern, welche er gern las, steht — und dies ist sehr bezeichnend — Wilhelm Waiblinger obenan. Der merkwürdige, leider jung verstorbene Poet mit seinem klassischen Schönheitsgefühle, mit der dichterischen Kraft der Wiedergabe jener herrlichen Eindrücke, welche Rom und Italien auf seinen Geist ausübten, mit dem Hange zur Sinnlichkeit und mit der glühenden Phantasie hat jedenfalls auf den jungen Dichter Hamerling einen bedeutenden Einfluß ausgeübt, im „Ahasver in Rom" ließen sich Spuren davon finden. Hier sei nur eines eigentümlichen Schriftstückes gedacht, das von Hamerlings Hand geschrieben und vom 18. März 1853 datiert, sich unter des Dichters Papieren fand. Es kann als ein Tagebuchblatt betrachtet werden und weist immerhin auf die Denkweise Hamerlings zu jener Zeit. Das Blättchen lautet:

„Ich hatte vor dem Einschlafen Waiblingers Biographie von Canitz gelesen. Hierauf träumte ich und zwar gegen Morgen, daß ich mit Waiblinger vor einem Bücherkasten stand und daß jener plötzlich begann, einen tiefsinnigen metaphysischen Sermon zu halten. Ich erwachte mitten in seiner Rede und hatte davon nichts als die folgenden Aussprüche behalten, aber diese mit vollster Klarheit, so daß ich sie hiermit wörtlich wiedergeben kann: Gott ist nicht der Schöpfer des Universums, sagte Waiblinger, denn er bleibt in sich; weshalb auch schon Zoroaster und Platon die Welt durch Gehilfen Gottes erschaffen lassen. Ferner: Der Zweck des Universums ist, schön und gut zu werden, also ein endlicher Zweck; es ist nur ein Komma (sic), welches der unendliche Geist in der Reihe seiner Selbstbestimmungen macht. — Das Interessante bei diesem Traum ist, daß die Gedanken Waiblingers, der überhaupt nicht Meta-

physiker war, auch nicht im entferntesten solche Traumgedanken veranlassen konnten, und daß mir selbst nie etwas Aehnliches, wie jene Ideen aussprachen, in den Sinn gekommen ist. Es ist also keinerlei Reproduktion in jenem Traume; woraus denn zu schließen ist, daß der Geist im Traume oft sehr selbständig und produktiv verfahre.

Robert Hamerling."

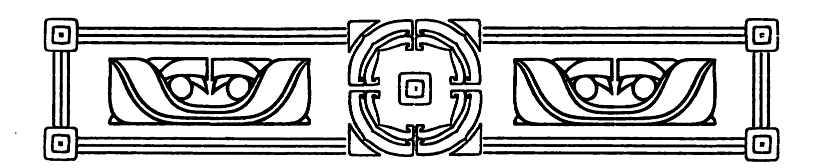
Diesen Erinnerungsblättern seien noch zum Schlusse zwei hübsche Albumeintragungen Hamerlings angefügt, die nie gedruckt wurden. Die erste für seinen Freund Valentin Pogatschnig aus dem Jahre 1867 lautet:

Wenn Liebes uns verläßt, es bleibt die Liebe,
Wenn Schönes uns entschwindet, es bleibt das Schöne.

Die zweite Eintragung an eine unbekannte Persönlichkeit hat den Wortlaut:

Kind sei immer die Phantasie,
Jugendfrisch das Gemüt,
Männlich gereift das Wollen,
Altersklug der Verstand!





Joseph Freiherr von Kalchberg,

ein österreichischer Staatsmann aus Steiermark.

Es sind nun fünfundzwanzig Jahre verflossen, seitdem sich in der steiermärkischen Hauptstadt das Auge eines edeldenkenden, eines der ehrlichsten und begabtesten Staatsmänner Österreichs und zugleich eines wackeren Steiermärkers für immer geschlossen, das Auge eines Mannes, der auf eine achtzigjährige Lebensbahn zurückblicken und über jeden Schritt auf derselben bewunderungswürdig genaue Rechenschaft ablegen konnte. Jeder solche Schritt aber ging nach demselben Ziele, das der Greis stets bis zu seinem Lebensende im Auge gehabt, dahin nämlich, seinen Mitbürgern, seinem Vaterlande, seinem Reiche und Kaiser zu nützen. Dieser Mann war Joseph Freiherr von Kalchberg, der am Ende seines tatenreichen Lebens von denselben hohen Gedanken getragen erschien, die er schon in seiner Jugend, also lange vor der eigentlichen freiheitlichen Entwicklung unseres österreichischen Staatslebens aus- und fortbildete. Gleichsam sein Testament hatte der Greis in einem Werke, „Mein politisches Glaubensbekenntnis“, niedergelegt, das im Jahre 1881 erschien und das als ein wichtiger Beitrag zur österreichischen Memoirenliteratur und zur Geschichte unseres

politischen Lebens namentlich auch vor dem Jahre 1848 berechtigtes Aufsehen erregte. Niemand in Graz hatte geahnt, daß der geistvolle Verfasser dieses trefflichen Buches bald nach dem Erscheinen desselben von dieser Welt abberufen werden sollte. Wer den greisen und doch so jugendfrisch denkenden Mann persönlich gekannt, wer mit ihm verkehren durfte, wie der Verfasser dieser Skizze, der vergaß ganz der achtzig Jahre, welche über dies Haupt gezogen waren. Um so erschütternder traf der Schlag seines jähen Todes. Weil aber eine Persönlichkeit wie diejenige Kalchbergs, sei es als hochgestellter segensvoll wirkender Staatsmann, sei es als gediegener Schriftsteller, sei es endlich als der edelsten Menschen einer, für alle Kreise von hohem Interesse erscheint, hier aber insbesondere als ausgezeichneter Sohn der Steiermark Aufmerksamkeit verdient, so mögen die nachfolgenden Zeilen seines bewegten Lebenslaufes sowie auch seiner Person gedenken und als Erinnerungsblatt auf das Grab des trefflichen Toten gelegt werden.

Die Familie Kalchberg, welcher Joseph Freiherr v. Kalchberg angehörte, stammt aus dem Mürztale der Steiermark und die Nobilitierung reicht in die Zeiten der großen Maria Theresia zurück. Es ist dies dieselbe Familie, welcher auch der Dichter Johann Ritter v. Kalchberg angehörte, der schon zu Ende des XVIII. Jahrhunderts eine hervorragende literarische Rolle in Österreich spielte und im Jahre 1827 zu Graz starb. Der Sohn eines Bruders Johann von Kalchbergs war Joseph von Kalchberg. Er hat in Graz das Licht der Welt erblickt, in einer großen historisch bedeutenden Zeit. Ganz Europa stand in fortwährendem Kriege und Österreich mußte harte und schwere Jahre durchmachen, bis der glänzende Sieg des Jahres 1813 erfochten war. In Steiermark fanden mehrere Invasionen der Franzosen statt, das Finanzpatent des Jahres 1811 erschien und so folgte ein trauriges Ereignis dem andern, und jedes brachte den Bewohnern des Landes Kummer und Sorge. Ein

österreichischer Patriot von lauterster Gesinnung war Kalchbergs Vater, er lebte als Beamter der Staatsgüter-Administration in Graz, dort erhielt auch der Sohn die erste Erziehung, sein geweckter Geist und sein patriotisches Gefühl traten schon im Kinde höchst bezeichnend hervor. Der Knabe kam in das Gymnasium zu Marburg a. d. Drau und 1811 in das k. k. Konvikt in Graz, welches damals den trefflichen Admonter Benediktinern übertragen war. Aus dieser Konviktzeit entwirft der spätere Schriftsteller sehr anmutige Schilderungen über Schüler und Lehrer. Unter den ersteren fanden sich der längst verstorbene talentierte Dichter Karl v. Schröckinger und der heute hochbetagte Karl Gottfr. R. v. Leitner, sowie der berühmte Botaniker Franz Unger; sie sind mit Kalchberg in einer Schulstube gesessen. Dieser beschäftigte sich damals schon mit der Lektüre klassischer Schriftsteller, welche nicht nur außerhalb des Rahmens der Schulgegenstände lag, sondern zu jener Zeit geradezu verpönt war. Als der Professor der Geschichte P. Aemilian Milde bei einer Prüfung über den dreißigjährigen Krieg merkte, daß Kalchberg Schillers Darstellung gelesen, sprach er: „Sie haben unseres Schillers Buch gelesen, das ist lobenswert, nur muß ich Sie aufmerksam machen, daß Schiller auf einem Pantheistenstandpunkt steht und daß Sie dies nicht vergessen dürfen.“ Eine für jene Zeitverhältnisse ebenso freisinnige als gewissenhafte Bemerkung, zumal sie zeigt, daß die Benediktiner den Wert eines hochfliegenden Geistes trotz des Verbotes seiner Werke zu schätzen wußten. Unter den Lehrern an der philosophischen Fakultät, welche Kalchberg von 1817—1819 besuchte, befanden sich einige höchst freisinnige Vertreter der Wissenschaft, so der später nach Wien berufene Professor Rembold, der sogar von der Lehrkanzel entfernt wurde, weil man seine Philosophie als nicht christkatholisch anerkannte, der hochgebildete, in der Gesellschaft besonders beliebte Chorherr von St. Florian P. Appel, der

Professor der Kirchengeschichte P. Gmeiner, dessen Kirchengeschichte von der Kurie seinerzeit auf den Index gesetzt worden war, und dem Kaiser Josef, als der Professor aufgefordert wurde, zur Rechtfertigung nach Rom zu gehen, die Reise verbot, insbesondere aber der Historiker Julius Franz Schneller, ein Mann, dessen Einfluß auf die studierende Jugend von hohem Werte erschien, der aber mit seiner Verehrung Napoleons und der französischen Institutionen zu jener Zeit in anderen Kreisen wieder höchst unbeliebt wurde. Der strebsame junge Kalchberg zeigte in allen Fächern einen Eifer, einen Fleiß und eine Fassungsgabe, welche auf ihn die Aufmerksamkeit aller Lehrer lenkte. An der Hochschule zu Wien setzte er seine Studien fort, nachdem er noch eifrig die Vorlesungen des Juristen Jenull, des Nationalökonomen Kudler und des Kanonisten Ulbrich gehört hatte. Anfangs als Erzieher tätig, wurde er nach erlangtem Doktorgrade Supplent des bürgerlichen Rechtes an der Wiener Hochschule und im Jahre 1828 Präfekt des Ritter von Managettaschen Konvikts, in welchem sich damals auch der später so gefeierte Anton Freiherr v. Schmerling befand, der Kalchberg bis zu dessen Lebensende in treuer Freundschaft anhing. Sieben Jahre später wurde Kalchberg von Kaiser Franz zum Professor der Staatswissenschaften am Theresianum ernannt. Er erregte zu jener Zeit auch die Aufmerksamkeit des Erzherzogs Karl, welcher ihn zum Lehrer seiner Söhne, der Erzherzoge Albrecht und Karl Ferdinand, in denselben Wissenschaften, auf deren Gebiet der gelehrte Professor so tüchtig bewandert war, bestimmte. Dieser schweren Aufgabe suchte Kalchberg nach allen seinen Kräften gerecht zu werden; er war sich der großen Verantwortlichkeit wohl bewußt, welche er damit übernommen hatte und wollte selbst davon zurücktreten, nur der dringende Wunsch des Erzherzogs Karl bewog ihn, die Aufgabe durchzuführen, welche ihn dieser gestellt hatte. Im Jahre 1839 trat er auch in des Erzherzogs Dienste, der

ihn zum Güterinspektor in Teschen ernannte, woselbst Kalchberg in der tüchtigsten Weise für die Verwaltung und Verbesserung auf allen Gebieten der Industrie tätig war und zur Hebung der kommerziellen Verhältnisse, welche er mit genialem Blicke übersah, Außerordentliches leistete.

Im Frühjahr 1842 ernannte Erzherzog Karl Kalchberg zum Direktor seiner Herrschaft Selowitz in Mähren, von wo er jedoch im nächsten Jahre wieder nach Teschen zurückkehrte. Welche Entschlossenheit der erzherzogliche Güterdirektor besaß, beweist sein mutvolles Benehmen nach dem Ausbruche der polnischen Revolution im Jahre 1846. Kalchberg selbst reiste im Lande umher, um die in so hohem Grade aufgeregten Gemüter zu besänftigen, denn an Greuel- und Gewalttaten fehlte es damals, wie bekannt, nicht. Er wußte mit dem größten Takte überall die Ordnung wiederherzustellen, wohin er kam, seine Beliebtheit beim Landvolke, welches sein strenges Rechtsgefühl kannte, rettete ihm mehr als einmal seine persönliche Freiheit, ja vielleicht sein Leben; er wirkte auch besänftigend und mildernd auf die erregten Geister, so daß sie häufig nur durch seine einfache persönliche Dazwischenkunft in die Schranken der Ordnung zurückgeführt wurden. So kam das Jahr 1848 heran, in diesem war Kalchberg zum erstenmale auf dem eigentlichen politischen Gebiete tätig, mit Bewilligung seines hohen Gebieters kandidierte er für die Wahl in das Frankfurter Parlament und war im Gebiete von Teschen der einzige, welcher von den Angehörigen aller Nationalitäten einhellig gewählt wurde. Im nächsten Jahre schon finden wir den hochbegabten Mann im österreichischen Staatsdienste. Der Minister Graf Franz Stadion veranlaßte ihn in denselben zu treten. Minister Alexander Bach, Stadions Nachfolger, ernannte Kalchberg im Juli 1849 zum Ministerialrat im Ministerium des Innern und sodann zum Präsidenten der Grundentlastungs-Landeskommission für Schlesien; für dasselbe Kronland wurde

er am 9. Dezember zum Statthalter ernannt. Die Grundentlastung, dieses Werk von größter volkswirtschaftlicher, sozialer und politischer Bedeutung führte Kalchberg nunmehr mit aller Energie durch. Nicht minder führte er aber auch Verbesserungen auf dem Gebiete des Volksschul- und Gemeindewesens ein, so daß die Aufmerksamkeit der Regierung immer mehr auf ihn gelenkt wurde. Die Bevölkerung Schlesiens verehrte den für ihr Wohl in allem und jedem einstehenden Mann, der in kurzer Zeit sich bei derselben einer Popularität erfreute, wie sie Männern auf hohen Posten zu jener Zeit selten entgegengebracht wurde. Freilich schreibt Kalchberg selbst: „Ich darf sagen, daß ich populär war, aber dies galt zu jener Zeit als ein politischer Makel!“

Im Jahre 1853 wurde er zum Vizepräsidenten der Statthalterei in Lemberg ernannt. Die Grundentlastungsarbeiten waren es wieder, welche Kalchberg in die Hand nahm und in der kürzesten Zeit auch hier vollständig durchführte, so daß er monatlich zwei Millionen Grundentlastungskapital so weit richtig stellte, daß darauf Vorschüsse gegeben werden konnten. Mit der Übernahme des Ministeriums des Innern durch Goluchowsky wurde der schon damals so überaus verdiente Mann am 1. Dezember 1859 in den Ruhestand versetzt. Er blieb jedoch nicht untätig, kandidierte nach dem Eintritte der Februarverfassung für Landtag und Reichsrat, wurde gewählt und zeichnete sich als Abgeordneter durch einige treffliche Reden über die Revision der Gewerbeordnung, den Grundertragskataster und andere wichtige Fragen auf handelspolitisch-judiziellen Gebiete aus, welche eben an der Tagesordnung waren.

Bald darauf befand sich Kalchberg an dem Platze, den er so tüchtig auszufüllen vermochte, er ward Sektionschef im Handelsministerium und wurde mit der Leitung des Ressorts betraut. Er war es, der zunächst englisches Geld heranzuziehen

versuchte, um insbesondere in den Ländern der Stephanskrone ein Eisenbahnnetz ins Leben zu rufen, welches diese Länder mit Zisleithanien zu verbinden und wirtschaftlich zu heben bestimmt war. Das Projekt gelang damals nicht ganz, wurde jedoch einige Jahre später dennoch zur Ausführung gebracht. Als im Jahre 1864 bei einem Galadiner in Schönbrun der Leiter des österreichischen Handels den Fürsten (damals Herrn von) Bismarck kennen lernte und ihm gegenüber bedauerte, daß Österreichs Eisenbahn-Konzessionssystem die Regierungsgewalt allzusehr lahmlege, warnte ihn derselbe „nur nirgend dem Rechte zu nahe zu treten, denn dieses müsse vor allem heilig gehalten werden“.

Bald „nachdem das Ministerium Erzherzog Rainer-Schmerling seine Fauteuils geräumt hatte“, legte auch Kalchberg alle seine Mandate zurück und trat in den Stand der Ruhe, die er mit seiner Gattin und Tochter zumeist in der schönen steirischen Hauptstadt verlebte, wo seine Wiege gestanden war und wo ihn im hohen Alter von mehr als achtzig Jahren plötzlich und unvermutet — denn der Greis besaß noch eine geistige Rüstigkeit und Elastizität, die bewunderungswürdig erschien — am 27. April 1882 der Tod ereilte. Kalchberg war im Jahre 1857 in den Freiherrnstand erhoben worden.

Wer Gelegenheit hatte, wie der Verfasser dieser Zeilen, mit diesem bedeutenden Manne öfter zu verkehren, mußte seine richtigen Urteile, welche nie der genauesten Begründung entbehrten, seine Kenntnisse auf allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst, seine klare prägnante Darstellungsgabe in der Rede bewundern. Bis zu seinem Lebensende verfolgte er alle politischen und Tagesfragen, den Stand der Wissenschaft und des literarischen Lebens mit dem regsten Interesse. Wie schwer ihm dies gemacht wurde und mit wie merkwürdigem Gedächtnisse, dem eine ausgezeichnete Fassungsgabe zur Seite stand, er dabei ausgestattet war, beweist der traurige Umstand, daß

er, der die letzten Jahre seines Lebens hindurch blind war — der graue Staar hatte sein Auge umnachtet und nur mittelbar durch den Vorleser konnte er zur Kenntnis des geistigen Lebens und der Erzeugnisse desselben gelangen — fort und fort dennoch eifrigsten Anteil an allem nahm, ja seine Gedanken sogar in trefflichen Aufsätzen niederlegte, deren einige (wie z. B. „Die Eisenbahnpolitik vor dem Schwurgerichte“ N. Fr. Presse vom 6. März 1875, Nr. 3781) auch in Zeitungen erschienen waren und die Aufmerksamkeit des Publikums wie des Fachmannes in hohem Grade in Anspruch nahmen. Noch im Jahre 1880 brachte Fleischers „Deutsche Revue“ memoirenhafte Aufsätze Kalchbergs, die den gediegenen Denker, den weitblickenden Staatsmann in jeder Zeile verrieten.

Es ist hier der Ort, auch jener separat erschienenen Schriften zu gedenken, welche Kalchberg verfaßt, und in denen er in gewandter Form seine Gedanken über große staatswissenschaftliche Fragen niedergelegt hatte. „Kleine Beiträge zu großen Fragen in Österreich“ erschienen von ihm im Jahre 1860 anonym bei Brockhaus in Leipzig, es war ein Zyklus von Aufsätzen über brennende Tagesfragen, der Öffentlichkeit übergeben „als Bausteine für einen einheitlichen Gesamtbau Österreichs“. Es handelte hier über Landesvertretungen und Reichsrat, über Gemeindewesen und Adel, über geistige, sittliche und konfessionelle Zustände. Wie richtig beurteilte der scharfe Denker in dieser Schrift die heute so aktuell gewordene Judenfrage und wie passen für die ganz anders gewordenen Verhältnisse seine Ansichten und Vorschläge heute noch. Gerade im gegenwärtigen Zeitpunkte wird die Lektüre dieser Kapitel für jeden Denkenden von hohem Interesse sein. Kalchbergs nächste Schrift „Alt oder neu: Die politische Entscheidungsfrage. Aus der Mappe eines Wiener Bureaukraten“ 1874 im gleichen Verlage ebenfalls anonym erschienen, hatte einen memoirenhaften Charakter, aber er stellte darin auch die Grund-

sätze auf, deren Befolgung nach seiner Ansicht für die gedeihliche Fortentwicklung unseres Staates im politischen Leben unentbehrlich ist; diese Grundsätze faßt er in den Schlagworten: Freiheit der Individualität, Bewußtsein staatlicher Zusammengehörigkeit und daher warme Vaterlandsliebe, Förderung des allgemeinen Wohlstandes und ein tüchtiges Heer, Achtung des sittlichen Berufs der Menschheit, Aufrechthaltung der Autorität des Gesetzes, Konfessionslosigkeit im Kulturstaat und endlich Maßhalten in allem — auch im Fortschritt — zusammen. So tritt uns der patriotisch fühlende und denkende Geist auf jeder Seite des Buches entgegen. — Sein letztes Werk hatte der nimmer Müde ganz in die Feder diktiert, es ist das schon eingangs erwähnte „Mein politisches Glaubensbekenntnis in Gedenkblättern aus einer achtzigjährigen Pilgerfahrt“, ein Buch von 550 Seiten, in dem ein Schatz von Lebenserfahrung, eine Fülle der interessantesten Beiträge zur Zeitgeschichte, Charakterschilderungen hervorragender und bedeutender Persönlichkeiten, endlich zahlreiche Episoden aus dem merkwürdigen Lebenslaufe des Verfassers enthalten sind. Der Inhalt dieses Memoirenwerkes, das auch namentlich für die neuere politische und kulturelle Geschichte Österreich-Ungarns von Wichtigkeit erscheint, gliedert sich in sechzehn „Gedenkblätter“, in denen der Verfasser neben dem Laufe seines Lebens die Verhältnisse und Zustände seines Heimatreiches in der vor- und nachmärzlichen Periode einer ebenso geistvollen als oft scharfen Besprechung unterzieht. Daß es namentlich die politischen Verhältnisse sind, denen er sich besonders eingehend zuwendet, erweist auch der Anhang, welcher eine Übersicht der „Ministerien und Minister vom März 1848 bis zum März 1881“ bietet. Mit großem Freimut hat Kalchberg die Tätigkeit einiger dieser Regierungsmänner an verschiedenen Stellen seines Werkes einer oft strengen, aber gerechten Beurteilung unterzogen.

„Mein Buch“, lauten die letzten Zeilen, „ist keine kampfslustige Parteischrift, sondern ein ehrliches politisches Glaubensbekenntnis, eine Generalbeichte für mich, ein Beichtspiegel für andere. Ich sage mir wohl auch in trüben Stunden, daß es die Stimme des Rufenden in der Wüste sein dürfte, auf welche niemand hört. Sei es darum: ich habe meine Pflicht erfüllt und das genügt mir. Es ist ein ernsthaftes Buch, einheitlich und ganz, als ein solches wolle es der Leser auffassen.“

Unerschüttert vertritt der bis zum Lebensende energievolle Mann seine Ansichten, die sich inzwischen nicht geändert haben und nur in diesem letzten großen Werke auf die neuesten Zeitverhältnisse mit bezogen sind.

Einige Wochen vor seinem Tode hatte ich den liebenswürdigen Greis noch besucht. Ich lauschte seinem Gespräche überaus gern, die des Belehrenden in jedem Satze soviel boten; er wählte das eine oder das andere Thema, an irgendeine Tagesfrage anknüpfend und behandelte es oft in stundenlanger Rede, aber die Stunde verflog dem Lauscher wie eine Minute, denn es kam dann die Kraft und Begeisterung über ihn, welche ihm sein ganzes Leben hindurch nicht abhanden gekommen war. Voll Leben war trotz des starrblickenden Auges das von den weißen Haaren und dem weißen Backenbarte umrahmte edle Antlitz, das ich nie vergessen werde. Kein besonderes Leiden quälte ihn in der letzten Zeit. Er fühlte sich nachmittag gegen zwei Uhr unwohl, legte sich zu Bette, wandte sich um und war eine halbe Stunde später verschieden. Und doch hatte er an den Tod gedacht, hatte seltsamerweise den Entwurf zu einem Grabstein machen lassen, ja die Inschrift auf demselben bestimmt. Dieser Grabstein war nahezu vollendet, als den Greis der Tod ereilte. Seinem Wunsche gemäß wurde er in dem Friedhofe bei der Kirche von Mariatrost begraben, ihm zur Seite ruht seine treue vieljährige Lebensgefährtin, welche ihm bald nachgefolgt ist.

Es ist ein prachtvoller Platz auf steiler Höhe, nahe dem imposanten Gotteshause und nahe auch dem Dome des prächtigen Waldes, der sich den Bergrücken hinab gegen Graz zieht. Man blickt nordöstlich in die Berge, welche aneinander gereiht sich in duftiger Ferne verlieren und zwischen denen Häuschen und Dörfer die wundervolle Landschaft beleben, südöstlich aber gegen die Stadt Graz mit dem Hintergrunde der Alpenketten, während das Bild rechts und links von dem nahen Berge und Walde begrenzt ist. Auf jener Friedhofshöhe weilt die Abendsonne zuletzt, wenn auch schon unten die Welt im grauen Nebel der Dämmerung liegt, und dort vergoldet sie das Grab eines der trefflichsten Herzen, die je für alles Edle geschlagen, eines unvergeßlichen Landsmannes, eines der besten österreichischen Patrioten, die für Kaiser und Reich gewirkt haben.



Ilwof Franz, Franz Freiherr v. Kalchberg. (1807—1890.) Sein Leben und Wirken im Ständewesen der Steiermark und im Dienste des Staates. 8⁰. (72 S.) 1887. Preis K 2·—.

Diese Schrift ist sehr interessant wegen der geschichtlichen Erinnerungen über das segensreiche Wirken Kalchbergs und geschrieben mit Feinheit und Schwung des Gedankens.

Joherl Ignaz Heinrich, Wildon einst und jetzt. Chronik der Burg des landesfürstlichen Marktes und der Pfarre St. Magdalena in Wildon. Kl.-8⁰. (VIII und 158 S.) 1891. Preis K 1·80.

Ein wertvoller Beitrag zur Geschichte unseres Heimatlandes. Die Sippe derer von Wildon spielt in der Landesgeschichte eine gar bedeutende Rolle. Das Bändchen zeugt von emsigem Sammelfleiße und tüchtiger Darstellungsgabe.

Kapper, Dr. Anton. Das Archiv der k. k. steiermärkischen Statthalterei. Gr.-8⁰. (VIII und 156 S. mit drei Tafeln.) 1906. Preis K 3·60.

Ein ebenso interessantes als geschichtlich wertvolles Werk! Der Verfasser beschreibt in übersichtlicher Weise die Entwicklung dieses Archives und charakterisiert sämtliche für die politische und Wirtschaftsgeschichte Steiermarks und Innerösterreichs so reichhaltigen Aktengruppen von der Zeit 1184—1854. Das Buch, dem drei sehr gediegene Abbildungen beigegeben sind, ist gleich interessant für Städte, Märkte und Pfarren Innerösterreichs, wegen der vielen Hinweise auf deren Privilegien, Stiftungen und rechtlichen Verhältnisse.

Katalog der Styriaca. A. Werke über Steiermark. Lex.-8⁰. (207 S.) 1904. (Kommissions-Verlag.) Preis geb. K 3·—.

Dieser wertvolle Katalog, den Besitzstand der Landesbibliothek darstellend, kann allen Sammlern steiermärkischer Geschichtswerke auf das beste empfohlen werden.

Lödler Vinzenz, Pfarrer, **Geschichte von Preding von den ältesten Zeiten bis 1906.** 8⁰. (130 S. mit 3 Abbildungen.) Preis K 1·50.

Diese Geschichte Predings, vom dortigen Pfarrer mit Liebe und Wärme geschrieben, will kein strenges Geschichtsbuch sein, sondern bietet den Pfarrinsassen und allen Freunden Predings fast in Erzählungsform eine echt volkstümliche, flott geschriebene Übersicht der wichtigsten Geschehnisse aus alter Zeit bis auf den heutigen Tag.

Mayer, Dr. Franz Martin, Geschichte der Steiermark mit besonderer Rücksicht auf das Kulturleben. Kl.-8⁰. (500 S.) 1898. Preis brosch. K 4·—; eleg. geb. K 5·40.

Eine zusammenfassende Darstellung auf dem Gebiete österreichischer Landesgeschichte, welche recht herzlich begrüßt werden soll. Der hochverdiente Verfasser gibt uns eine allgemein faßliche Übersicht der historischen Entwicklung der Steiermark, welche auf dem gründlichen Studium jeglicher Einzelforschung aufgebaut ist. Es ist ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes.

Plazer M. von, Traunkirchen, Aussee. Historische Wanderungen. (Zirka 200 S.) 1907. Mit 40 Abbildungen. Preis K 3·—.

Dieser historische Rundgang behandelt die interessantesten Entwicklungsperioden und schließt nicht bloß die hauptsächlichsten historischen Bauobjekte, Denksteine, Bilder &c. ein, sondern es werden das Salzwesen, die Marktverhältnisse, die Reformation und anderes, Volkstypen, Inventare und bekannte Familiennamen alter und neuerer Zeit in geschickt ausgeführter Verbindung mit dem historischen Aussee verwebt.

DATE DUE

